LIBRARY of the
OHIO STATE
UNIVERSITY

LITTERARHISTORISCHE

FORSCHUNGEN.

HERAUSGEGEBEN

VON

Dr. JOSEF SCHICK,
o. ö. PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT MÜNCHEN.

UND

Dr. M. Frhr. v. WALDBERG,
a. o. PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT HEIDELBERG.

II. HEFT.

RICHARD SCHWINGER,

FRIEDRICH NICOLAIS ROMAN „SEBALDUS NOTHANKER".

WEIMAR.
VERLAG VON EMIL FELBER.
1897.

FRIEDRICH NICOLAIS ROMAN

„SEBALDUS NOTHANKER“.

EIN BEITRAG

ZUR

GESCHICHTE DER AUFKLÄRUNG

VON

RICHARD SCHWINGER.

WEIMAR.
VERLAG VON EMIL FELBER.
1897.

PN 35
L6
v.2

809
L77

OHIO
DENVER

Herrn Professor

Dr. Max Freiherrn von Waldberg

in herzlicher Dankbarkeit

zugeeignet.

896302

Vorwort.

Gerade hundert Jahre sind nunmehr verflossen, seit Nicolai in den „Xenien“ dem Fluche der Lächerlichkeit preisgegeben wurde, seit ihm aus den Weimarischen Wäldern jenes boshafte Echo entgegentönte. Einige Jahre später brach ein noch gründlicheres Strafgericht, in Gestalt der masslosen Schmähschrift Fichtes, über den dünkelhaften Philosophen des gesunden Menschenverstandes herein. Seitdem schien in der öffentlichen Meinung des litterarischen Deutschland sein Process verloren. Erst um die Mitte unseres Jahrhunderts fand sich ein berufener und unparteiischer Richter, — Danzel — der die Akten Nicolais von neuem durchsah und, im Hinblick auf die unleugbaren Verdienste seiner jüngeren Jahre, das verdammende Gesamturteil milderte. Eine lebhaftere Beschäftigung mit dem Berliner Aufklärer setzte aber erst in neuerer Zeit, in den achtziger Jahren, ein. Der im allgemeinen sympathisch berührenden, wenngleich in vielen Punkten anfechtbaren „Rettung“ Rümelins folgte Minors zusammenfassende Darstellung von Nicolais Leben und Schriften: eine unnachsichtige, aber nicht unbillige Kritik. Muncker zeichnete das Bild Nicolais für die „Allgemeine Deutsche Biographie“. In Erich Schmidts „Lessing“ fügte sich ebensowohl wie in Geigers „Berlin“ eine Würdigung Nicolais organisch ein. Seine Jugendschriften behandelte

erst vor wenigen Jahren Altenkrüger. Zu gleicher Zeit erschien Ellïngers Neudruck der „Briefe über den itzigen Zustand“ u. s. w. Auch die Korrespondenz Nicolais erfuhr in neuerer Zeit mannigfache Bearbeitung.

Diesen Studien, die alle eine gerechte Beurteilung des merkwürdigen Mannes erstreben, möchte sich in gleicher Absicht die nachfolgende Untersuchung anreihen. Erfreulicherweise zeigt das Bild, das sie entrollt, nicht die öden, grauen Töne, wie eine Schilderung der späteren Zeit Nicolais, sondern helleres Licht und wohlthuendere Farben. Der „Sebaldus Nothanker“ gehört zwar nicht mehr zu den Jugendwerken Nicolais, aber noch in dessen nutzbringende Periode: er bildet einen Grenzstein in Nicolais Entwicklung. Ich habe mich darüber in der folgenden Einleitung ausgesprochen und ebendort auch den „Nothanker“ als Zeitroman zu charakterisieren gesucht. Kein anderes Werk aus der Epoche der Aufklärung giebt uns ein so treffendes und umfassendes Zeitbild, zumal für die bedeutungsvollen siebziger Jahre, als der Nicolaische Roman und die an ihn sich knüpfenden Schriften. Dieser Umstand und der überraschend grosse Erfolg des Buches mögen eine so ausführliche Behandlung eines einzelnen Nicolaischen Werkes rechtfertigen.

Den überreichen handschriftlichen Nachlass Nicolais in der K. Bibliothek zu Berlin habe ich ausgiebig benutzt: er bot mir eine Fülle erwünschten Materials für verschiedene Teile meiner Arbeit, insbesondere für den III. Abschnitt: „Wirkungen“. Letzterer macht auf absolute Vollständigkeit keinen Anspruch. Von den massenhaften gedruckten Materialien, die für diesen Abschnitt in Betracht kommen — fast jede Zeitschrift, fast jede Sammlung von Briefen aus jener Periode steuert dazu bei — verwertete ich nur das Wichtigste. Meine Absicht, einen klaren Eindruck von der Breite und Tiefe jener Wirkungen hervorzurufen, hoffe ich dennoch erreicht zu haben.

Ich fühle mich schliesslich gedrungen, den Verwal-

tungen der Bibliotheken, deren freundliches Entgegenkommen ich erfahren habe, namentlich denen der hiesigen Universitätsbibliothek, der K. Bibliothek in Berlin und der Bibliothek des Börsenvereins der deutschen Buchhändler in Leipzig, an dieser Stelle meinen besten Dank auszusprechen. Weiterhin bin ich für besonders gütige Unterstützung Herrn Bibliothekar Dr. Richard Preuss in Berlin, für freundlichen Rat Herrn Professor Dr. R. M. Werner in Lemberg zu herzlichem Danke verpflichtet.

Meine wärmste Erkenntlichkeit aber gebührt Herrn Professor Dr. Max Freiherrn von Waldberg, dahier, von dem die Anregung zu dieser Arbeit ausgegangen ist, und der ihr beständig das lebhafteste Interesse und die wirksamste Förderung zu teil werden liess.

Heidelberg, im Mai 1897.

R. S.

Übersicht des Inhalts.

Seite

Einleitung 1

Aufklärung und Aufklärerei. Lessing und Nicolai. — Nicolai als Utilitarier. — „Sebaldus Nothanker" ein Zeitroman. — Die Zeitverhältnisse. Politische und innere Zustände. — Die geistigen Strömungen auf den Gebieten der Religion, der schönen Litteratur, der Pädagogik, der politischen Litteratur, der Geschichtschreibung und der Kunst.

I. Entstehung, Plan und Tendenz des Romans . . 15

Nicolais Zerwürfnis mit Klotz. Mehrere Anläufe zu Streitschriften gegen diesen. Ursprünglicher, nicht ausgeführter Plan des „Noth.": litterarische Satire auf Klotz u. a. — Überhandnehmen der theologischen Strömung in der „Allg. d. Bibl." Neuer Plan: „Seb. Noth." als theologischer Kampfroman. Seine Tendenz mit der der „Allg. d. Bibl." übereinstimmend. — Satirische Nebenabsichten. Überreste des ersten Entwurfs.

II. Analyse des Romans 24

Die Fabel. Zwei Kreise: der theologische und der Liebesroman. — Gruppierung des tendenziösen Inhalts.

A. Die theologischen Elemente 29

Vernunftreligion. Gott und Unsterblichkeit. Vernunft und Offenbarung. Bibelkritik. Ablehnung einer „ausschweifenden Exegese". Satire auf Bahrdt. — „Nutzbarkeit" der Bibel. Die Bibel als Erziehungsmittel. Übereinstimmung mit Lessing. Dessen Stellung zur Neologie. Gegensatz zu Lessing. Einwirkungen Lessings. — Dogmatik. Praktische Nutzbarkeit der Dogmen. Über die Nutzbarkeit des Predigtamtes. Spalding. Der Landprediger. — Ablehnung einzelner Dogmen. — Das

Seite

Dogma von der Ewigkeit der Höllenstrafen. Eberhard, Lessing, Nicolai. — Das Dogma von der Verdammung der Heiden. Marmontel: „*Bélisaire*“. Holländischer Streit. Hofstede. Eberhard: „Neue Apologie des Sokrates“. Spiegelungen im „Noth.“ — Opposition gegen die symbolischen Bücher. Über die Lehrfreiheit der Geistlichen. Die Geschichte des Herrn F. Dessen Urbild: Eberhard. — Die holländische „Rechtsinnigkeit“. — Die anglikanische Orthodoxie. — Persönliche Kämpfe. Zweifache Satire auf Goeze: auf seinen allgemeinen Charakter: Stauzius; auf bestimmte Ereignisse (Streit mit Alberti; Kampf gegen die Hamburger Reformierten): Wulkenkragenius. — Satire auf Crusius: auf die apokalyptischen Schwärmereien und den modernen Chiliasmus. Die Apokalypse als Sternesches Steckenpferd. Gegensatz zwischen Crusius und Wolf. — Judenbekehrung. — Satire auf den Pietismus. — Die religiösen Verhältnisse in Berlin.

B. Die litterarischen Elemente 103
Reste des ersten Plans. — Die „Klotzianer“ im „Noth.“ — Die Anknüpfung an Thümmels „Wilhelmine.“ — Die Verwertung der Abbtschen Schrift „Vom Tode für das Vaterland“. — Ausfälle auf Friedr. Karl v. Moser. — Die deutsche Geschichtschreibung. — Satire auf Joh. Gg. Jacobi und auf die Empfindsamkeit. — Satire auf Riedel. — Die „Deutschen Gesellschaften.“ — Satire auf Christ. Heinr. Schmid. — Stichelei auf Herder. — Über den deutschen Buchhandel. Gelehrtentum und Buchmacherei. Übersetzungsfabriken. Nicolais Wissenschaftsideal. — Die neue Pädagogik im „Noth.“

C. Sonstige Zeitbeziehungen 142
Das physiokratische System. — Preussischer Patriotismus. — Fürstenleben. — Beamtentum. — Satire auf den deutschen Adel. — Die Verachtung der deutschen Sprache und Litteratur. — Über die Kriecherei und Stellenjägerei der Geistlichen. — Sonstiges.

III. Wirkungen.

A. Allgemeines 151
Zeitpunkt des Erscheinens des „Noth.“ Das vorherrschende theologische Interesse. Aufnahme des Werkes beim Publikum. Durchschlagende Wirkung des ersten Bandes; geringere der folgenden. — Gerüchte von Konfiskation und Verboten. — Falsche Ausstreuungen in Bezug auf die Autorschaft. — Chodowieckis Anteil am „Noth.“ — Beifall der Kaiserin von Russland. — Anfeindungen. — „Noth.“ in der Reaktionszeit.

Seite

B. Briefliche Urteile 161
An den Autor selbst: Lessing. Mendelssohn. Herder. Hamann. Merck. Thümmel. Boie. Eschenburg. Uz. Musäus. Raspe. Ebeling. Gebler. Denis. Riedel. Bretschneider. Möser. Zimmermann. Iselin. Höpfner. Springer. Unzer. Heyne. Niebuhr. Schrökh. Semler. Resewitz. Lüdke. J. A. Hermes. Pistorius. Walch. Mutzenbecher. v. Rochow. Campe. Gülcher. — Aus dem grösseren Publikum: Friedr., Fürst zu Waldeck. Mad. Westfeld. B. G. Schlenker. — Anonyme Zuschriften. — An dritte Personen: Boie. Bürger. Chr. F. Weisse.

C. Kritiken und litterarische Anspielungen 195
Wieland im „Teutschen Merkur". Folgen dieser Kritik: Zerwürfnis mit den Jacobis. Epigramme in der „Büchse". — Blankenburg in Weisses „Neuer Bibl." — Schirachs „Magaz. d. deutsch. Crit." — „Revis. d. Teutsch. Litt." — Campe in der „Allg. d. Bibl." — „Frankf.-gel. Anz." — Schrökh in den Leipz. „Neuen Zeitungen v. Gel. Sachen." — Sonstige Zeitungsberichte. — Kütners „Charakt. teutsch. Dichter und Prosaisten." — Eschenburgs „Beispielsamml. z. Theorie u. Lit. d. schön. Wissensch." — Jördens, „Lex. deutsch. Dicht. und Prosaisten." — Selbständige Schriften: „Gedanken üb. d. Leb. u. d. Mein. d. H. Mag. Seb. Noth."; ferner: „Über d. Leben u. die Meinungen" u. s. w. — Kleinere litterarische Effekte: Angriffe in der „Büchse". – Epigramm von Kästner. — Wagner, „Prometheus, Deukalion" u. s. w. — Contius, „Wieland und seine Abonnenten." – Cranz, „Fragment eines Schreibens" u. s. w. — Hermes, „Sophiens Reise". — Tieck, „Prinz Zerbino". — Möser, „Patriot. Phantasien". — Kästner, „Sinngedichte". — Gefälschter Schillerbrief.

D. Streitschriften 215
Als Vertreter der Gefühlsphilosophie: Hamann, „An d. Hexe z. Kadmonbor." — In orthodoxem Sinne: „Schreiben an d. Hrn. G. S. L**, Über d. Leben" u. s. w. — „Sendschr. an d. Verf. d. Leb. u. d. Mein. d. Hrn. Mag. Seb. Noth. v. dessen weiland untergeb. Schulmeister". — „Neues Wörterb. auf eine andere Manier v. d. Nothank. Schulm." — „Catechismuslehren v. d. nothank. Schulm." — Im Namen des Pietismus: Jung-Stilling, „Die Schleuder eines Hirtenknaben". Goethes Anteil daran. — Gegenschriften: „Der verunglückte Schleuderwurf". — E. v. Bruck, „Anmerkungen über die Schleuder" u. s. w. — Jung: „Die grosse Panacee"; ferner:

Seite

„Die Theodicee des Hirtenknaben". — Bruck, „Abbitte" u. s. w. — Ein Urteil über Jung von pietistischer Seite.

E. Anlehnungen, Nachahmungen, Übersetzungen und Nachdrucke 243

Seybold, „Predigten d. Hrn. Mag. Seb. Noth." Nicolais Stellungnahme dazu. — Die unechte Fortsetzung des „Noth." — Wezel, „Tobias Knaut". — Schwager, „Martin Dickius". — Schöpfel, „Martin Flachs". — Bretschneider, „Junker Ferd. v. Thon". — Kindlebn, „Wilibald Schluterius". — „Nothanker der Andere". — Sonstige Nachahmungen. — Frommel, „Seb. Noth." — Französ., holländ., dän., schwed. u. engl. Übersetzung des Romans. — Nachdrucke.

Schlussbetrachtung 257

Zeitgenössische Überschätzung des „Noth." als Kunstwerk, erklärt aus dem allgemeinen Zustand der Romanlitteratur. — „Seb. Noth." im kritischen Lichte der Gegenwart. Künstlerische Mängel. Kulturhistorische Bedeutung. — Vorwiegen der Tendenz. — Roman-Requisiten und Motive. — Charakterzeichnung. — Demokratischer Zug. — Form der Darstellung. — Sprache. — Abhängigkeit von fremden Werken und Richtungen: Sterne, „*Tristram Shandy.*" — Fielding. — Goldsmith, „*The Vicar of Wakefield*". — Prediger-Romane. — „*John Buncle*". — Lessings Einfluss.

Einleitung.

„Was ist Aufklärung?“ Diese 1783 öffentlich gestellte Frage [1]) wurde von Mendelssohn und Kant beantwortet. Der erstere sieht in ihr einen Faktor der Bildung und definiert sie als „vernünftige Erkenntnis und Fertigkeit zum vernünftigen Nachdenken über Dinge des menschlichen Lebens, nach Massgebung ihrer Wichtigkeit und ihres Einflusses in die Bestimmung des Menschen“. [2]) Kant hat den Begriff schärfer gefasst. „Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit.“ Ihr Ursprung ist das Selbstdenken; ihre Bedingung die Freiheit des Denkens; ihr Zeitalter das Zeitalter Friedrichs des Grossen. Dieses aber ist nicht ein aufgeklärtes Zeitalter, sondern ein Zeitalter der Aufklärung. Weil aber die Unmündigkeit in Religionssachen die schädlichste und entehrendste unter allen ist, so ist die religiöse Aufklärung die wichtigste und die Grundlage einer jeden anderen. [3]) Was Kant aber unter Aufklärung versteht, ist von Aufklärerei wohl zu unterscheiden. Den Vorurteilen, in denen diese oft befangen bleibt, ist das Selbstdenken, ist die wahre Aufklärung von Haus aus feind. Der typische Vertreter

[1]) „Berlinische Monatsschrift“ II. S. 516.
[2]) Ebd. IV (1784). S. 193 ff.
[3]) Ebd. S. 481 ff.

der letzteren ist Lessing, der ersteren Nicolai. Lessing versteht die geschichtliche Entwicklung, und auf Grund dieses Verständnisses befreit er sich als wahrer Selbstdenker von Vorurteilen jeder Art. Nicolai, dem, wie allen Popularphilosophen, der Sinn für historisch Gewordenes mangelt, ersetzt die alten Vorurteile durch neue. Allerdings hat auch er der wahren Aufklärung wertvolle Dienste geleistet, aber deren Ruhm durch seine spätere Thätigkeit verdunkelt.

Die litterarische Wirksamkeit Nicolais, des eingefleischten Utilitariers, lässt sich, eben vom Gesichtspunkte der Nützlichkeit aus, in zwei Perioden scheiden: in der ersten stiftete er thatsächlich Nutzen; in der zweiten glaubte er zu nützen und war hartnäckig bemüht, auch die Welt davon zu überzeugen. Den geistigen Höhepunkt der ersten Periode und zugleich seiner ganzen litterarischen Thätigkeit bilden die „Briefe über den itzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland“ (1755). Der Fahne Lessings folgend, eilte Nicolai mit frischen, trefflich formulierten Gedanken auf den litterarischen Kampfplatz, nahm eine selbständige Stellung zwischen den veralteten Parteien der Leipziger und Schweizer ein und wirkte anregend in weiten Kreisen. Auch gehört hieher sein immerhin rühmlicher, wenngleich bescheidener Anteil an den Litteraturbriefen.

Die zweite Periode ist hauptsächlich beherrscht von den nüchternen, negativen Tendenzen der „Allgemeinen deutschen Bibliothek“, deren anfänglich günstiger Einfluss auf die Entwicklung der deutschen Litteratur von Jahr zu Jahr mehr in eine hemmende und verflachende Wirkung überging. Ausserdem kämpfte Nicolai in parodistischen Tendenzschriften gegen die neu aufkommenden Richtungen der Poesie, zu deren Schätzung seiner geistigen Natur das Organ fehlte; und unfähig, über den beschränkten Gedankenkreis der Popularphilosophie hinaus in die Tiefen der kritischen Philosophie einzudringen, zog er auch gegen diese,

wie gegen ihre Anhänger und Fortbildner in Romanen und Streitschriften zu Felde — kurz, er wehrte sich mit allen Kräften gegen jede idealistische Richtung in Kunst und Wissenschaft und zerfiel so nach und nach mit allen Führern des jungen Geschlechts.

An der Grenze zwischen diesen beiden Perioden, noch in den Bereich der ersteren gehörend, steht jenes Werk Nicolais, das, wie die „Briefe“ den geistigen, so den äusserlichen Höhepunkt seiner schriftstellerischen Thätigkeit bezeichnet: der Roman „Das Leben und die Meinungen des Herrn Magister Sebaldus Nothanker“.

Als zur Ostermesse 1773 der erste Band dieses Werkes erschien, erregte er ungeheures Aufsehen. Zwar hielt sich das Interesse für die folgenden Bände nicht auf gleicher Höhe, aber immerhin ist die Wirkung dieser litterarischen Erscheinung, im ganzen genommen, eine ungewöhnliche und auffällige gewesen. Auffällig für den heutigen Leser; denn aus dem absoluten Werte des Romans vermag er sie nicht zu erklären. Worin ist sie begründet?

Jede geistige Erscheinung ist ein Glied einer unendlichen Kette, Wirkung und Ursache zugleich. Sie wurzelt in ihrer Zeit und befruchtet ihre Zeit. Aber dieser Zusammenhang mit den zeitlichen Verhältnissen ist nicht bei jedem geistigen Erzeugnisse gleich intensiv und auch nicht in gleicher Weise in die Augen springend. Es giebt Geisteswerke, die nur mit so feinen und verborgenen Saugwurzeln in den Boden ihrer Zeit hinabreichen, dass sie dem Betrachter von ihr losgelöst, über sie hinausgehoben scheinen, dass er über dem Allgemein-Menschlichen und Unbeschränkt-Gültigen das Zeitlich-Zufällige vergisst. Das sind die grossen Meisterwerke der Kunst und Wissenschaft, die für alle Zeiten gelten. Andere Geisteskinder hingegen tragen das Gepräge ihrer Zeit, bewusst oder unbewusst, unverkennbar an der Stirne; sie hängen mit den ihre Zeit bewegenden Fragen aufs innigste zusammen und, losgelöst von diesen, verlieren sie jegliche Bedeutung. Ein

solches echtes Kind der Zeit, das sich mit bestimmter Absicht auch nur als solches gebärdet, ist der „Sebaldus Nothanker“. Wenn aber, wie hieraus erhellt, seine Bedeutung nur eine relative ist, wenn das ihm entgegengebrachte Interesse einer weit zurückliegenden Periode angehört, lohnt es sich dann für uns, dieses archaische Gebilde eingehend zu betrachten und zu würdigen? Wir glauben, diese Frage bejahen zu dürfen. Denn der Roman besitzt zwar einen nur geringen künstlerischen, aber einen nicht unbeträchtlichen kulturhistorischen Wert. Vermöge seiner theologischen Haupttendenz werden wir mitten hineingeführt in eine starke, ja man kann sagen, in die stärkste geistige Strömung jener Zeit. Aber nicht genug damit: der Roman ist auch in socialer und litterarischer Beziehung ein nicht zu unterschätzendes Spiegelbild einzelner Zeitverhältnisse. Um aber diese Vorzüge gerechterweise würdigen und das seinerzeit natürliche Interesse an dem Werke wieder künstlich beleben zu können, ist es notwendig, dass wir uns vor allem in die Zustände, aus denen es hervorgegangen, in das Deutschland, wie es sich in der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts darstellt, in das politische, sociale und geistige Leben jener Periode, namentlich aber in den Staat Friedrichs des Grossen, zurückversetzen. —

Das Schicksal des heiligen römischen Reichs deutscher Nation war durch die Bestimmungen des Westfälischen Friedens besiegelt: der Auflösungsprocess vollzog sich langsam, aber unaufhaltbar. Es wären diese Blätter deutscher Geschichte höchst unerfreuliche, wenn nicht dem ruhmlosen Hinsiechen des Reichskörpers die glanzvolle Entwicklung von Brandenburg-Preussen gegenüberstände. Auf den von seinen Vorfahren geschaffenen starken Fundamenten errichtete Friedrich der Grosse, indem er seine expansiven Bestrebungen und seinen genialen Thatendrang erfolgreich zur Geltung brachte, den mächtigen Bau des Königreichs Preussen als europäischer Grossmacht.

Tiefe Wunden hatte der siebenjährige Krieg den

deutschen Landen geschlagen. Aber aus dem heftigen Krampfe, der in diesen Zeiten das arme Deutschland durchzuckte, ging dennoch eine Klärung und Gesundung der politischen Verhältnisse hervor, und so schwer auch die Nachteile des Krieges waren und empfunden wurden, grösser noch ist der Gewinn, den er für Deutschland mit sich brachte. Endlich hatte der Deutsche wieder einmal Anlass zu nationaler Begeisterung und einen nationalen Helden. Ein vordem kleiner deutscher Staat hatte sich aus eigenen Kräften zur Grossmacht aufgeschwungen. Das Verhältnis zu Österreich war endlich geklärt; Preussen stand diesem ebenbürtig gegenüber. Und wenn schliesslich durch den siebenjährigen Krieg das wankende Gefüge des deutschen Reichs einen neuen schweren Stoss erlitten hatte, von dem es sich nie wieder erholen konnte, so darf auch dieser Umstand den Vorteilen zugezählt werden. Den politischen Errungenschaften stellte sich dann noch ein gewaltiger Aufschwung des geistigen Lebens zur Seite, der zum grossen Teile ebenfalls auf den siebenjährigen Krieg zurückzuführen ist.

Aber auch die inneren Zustände Deutschlands harrten der Besserung. Durch die Zersplitterung des Reichs wurde die Selbstherrlichkeit der einzelnen Staaten begünstigt. Fast ein jeder Regent fühlte sich als unumschränkten Herrscher nach dem Muster der französischen Könige. Französisches Geld und französische Sitte beherrschten Hof und Adel. Deutsches Wesen, deutsche Sprache und Litteratur waren aufs tiefste verachtet. Bürger und Bauer, namentlich der letztere, seufzte unter unerhörten Lasten; mit der finanziellen Ausbeutung vereinigte sich die Willkür in der Rechtspflege. Dabei trug das Volk seinen Bedrückern gegenüber ein unterwürfiges und kriechendes Wesen zur Schau; Bürger, Pfarrer, Beamte erstarben in Demut vor den Adeligen und Hofleuten, die übermütig die Privilegien eines bevorzugten Standes genossen.

Endlich kam die Besserung. Die Ideen der französi-

schen und englischen Aufklärung drangen auch nach Deutschland herüber. Auf die Periode des absoluten folgte die des aufgeklärten Despotismus.

Es war ein frischer Wind, der in den vierziger Jahren von der Nordmark her in das übrige Deutschland und über seine Grenzen hinaus wehte und an vielen Orten die giftigen Miasmen zerstreute, die sich über dem Sumpfe der faulen Zustände angesammelt hatten. Das Beispiel Friedrichs II. wirkte mächtig anregend auf viele europäische und deutsche Staaten. Sogleich, nachdem er seine ersten äusseren Erfolge errungen hatte, begann der grosse König mit inneren Reformen aller Art. Das berühmte Toleranzedikt war bereits kurze Zeit nach seiner Thronbesteigung erlassen worden. In seiner Jugend hatte er sich gesättigt an den neuen Ideen, die sich von Frankreich und England her über die ganze Kulturwelt verbreiteten. Dass er als Regent diese Aufklärungsphilosophie in praktische Wirksamkeit umsetzte, darin besteht sein grosses weltgeschichtliches Verdienst, und deshalb sprechen wir von einem Zeitalter Friedrichs des Grossen. —

Die geistigen Strömungen jener Zeit unterscheiden wir am besten nach ihrem Verhältnis zur Aufklärung. Aufklärende und aufklärungsfeindliche Tendenzen befehden sich. Dem Ansturm auf veraltete Positionen widersteht eine heftige Verteidigung. Aber auch innerhalb der Aufklärung selbst zeigen sich mannigfache Spaltungen und Differenzierungen.

Der Begriff „Aufklärung“ oder, wie man im 18. Jahrhundert auch sagte, „Aufheiterung“, setzt einen Zustand der Trübe oder Düsterheit voraus. Und ein solcher ist in fast allen Verhältnissen der vorhergehenden Zeit, zumal in den religiösen, allerdings zu erkennen. Wir sehen hier völlig ab von den Bewegungen innerhalb der katholischen Kirche, die ebenfalls von der Mitte des 17. Jahrhunderts an das Wehen eines neuen Geistes verspürte; wir beschränken uns vielmehr, unserem besonderen Zwecke ge-

mäss, auf die Betrachtung der protestantischen Kirchen, in deren Entwicklung schon die Keime und Bedingungen der Aufklärung enthalten sind.

Die Reformation hatte sehr bald einen vorwiegend dogmatischen Charakter angenommen, der zu unheilvollen Spaltungen führte. Jede Kirche bestrebte sich dann, ihren Lehrbegriff endgültig festzustellen. Die Lutheraner erreichten dies durch die *Formula concordiae*, die einen Bestandteil des Konkordienbuchs bildet. Die reformierte Kirche setzte die beiden helvetischen Konfessionen und den Heidelberger Katechismus fest. Die holländische Orthodoxie diktierte ihre Gesetze auf der Synode zu Dordrecht. Die anglikanische Staatskirche stellte ihre 39 Artikel auf. Allenthalben tritt das religiöse Interesse hinter das dogmatische zurück; das lebendige subjektive Gefühl weicht der starren kirchlichen Objektivität. Gegen solche Erstickung des evangelischen Geistes trat allmählich eine Reaktion von verschiedenen Seiten her und aus verschiedenen Motiven ein. In Holland erhob sich der Arminianismus und die Coccejanische Theologie. Der anglikanischen Orthodoxie traten die Puritaner und *Dissenters* gegenüber. Die freiheitliche Bewegung in Deutschland endlich ging von der Calixtinischen Gruppe und vom Pietismus aus. Namentlich der letztere griff mächtig in das religiöse Leben ein. Spener fordert ein thätiges Christentum. An ihn schliesst sich die Hallesche Schule an, und aus dieser wiederum geht das Herrnhutertum hervor. Der ältere Pietismus steht in scharfem Gegensatze zur Orthodoxie, hat aber manche Berührungspunkte mit der beginnenden Aufklärung. Beide bringen gegenüber dem toten Buchstabenglauben den Subjektivismus zur Geltung. Aber das fühlende Subjekt wird im weiteren Verlaufe der Entwicklung durch das denkende ersetzt. Je mehr dann die Aufklärung vorrückt, desto inniger schliessen sich die absterbende Orthodoxie und der geschwächte Pietismus, die ehemaligen Gegner, zusammen. Der Geist ringt allenthalben nach Befreiung. Immer feind-

licher enthüllen sich die Gegensätze: Glaube und Vernunft, Offenbarung und natürliche Religion, Theologie und Philosophie. Das denkende Subjekt sucht diese Gegensätze entweder zu versöhnen oder zu verschärfen.

Die Philosophie, die bisher nur eine Magd der Theologie gewesen war, hat dieser den Dienst gekündigt. Ja, sie versucht sogar, das Verhältnis umzukehren. Gefördert durch die Naturwissenschaften, übernimmt sie nun die Führung auf den neuen Wegen und wirkt vor allem auf die Theologie, weiterhin auf die übrigen Wissenschaften und auf alle Zweige des geistigen Lebens. Auch die schöne Litteratur wird befruchtet von den neuen Gedanken.

Als das 18. Jahrhundert seinen Lauf begann, war in den wichtigsten europäischen Staaten die Aufklärung bereits begründet: in England durch Locke, in Frankreich durch Bayle, in Deutschland durch Leibniz. In dessen rationalem Supernaturalismus wurzeln die theologischen Begriffe der deutschen Aufklärung. Seinen exoterischen Geist übernimmt Wolf. Was aber bei Leibniz innere Zweckmässigkeit war, wird bei Wolf äussere Zweckmässigkeit, Nützlichkeitsprincip. Aus dieser Anschauung geht die Philosophie des gesunden Menschenverstandes hervor, die, ebenso wie der theologische Rationalismus, wesentlich auch von den englischen Deisten beeinflusst wird. Die verschiedenen Gruppen des Rationalismus unterscheiden sich nach ihrer Stellung zur Offenbarung. Die Gemässigten lassen das Dogma unangetastet, unterziehen aber den Text der Bibel einer weltlich-philologischen Prüfung und Auslegung. Hieher gehören Ernesti, Michaelis, Semler. Der letztere will im Anschluss an die englischen Deisten den sittlichen Kern der Bibel von den „judenzenden“ Umhüllungen befreien; er führt den historischen Faktor in die Theologie ein und erschüttert auf diese Weise nachhaltig den Glauben an die göttliche Inspiration der Heil. Schrift. — Die zweite Gruppe bilden die Vertreter der natürlichen Vernunftreligion, die die Kirchenlehre ablehnen, dagegen die Offenbarung, soweit sie mit der Vernunft in Einklang

zu bringen ist, bestehen lassen. Sie stellen, mit Semler verwandt, eine praktische Dogmatik auf und betrachten alles Religiöse unter dem Gesichtspunkte des „Nutzbaren". Männer wie Sack, Spalding, Teller u. a. vertreten diese Richtung. Ihnen schliesst sich Nicolai an. — Die dritte Gruppe, deren Führer Reimarus ist, unterstellt die Offenbarung einer rücksichtslos verneinenden Kritik. — Der Kampf entbrennt auf der ganzen Linie fast zu gleicher Zeit. In den Jahren 1771—75 erscheint Semlers Hauptwerk, die „Abhandlung von freier Untersuchung des Kanons", 1772 Spaldings Buch „Über die Nutzbarkeit des Predigtamtes", von 1773 ab der „Sebaldus Nothanker", 1774 das erste „Fragment". Einen Standpunkt hoch über den streitenden Parteien nimmt Lessing ein. An der grossen Aufgabe seines Zeitalters, die die Klärung des Verhältnisses zwischen Glaube und Vernunft fordert, kann auch er nicht vorübergehen. Er versucht und findet eine Lösung, indem er die Offenbarung als vernunftmässiges Mittel zur Erziehung des Menschengeschlechts betrachtet. Auch er fordert eine freie, sittliche Vernunftreligion; aber sie ist bei ihm nicht der Anfang, sondern das Ziel der Entwicklung. Das von den englischen Deisten angeschlagene, von der deutschen Philosophie aufgenommene Thema der Toleranz klingt bei Lessing am vollsten und reinsten aus. — Der Kreis der deutschen Aufklärung wird geschlossen durch die Gefühlsphilosophie, der Herder und Lavater nahestehen. Sie betrachtet das Gefühl, die „dunklen Vorstellungen" Leibnizens, nicht die deutlichen und klaren, als Vermittler der Erkenntnis und steht so in schärfstem Gegensatze zu dem Rationalismus, zu der nüchternen Verstandesaufklärung, die Hamann, ihr entschiedenster Gegner, „ein blosses Nordlicht" nennt.[1]) —

Seit ungefähr der Mitte des Jahrhunderts war neben der theologischen Bewegung auch eine andere immer stärker hervorgetreten. Sie vermischte sich vielfach mit den reli-

[1]) „Hamanns Schriften u. Briefe", ed. Petri. IV (1874). S. 217.

giösen Motiven, befreite sich aber später vollständig von ihnen und wirkte befruchtend auf das gesamte geistige Leben der Nation. Wir meinen die Entwicklung auf dem Gebiete der schönen Litteratur.

Wie die Religion, nachdem sie die Bevormundung der erstarkenden Philosophie hatte aufgeben müssen, mit dieser ein freies Bündnis geschlossen hatte, so liess sie sich, von der Aufklärung bedrängt, auch gerne den Beistand der Poesie gefallen. Dieses freundschaftliche Verhältnis kommt schon in den „Bremer Beiträgen“ zum Ausdruck. Die wirksamste Unterstützung aber wurde der Religion seitens der Dichtkunst zu teil durch Klopstock. Damit hebt eine neue Entwicklung an. 1748 erschienen die ersten Gesänge des „Messias“. Im gleichen Jahre ging das erste Lustspiel des jungen Lessing über die Leipziger Bühne. Die Epoche einer nationalen Litteratur beginnt. Stoff und Begeisterung erhält diese in reichem Masse durch die Thaten Friedrichs des Grossen. Er wird der nationale Held. Selbst vorurteilsvoll abgewendet von der vaterländischen Dichtung, giebt er ihr Inhalt und Impulse. Seine Verachtung sogar wird ein Sporn und Anreiz zu desto höherem Streben. 1756 beginnt der siebenjährige Krieg. Ein Jahr darauf erscheinen die ersten Kriegslieder Gleims. Mit ihnen vollzieht die Litteratur eine bedeutungsvolle Wendung zum Volkstümlichen. Der Bund der Poesie mit der Religion wird mehr und mehr gelockert, später gelöst; in gleichem Masse wächst der Einfluss der Aufklärungsphilosophie auf die Dichtung. Von 1759 ab erscheinen die Litteraturbriefe, die schneidig wie Friedrichs Husaren dem dichterischen Unwesen zu Leibe gehen und eine neue Epoche der Kritik heraufführen. An Lessing sich anschliessend, wirken seine Berliner Freunde mit zur Umgestaltung der Litteratur. Abbt schreibt 1761: „Vom Tode für das Vaterland“. Lessing schenkt 1767 dem deutschen Volke sein Meisterlustspiel und rüstet sich zur „Hamburgischen Dramaturgie“. Im gleichen Jahre erscheinen, an die Litteraturbriefe anknüpfend, Herders

„Fragmente“. Jeder Name und jede Zahl ist hier bezeichnend. — Auch die Romandichtung, die bisher grösstenteils nur Übersetzungslitteratur gewesen war, nimmt einen neuen Aufschwung durch Wielands sinnliche, aber graziöse Erzählungen. Den Übergang zum psychologischen Roman hatte, unter dem Einflusse Richardsons, weit früher schon Gellert angebahnt. An die picarischen Romane und englische Vorbilder sich anlehnend, schiessen die humoristisch-lehrhaften Romane empor. — Nun bricht die Periode der „Originalgenies“ an. Verworrener Freiheitsdrang in Kunst und Leben erfüllt die Köpfe des jungen Geschlechts. In schwärmerischer Begeisterung für Klopstock, in glühendem Hasse gegen den französierenden Wieland hatte sich der Göttinger „Hain“ begründet, dessen dichterische Thätigkeit durch Klopstocks „Gelehrtenrepublik“ (1774) geregelt werden sollte. Unter dem Einflusse des letzteren entfaltet sich auch die Bardendichtung zu rasch verwelkender Blüte. In Süddeutschland zumal braust der Sturm und Drang. Und aus ihm leuchtet dann die Sonne des Goetheschen Genius auf, vor der der Glanz der kleineren Sterne erblassen muss. Im gleichen Jahre, in dem Klopstock seinen „Messias“ vollendet, in dem der erste Band des „Sebaldus Nothanker“ erscheint, veröffentlicht Goethe seinen „Götz“. Ein bedeutungsvolles Zusammentreffen! Die alte Zeit der religiösen Poesie hat ihren Abschluss gefunden; die nüchterne Aufklärung, die auf dem Höhepunkte ihrer Wirksamkeit angelangt ist, kämpft, auf das Gebiet der Dichtung übertretend, für die Rechte der Vernunft und religiöse Toleranz; die Vorzeichen einer neuen, glanzvollen Epoche, in der nicht nur einzelne, einseitige, sondern alle Kräfte des menschlichen Ingenium harmonisch wirksam werden, und das Genie herrscht, tauchen auf. —

Mit dem überlebten Parteigegensatze der Leipziger und Schweizer war auch die einseitige Berufung auf englische oder französische Vorbilder einer freieren Würdigung und Benützung dieser gewichen. Auf dem Gebiete des

Romans blieben die Franzosen einflussreich in der Wielandschen Richtung. Aber die englische Belletristik stand in ihrer Bedeutung für die deutsche Litteratur keineswegs zurück. Der sentimentale Richardson und sein Gegenbild, der realistische Fielding, waren noch immer bewunderte Muster. Daneben treten in den sechziger Jahren neue Erscheinungen auf, von denen neue Wirkungen ausgehen: Goldsmiths idyllischer Roman „*The Vicar of Wakefield*"; Sternes humoristisch-empfindsame Romane „*Sentimental journey*" und „*The life and opinions of Tristram Shandy*" (1759—67). Namentlich Sterne übte einen tiefen und langwährenden Einfluss auf die deutsche Romandichtung aus. Auch Nicolai gehört zu seinen Nachahmern. —

Die neuen Richtungen formen neue Parteien. Um jeden hervorragenden Führer, um Klopstock, Wieland, Lessing, Herder, Hamann, Goethe schart sich eine Zahl von Anhängern verschiedenen Ranges. Die verblühende Anakreontik findet noch sorgsame Pflege im Halberstädter Dichterkreis, der sich um den „Vater Gleim" gebildet hatte, und dem auch Joh. Gg. Jacobi angehört. —

Auf dem Gebiete der Kritik hatte Nicolais „Allgemeine deutsche Bibliothek" die Erbschaft der „Litteraturbriefe" angetreten. Im Gegensatze zu ihr gründete Klotz seine „Deutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften" und sammelte um sich eine Clique von teilweise sehr fragwürdigen Elementen. So standen bis zum Anfang der siebziger Jahre als einflussreichste litterarische Parteien die „Nicolaiten" und die „Klotzianer" einander gegenüber. —

Aus dem Subjektivismus der deutschen Aufklärung, der das empirische Ich jedem anderen Interesse überordnet, geht auch eine durchgreifende Reform des Erziehungswesens hervor. Die neue Pädagogik, unter Rousseaus Einfluss von Basedow begründet, von Campe u. a. weitergeführt, entnimmt ihre Aufgabe den Sätzen der Moralphilosophie. Das äusserliche Nützlichkeitsprincip ist auch

hier der gestaltende Faktor. Aber nicht bloss die Erziehung der Jugend, sondern auch des Volks, des niederen Bürgers und vor allem der ländlichen Bevölkerung, liessen sich die neuen Pädagogen angelegen sein. —

Die deutsche Aufklärung war, im Gegensatze zu der englischen und französischen, eine vorwiegend religiöse, nicht auch eine politische. Daher die auffallende Dürre in der politischen Litteratur jener Zeit. Nur eine kleine Zahl von Namen ist hier zu nennen. Joh. Jak. Moser und sein Sohn Friedr. Karl v. Moser kämpften gegen die despotische Willkür der deutschen Fürsten; Justus Möser erstrebte eine selbständigere politische Mitarbeit des Volks.

Trotz diesem Mangel an politischem Sinne, machen sich doch seit den sechziger Jahren Spuren eines Aufschwungs der deutschen Geschichtschreibung aus der bisherigen Schwerfälligkeit und Äusserlichkeit bemerkbar. Der Einfluss des siebenjährigen Kriegs erstreckt sich auch auf diese Seite des geistigen Lebens. Abbt betont in den „Litteraturbriefen“ die Notwendigkeit einer Förderung der Geschichtswissenschaft, stellt den Begriff des historischen Pragmatismus fest und weist namentlich auf die Franzosen als Muster hin. Besonders anregend wirken Winckelmanns Kunstgeschichte und Mösers „Osnabrückische Geschichte“. Der bedeutendste deutsche Historiker dieser Periode aber ist zugleich ihr Held, ist Friedrich der Grosse selbst. —

Auf dem Gebiete der Kunst herrschte neben den Niederländern der italienische Manierismus und das Rokoko. Jener ist hauptsächlich vertreten durch Raphael Mengs. Antike Kunstanschauungen werden durch Winckelmann und Lessing eingeführt. Starken französischen Anregungen ist auch die Kunst Chodowieckis zugänglich, des trefflichen realistischen Kulturschilderers, unter dessen Händen sich aber das galante Rokoko in gut deutschen Zopf verwandelt. —

So war also, um einen modernen Ausdruck zu gebrauchen, das Milieu beschaffen, aus dem der „Sebaldus

Nothanker“ hervorging. Zahlreiche Fäden, stärkere und feinere, spinnen sich von jenen Zeitverhältnissen zu dem Autor hinüber, der sie zu dem Gewebe seiner Dichtung vereinigt. Diese, teils leicht erkennbaren, teils mehr oder weniger verhüllten Beziehungen festzustellen, den Absichten des Verfassers nachzugehen und die Struktur und Künstlichkeit jenes Gewebes zu prüfen, ist die Aufgabe der folgenden Untersuchung.

I. Entstehung, Plan und Tendenz des Romans.

Über die Entstehung des Romans besitzen wir authentische Berichte von Nicolais eigener Hand. Gemäss seiner „Neigung zu Werken der Darstellung", die ihn „viele Plane zu Komödien und Romanen" entwerfen liess[1]) und ihm schon 1764 den Wunsch entlockt hatte, sich einmal „an ein Werk für die Nachwelt" zu wagen, „denn alles bisherige ist nur Spielzeug für die itzige",[2]) fasste er um 1767 die erste Idee zu dem „Sebaldus Nothanker". Zwei Jahre früher hatte er die „Allgemeine deutsche Bibliothek" begründet und mit diesem neuen kritischen Organ, das „eine allgemeine Nachricht von der ganz neuen deutschen Litteratur vom Jahre 1764 an" enthalten sollte,[3]) sogleich einen durchschlagenden Erfolg erzielt.[4]) Gelehrte aus allen Gegenden Deutschlands wurden als Mitarbeiter angeworben. Auch Klotz gehörte zu ihnen. Aber der eitle Hallenser war da-

---

[1]) Göckingk, „Friedr. Nicolai's Leben u. literar. Nachlass". 1820. S. 125f. — Vgl. (Lowe) „Bildnisse jetztlebender Berliner Gelehrten mit ihren Selbstbiographieen". Chr. Fr. Nicolai. S. 30ff.

[2]) Brief an Uz von 1764. Vgl. Altenkrüger, „Fr. Nicolais Jugendschriften". 1894. S. 109.

[3]) „Allg. d. Bibl." I, 1. (1766). Vorbericht.

[4]) Göckingk, a. a. O., S. 35.

mit unzufrieden, dass die „Allg. d. Bibl." seinen eigenen Werken nur spärlichen Weihrauch streute oder gar sie entschieden tadelte, und gab seinem Unmut über diese Kritik der „Nicolaiten" in seinen Zeitschriften, in den „Neuen Hallischen Gelehrten Zeitungen" und in der „Deutschen Bibliothek der schönen Wissenschaften", lebhaften Ausdruck. Das war der Anfang der Feindschaft zwischen Klotz und Nicolai, die 1768 zu offenem Ausbruche kam. Im Herbste dieses Jahres sagte sich Klotz in einem „unvernünftigen Briefe" förmlich von Nicolai los [1]) und zog von da an immer leidenschaftlicher gegen diesen und seine Anhänger zu Felde; Nicolai aber gab in der Vorrede zu dem 2. Stücke des 8. Bandes seiner Bibliothek (1769) eine Entwicklungsgeschichte der bisherigen Beziehungen zwischen ihm und Klotz zum besten, in welcher „dieses Mannes und seiner Anhänger Parteilichkeit, die geflissentlichste Art, ihre Freunde herauszustreichen und die, denen sie nicht gewogen sind, selbst mit den gehässigsten Persönlichkeiten anzugreifen", [2]) nach Gebühr gekennzeichnet wird. Hatte aber Nicolai nur mit Klotz, dem Zeitungsschreiber, entschieden, wenn auch massvoll, abgerechnet, so war von Lessing damals bereits ein strengeres Züchtigungswerk begonnen worden, das den Gelehrten, den Journalisten und den Menschen zu gleicher Zeit vernichtete.

Das freche Treiben der Hallensischen Clique forderte allerdings zu einer litterarischen Satire heraus. „Die höchst unanständigen Scenen," schreibt Nicolai 1794, „die Klotz und seine Anhänger spielten, sind jetzt vergessen, und wenn man allenfalls etwas aus der Zeit lieset, ergreift einen gleich der Ekel. Damal aber war es beinahe Pflicht, die unverschämten Charlatanerien, die der deutschen Litteratur Schande machten, in ihrer Blösse darzustellen. Wäre dies

[1]) Vgl. Nicolais Briefe an Lessing v. 18. X. u. 8. XI. 1768. Werke XX 2. S. 261 u. 264. — Wir citieren stets nach der Hempelschen Ausgabe.

[2]) A. a. O., S. 15.

nicht geschehen, so wäre das Publikum noch länger von unwissenden Menschen hintergangen worden, und das gründliche Studium der Wissenschaften hätte darunter gelitten."[1]) Von dieser Überzeugung ausgehend, nahm Nicolai einen dreimaligen Anlauf zu einer satirischen Klotziade. Aber nur der erste, unbedeutende Versuch gelangte zur Ausführung. Einer ursprünglichen Idee Nicolais zufolge, erschien nämlich von 1764 ab in Mylius' Verlage das „Vademecum für lustige Leute", wozu Nicolai auf Bitten des Verlegers bis zum 7. Teile die Zueignungsschriften besorgte, in denen er sich über verschiedene litterarische Thorheiten der Zeit lustig machte. Die erste Dedikation war, unter dem Namen eines Lic. Ratzeberger, an den „schwarzen Zeitungsschreiber" in Hamburg gerichtet.[2]) Im 4. Teile des Vademecum (1768) nun „hatte ich das unverschämte Lob persifliert, das sich damals Klotz, Riedel und andere Leute der Art in den Jenaischen und Erfurtischen gelehrten Zeitungen wechselseitig gaben".[3]) — „Der Klotzische Unfug nahm damals sehr zu. Ich kündigte daher im Messkatalog (Michaelis 1768) eine Schrift an: Lic. Ratzebergers Widerlegung der listigen Findlein, womit seine Feinde ihm bösen Leumund machen wollen".[4]) — „Ich werde darin dem Herrn Geheimenrath die Wahrheit noch ein wenig ausführlicher sagen als in der bewussten Dedikation".[5]) Dieses Vorhaben blieb aber unausgeführt, ebenso wie Nicolais frühester und bedeutendster Plan, über den er am 13. August 1773 an Lessing berichtet:[6]) „Ich weiss nicht, ob ich Ihnen vielleicht einmal mündlich

---

[1]) Vgl. die Anm. Nicolais zu Lessings Brief an ihn v. 7. X. 1768. Werke XX, 1. S. 288.

[2]) Ebd.

[3]) Vgl. die Anm. Nicolais zu seinem Briefe an Lessing v. 18. X. 1768. Werke XX, 2 S. 261. — Vgl. auch die „Allg. d. Bibl." VII, 2 (1768). S. 305 ff.

[4]) Lessings Werke XX, 1 S. 288.

[5]) Ebd. XX, 2 S. 261.

[6]) Ebd. S. 706.

gesagt habe, dass mir die erste Idee zu diesem Büchlein“ — eben dem „Sebaldus Nothanker“ — „eigentlich schon vor mehr als sechs Jahren in den Sinn kam, und dass es zu einer Satire wider Klotzen und andere meiner Gegner, aber zu einer feineren, als sie Klotz machte, dienen sollte. Ich wollte den Sebaldus herumreisen lassen zu Klotzen, zu Götzen, zu Mosern“ — dessen pietistisch-frömmelnde Richtung den Bibliothekaren ebenso missliebig war wie seine politischen Anschauungen — „zu mir selbst u. s. w. Ich sah aber bald, dass Klotz unter die Satire sank, und liess also die meinige liegen; zudem fühlte ich bei reiferer Überlegung, es würde unbillig und unmoralisch sein, wenn ich lebende Leute in ihren eigenen Wohnungen im nachteiligen Lichte und als thöricht abschildern wollte, wenn sie auch nach dem Leben geschildert würden. Inzwischen hatte ich so viel einzelne Gedanken schon geschrieben, so viel einzelne Scenen überdacht, so oft, was ich sonst dachte, darauf reduciert, dass mir die verzweifelte Reise und manches, was ich darin sagen wollte, immer wieder in den Sinn kam, und dass ich sie, um sie aus dem Kopfe zu bringen, in einer andern Form herausschreiben musste. Ich änderte also und erweiterte meinen Plan; aber, wie es immer bei Änderungen des Plans geht, alles konnte nicht wieder zutreffend gemacht werden“.[1])

Nicolai liess also seinen ersten Entwurf fallen, aber wohl nicht allein deshalb, weil Klotz „unter die Satire sank“, sondern auch, weil die gewaltige Satire der Antiquarischen Briefe jede weitere überflüssig gemacht hatte, und weil ausserdem Klotz bereits 1771 starb.

Den neuen Plan können wir bis zum Anfange des eben genannten Jahres zurückverfolgen. In der „Allg. d. Bibl.“ trat das theologische Element von Jahr zu Jahr stärker

[1]) Vgl. hiemit Nicolais Brief an Herder v. 25. VI. 1773 („Herder's Briefw. mit Nicolai“, ed. O. Hoffmann. 1887. S. 101), sowie Nicolais Briefe an Uz v. 1. V. 1773 u. an Iselin v. 4. VII. 1773 (beide in Nicolais Nachl.)

hervor. Noch in der Vorrede zum 2. Stück des 4. Bandes (1767; S. 6 f.) glaubt Nicolai sich gegen die Einwürfe von verschiedenen Seiten, „dass der theologischen Recensionen allzuviel wären“,[1]) entschuldigen zu müssen, weist zu diesem Zwecke auch darauf hin, „dass mehr als der vierte Teil der jährlich herauskommenden Bücher theologisch ist“,[2]) und verspricht, „dass künftig kein Teil der Litteratur weniger fleissig als der andere bearbeitet werden soll.“ Nicolai hatte auch anfangs keine Lust, sich in theologische Streitigkeiten einzulassen, und hielt die Orthodoxen für „eine gefährliche Rotte, die man ganz ruhig lassen muss“.[3]) Trotzdem aber wird die theologische Strömung in der „Allg. d. Bibl.“ immer mächtiger, und diese mehr und mehr der Sammelplatz der rationalistischen Kräfte, der Ausgangspunkt der gegen die Orthodoxie jeder Schattierung, gegen den Pietismus und Jesuitismus, gegen Aberglauben und Intoleranz gerichteten Bestrebungen. Freilich sollte dieser Kampf nach dem Willen des Herausgebers in vorsichtiger Weise, in einem „lammsartigen Tone“,[4]) geführt werden. Einem orthodoxen Angriffe zufolge giebt Resewitz im 1. Stücke des 5. Bandes (S. 86 ff.) eingehenden Aufschluss über die religiöse und theologische Haltung der Bibliothek, deren Hauptgesetz es sei, „über das kostbare Kleinod der Gewissensfreiheit zu wachen, ohne welche die Wahrheit weder untersucht noch gefunden werden kann“. Aus diesem Gesetze aber folge die Notwendigkeit des Kampfes gegen die Intoleranz, gegen das „inquisitionsmässige“ Verfahren der Unduldsamen (S. 108).

---

[1]) Abbt z. B. hielt das 1. Stück der „Allg. d. Bibl.“ für „eine Satyre auf Deutschland; denn es ist unmöglich, dass alle Predigtbände, die man darinn für gedruckt in den letzten zwey Jahren ausgiebt, gedruckt seyn solten“. (Brief an Klotz v. 29. V. 1765. Werke V, S. 158 f.)

[2]) Vgl. auch Nicolais Briefe an Abbt v. 9. VII. 1765 (Abbts Werke III, S. 361 f.) u. v. 12. XII. 1765 (ebd. V, S. 179 f.).

[3]) Ebd. III, S. 361 u. 370.

[4]) N. an Lessing am 14. VI. 1768. Werke XX, 2. S. 243.

Die Bibliothek nimmt das Recht für sich in Anspruch, ohne Rücksicht auf die symbolischen Bücher, die keine Norm für den Gelehrten seien, lediglich nach Massgabe der Heil. Schrift und der Vernunft Kritik zu üben, denn „dies sind die einzigen Probiersteine für den Forscher der Wahrheit“ (S. 111). Willkommen ist der Bibliothek alles, „was für den Staat, die Kirche oder die Wissenschaften wirklich gut und nützlich ist“.[1]) — Dieser Standpunkt der Bibliothek ist selbstverständlich auch derjenige ihres Schöpfers. Auch Nicolai betrachtet, wie Zollikofer, die Vernunftreligion als das Fundament des Christentums, nicht als den Bau selbst. „Ein Grund ist nicht das Haus; aber das Haus kann ohne Grund nicht stehen.“[2]) Und wie Spalding erscheint auch ihm der Gesichtspunkt der moralischen Nutzbarkeit als der hervorragendste. Auch er steht noch innerhalb der geoffenbarten Religion, setzt aber, wie überhaupt diese ganze Gruppe des Rationalismus, die Übereinstimmung der Offenbarung mit der natürlichen Vernunftreligion voraus.[3])

Der „Sebaldus Nothanker“ ist eine reife Frucht, die von dem weitverzweigten Baume der „Allg. d. Bibl.“ abfiel. Wir erkennen dies aufs deutlichste aus Nicolais eigenem Berichte. Am 8. März 1771 schreibt er an Lessing[4]): „Ich brüte seit einiger Zeit auch über einen Roman, der zwar kein Buncle[5]) werden wird, aber in Absicht auf die heterodoxen Sätze auch nichts besser. Wenigstens soll ein orthodoxes sächsisches Priesterkind wie Sie noch wohl Ärgernis daran nehmen. . . . . Wollte Gott, ich dürfte an die Deutsche Bibliothek gar nicht mehr denken! Ich bin von neuerer Litteratur so voll, dass ich, wie jeder, der den Magen zu voll hat, nicht verdauen kann. Ich habe oft

---

[1]) Vgl. auch „Allg. d. Bibl.“ VIII, 1. S. 156 u. VIII, 2. S. 7 ff.

[2]) Göckingk, a. a. O., S. 121.

[3]) Vgl. ebd., S. 97.

[4]) Lessings Werke XX, 2. S. 448 f.

[5]) Thomas Amorys Roman „*The Life of John Buncle*“. London, 1756—66.

schon aufhören wollen; wissen Sie, was mich zurückhält? Die theologischen Artikel. Sie haben eine so merkwürdige Revolution in deutschen Köpfen verursacht, dass man sie nicht muss sinken lassen. Sie haben vielen Leuten Zweifel erregt und dadurch die Untersuchung rege gemacht. — Gut! werden Sie sagen; ich will der Zweifel noch mehr machen, wenn ich die Orthodoxie gegen die neuern Heterodoxen verteidige; diese werden sich alsdann verantworten und deutlicher erklären müssen. Nein, liebster Freund! Sie werden stille schweigen und sich hinter das Schild der Orthodoxie verbergen. Der denkenden Leute sind so wenige, sie haben in den meisten Ländern so viel zu riskieren und sind daher so furchtsam; die Orthodoxen sind durch Gesetze und Besitz so mächtig geschützt, dass, wenn sie den geringsten Beistand bekommen, sich die denkenden Leute gar nicht merken lassen werden, dass sie freier denken als andere. — Wer unsern neuern Theologen nicht von der Seite der Orthodoxie, sondern von der Seite der natürlichen Theologie ihre Inkonsequenz zeigen könnte, das wäre eine schöne Sache! Ich habe es in meinem Romane beiläufig thun wollen; aber die Feder fällt mir aus den Händen, wenn ich bedenke, wie wenig das Publikum in Deutschland noch vorbereitet ist, gewisse Wahrheiten ganz nackend zu sehen. Kann man sie aber nackend nicht zeigen, so wollen wir es jedem überlassen, wie er, den Umständen oder seinen Vorurteilen nach, meint, sie bekleiden zu können. Genug, wenn die holden Augen der Wahrheit, die uns beglücken, nur nicht verhüllet sind."

Die Feder, die Nicolai angesichts der schwierigen Zeitumstände aus den Händen fallen lässt, nimmt der hartnäckige, schwer zu entmutigende Streiter bald wieder auf. Der geplante Versuch, von der Seite der natürlichen Theologie die Orthodoxie zu bekämpfen, die laue und inkonsequente Heterodoxie anzufeuern, wird thatsächlich unternommen. Zu Ostern 1773 erscheint der erste Band des „Sebaldus

Nothanker"; 1775 folgt der zweite, 1776 der letzte.[1]) Sein Erscheinen fällt also in eine Zeit, in der der Rationalismus auf der ganzen Linie zum Angriffe gegen die alten Positionen vorrückt. Die Tendenz des Buches unterscheidet sich in nichts von der der „Allg. d. Bibl." Auch der „Sebaldus Nothanker" kämpft im Sinne einer natürlichen Vernunftreligion für Toleranz und Gedankenfreiheit, gegen die Unduldsamkeit und Herrschsucht der orthodoxen Geistlichkeit,[2]) gegen pietistische Frömmelei und Anmassung, gegen den Gewissenszwang der symbolischen Bücher, im einzelnen gegen die starren Lehren von der Erbsünde, von der Wiedergeburt und Genugthuung, mit ganz besonderem Nachdrucke aber gegen das Dogma von der Ewigkeit der Höllenstrafen.[3]) Doch der Verfasser des „Nothanker" beschränkt sich nicht ausschliesslich auf das theologische Gebiet. Die verschiedensten kulturellen Verhältnisse zieht er, teils ernst betrachtend, teils flüchtig streifend oder bewitzelnd, in den Bereich seiner Darstellung. Er bekämpft in patriotischem Sinne sociale Vorurteile, litterarische und wirtschaftliche Missstände und sonstige Krankheiten der Zeit. Er spottet auch mit scharfem

---

[1]) N. berichtet selbst (in Lowes „Bildnissen", S. 55, Anm. 19) über die Entstehungsweise des Werks. „In jedem Jahre hatte er von der Mitte des Jänners bis in den Anfang des Februars, jedesmal nur etwas über drey Wochen Zeit, um Ein Bändchen fertig zu machen." Auch den 3. Band, dessen Plan, wie aus einem (ungedr.) Briefe von Gülcher v. 16. I. 1776 hervorgeht, oft abgeändert wurde, schrieb N. in 5—6 Wochen nieder, „um den Plunder einmal aus dem Kopfe zu haben". (N. an Höpfner am 19. IX. 1776. „Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe" u. s. w., ed. Wagner, 1847. S. 141).

[2]) Am 23. XI. 1771 schreibt N. an Schlözer (ungedr.): „Die Hierarchie und die exklusive Orthodoxie ist eine Hydra, der zum Besten des menschl. Geschlechts ein jeder denkende Menschenfreund einen von ihren vielen 100 Köpfen eintreten sollte." — Die Polemik im „Nothanker" richtet sich nur gegen die protestantische Orthodoxie. Den Kampf gegen den Katholicismus nimmt N. erst später, in seiner Reisebeschreibung, auf.

[3]) Bezüglich der Tendenz des Romans vgl. auch Nicolais Selbstbiographie, a. a. O., S. 32 f., und die „Allg. d. Bibl." XXVI, 2. S. 480 f.

Hohne über gewisse, ihm nicht zusagende litterarische Richtungen, und in diesen Partien des Romans erkennen wir einzelne Überreste des ersten Entwurfs. So wird das Ganze zu einem lebendigen und wirkungsvollen Bilde der Zeit, und zwar von Haus aus auf eine breitere Wirkung berechnet, wenngleich der Verfasser sich den Anschein giebt, nicht für die „grosse Welt", sondern nur für „Gelehrte von Profession" geschrieben zu haben, und alle Weltleute warnt, es zu lesen.[1]) Ende Februar 1773 schreibt Nicolai an Lessing: [2]) „Sie sollen, noch diese Ostermesse, *de ma façon* den ersten Band eines Buchs bekommen, worin viel von der Ewigkeit der Höllenstrafen vorkommt. Raten Sie, was das ist? Und wenn Sie es denn wissen, so widerlegen Sie mich auch, wenn Sie Herz haben! Ich bin willens, darin den goldnen Spruch der Verlegerin des Schickard's: dass die Bauerkalender stärker gekauft werden als die Ephemeriden, woraus sie gezogen sind [3]), zu meinem Nutzen anzuführen. Wie werde ich das machen?" —

[1]) Vgl. die Vorrede zu „Seb. Noth."

[2]) Lessings Werke XX, 2. S. 673.

[3]) Vgl. in Lessings erstem Beitrag „Zur Geschichte u. Litteratur" (1773) die Abhandlung: „Von dem Schickard-Marchtaler'schen Tarich Beni Adam." (Werke XIX, S. 103.) — Mit den „Ephemeriden", woraus N. — wenigstens in Bezug auf die Ewigkeit der Höllenstrafen — seinen „Bauerkalender" ziehen will, meint er Eberhards „Neue Apologie des Sokrates", welche die Endlichkeit der Höllenstrafen, u. a. auch gegen Leibniz, verteidigt und deshalb von Lessing angegriffen worden war. Vgl. Lessings Werke XX, 2. S. 672 f. u. S. 707 f.

II. Analyse des Romans.

In der Vorrede erklärt der Verfasser, dass in diesem Werke mehr Meinungen als Geschichte und Handlungen zu erwarten seien. Da aber diese letzteren das Skelett für die ersteren bilden, ist es nötig, uns die Fabel des Romans in den wesentlichen Zügen zu vergegenwärtigen.

Der Hauptteil der Geschichte ist in die Zeit kurz vor und nach dem Ende des siebenjährigen Kriegs verlegt.[1]) Sebaldus Nothanker, ein thüringischer Landgeistlicher, wird wegen heterodoxer Ansichten seines Amtes entsetzt. Der Aufregung über diesen Schicksalsschlag fallen seine Frau und seine jüngste Tochter zum Opfer. Kurze Zeit vorher hat er die Nachricht empfangen, dass sein Sohn von der Universität entwichen sei und unter fremdem Namen Kriegsdienste genommen habe. So bleiben von der Familie nur Sebaldus und seine älteste Tochter Mariane übrig. Diese beiden Personen bilden die Mittelpunkte für die zwei besonderen Kreise, aus denen der Roman besteht, oder vielmehr, in die er auseinander fällt; denn diese beiden Kreise trennen sich sehr bald, berühren sich nur einmal wieder

[1]) Um diese zeitliche Grundlage zu gewinnen, schiebt der Verf., im Gegensatz zu Thümmels „Wilhelmine", die Heirat des Sebaldus um 20 Jahre zurück. Vgl. die Vorrede zu „Seb. Noth."

flüchtig und finden erst am Schlusse des Romans ein gemeinsames Centrum.

Sebaldus, durch die intolerante Orthodoxie, die zunächst der Superintendent D. Stauzius vertritt, jählings von Amt und Haus vertrieben, erhält durch Vermittlung eines Freundes die Stelle eines Korrektors bei einigen Druckereien in Leipzig. Aber auch diese wird ihm infolge seiner freimütigen Äusserungen und feindseliger Intrigue bald entzogen, und er gerät in grosse Bedrängnis. Zufällig hat er Gelegenheit, den Sohn seines Feindes Stauzius aus den Händen preussischer Werber zu befreien und gewinnt bei diesem Anlasse das Wohlwollen eines edelgesinnten preussischen Majors. Unter dem Druck der Verhältnisse verspricht Stauzius dem Sebaldus eine neue Anstellung, hält ihn längere Zeit hin, erwartet aber nur eine günstige Gelegenheit, um ihm von neuem seine Feindschaft fühlen zu lassen. Sebaldus beschliesst, nach Berlin zu reisen, um sich dort sein Brot zu erwerben. Unterwegs aber wird er zweimal von Räubern ausgeplündert. Mit einem Pietisten, den er auf seiner Wanderung trifft, führt er theologische Gespräche und lernt dessen heuchlerische Gesinnung kennen. In Berlin angelangt, sucht er vergeblich Hilfe bei einem Kandidaten, dessen erbauliche Predigt von der wahren christlichen Liebe er eben angehört hat, vergeblich auch bei einem Separatisten wie bei dem Pietisten, seinem Reisegefährten. Überall sind ihm seine ketzerischen Ansichten, die er offen ausspricht, im Wege. Aus dem äussersten Elend erlöst ihn ein braver Armenschulmeister. Durch Notenschreiben fristet er dann sein Leben und lernt durch diese Thätigkeit einen ehemaligen Geistlichen kennen, der, ebenso aufgeklärt wie Sebaldus denkend, ähnlich wie dieser die Abweichung von den symbolischen Büchern mit dem Verluste seines Amtes hatte büssen müssen. In Berlin findet er auch Gelegenheit, die Ansichten eines orthodoxen Geistlichen über das Wesen des Predigtamts und über das Gift der Heterodoxie zu erfahren. Auch erneuert er die

Bekanntschaft mit dem braven, aber nicht kirchlich gesinnten Major, dem er in seiner letzten Stunde beisteht. Nach einiger Zeit begiebt er sich zu einem Freunde, dem Buchhändler Hieronymus, in die Heimat, um dort über das Schicksal seiner verschollenen Tochter etwas zu erfahren. Er erreicht aber diesen Zweck nicht. Auf die Empfehlung seines Freundes gestützt, beschliesst er sodann, sich um die Stelle eines Bibliothekars bei einem Edelmanne in Holstein zu bewerben. Auf der Reise dahin trifft er unvermutet mit seiner Tochter zusammen, wird aber durch eigene Schuld nach kurzer Zeit wieder von ihr getrennt. (Dies ist der einzige Punkt, an dem sich die beiden Kreise berühren, um sofort wieder auseinander zu gehen.) In Holstein findet Sebaldus die Bibliothekarstelle bereits besetzt; er erhält aber den Dienst eines Informators und Vicars bei einem Archidiakonus in einer kleinen holsteinischen Stadt, in der man die ansässigen Calvinisten mit feindseligen Blicken betrachtet. Da aber Sebaldus gelegentlich von der Duldung anderer Religionsparteien predigt, entstehen heftige und sogar öffentliche Konflikte, infolge deren er genötigt ist, die Stadt zu verlassen. In seiner unglückseligen Stimmung entschliesst er sich, nach Ostindien auszuwandern. Auf der Fahrt nach Amsterdam aber erleidet er an der holländischen Küste Schiffbruch und wird von einem lutherischen Prediger in Alkmar aufgenommen. In diesem lernt er endlich einen, trotz streng orthodoxer Richtung, duldsamen und menschenfreundlichen Geistlichen kennen. Nach einigen Wochen erhält er die Stelle eines Hofmeisters bei einem Kaufmann in Rotterdam. Aber auch hier ist seines Bleibens nicht. Seine Heterodoxie gerät in das Kreuzfeuer der lutherischen und calvinistischen Rechtgläubigkeit und muss das Feld räumen. Man giebt ihm den Rat, sich nach Amsterdam, an die duldsame Religionsgesellschaft der Kollegianten zu wenden. Dort aber fällt er in die Hände eines jener Seelenverkäufer, welche ihre Opfer nach Ostindien verhandeln. Durch einen glücklichen Zufall wird er befreit.

Ein Kollegiant nimmt sich seiner freundschaftlich an und bedenkt ihn testamentarisch. Sebaldus übersetzt ein englisches, religiös-freisinniges Buch ins Holländische. Vor den daraus für ihn entstehenden Gefahren aber, die ihm ein spekulativer Buchhändler in eigennütziger Absicht vorspiegelt, flieht er aus Holland. Unterwegs erkrankt er und gerät in die bedürftigste Lage. Durch die Almosen der Reisenden, denen er das Dorfheck öffnet, erhält er kümmerlich sein Leben. An dieser Stelle nähern sich die beiden Kreise des Romans wieder einander. Ein mildherziger Reisender, der junge Säugling, eine Hauptperson des zweiten Kreises, nimmt sich des alten Mannes freundlich an und bringt ihn in das Haus seines Vaters. Letzteres wird der Mittelpunkt, in dem nun schliesslich beide Kreise zusammentreffen. Hier findet Sebaldus nicht nur eine Ruhestätte und ein materielles Glück, sondern er wird auch wieder mit seinen Kindern vereinigt und beschliesst in Frieden seine Tage. —

Der Mittelpunkt des zweiten Kreises ist, wie erwähnt, Mariane, die Tochter des Sebaldus. Hieronymus hat ihr unter fremdem, französischem Namen die Stelle einer Erzieherin in dem Hause der Frau von Hohenauf verschafft. Hier lernt sie deren Neffen, den jungen, süsslichen Säugling, kennen, der sich in sie verliebt und ihre Gegenliebe erlangt. Das Einverständnis der beiden wird aber von Frau von Hohenauf entdeckt. Mariane muss das Haus verlassen und, ohne Säuglings Wissen, eine Stelle als Gesellschafterin bei der Gräfin von *** annehmen. Zufällig aber trifft sie dort wieder mit Säugling zusammen. Rambold, Säuglings Hofmeister, ein Mann von intrigantem Charakter, der eigene Absichten auf Mariane hat, giebt der Frau von Hohenauf von dieser Wiedervereinigung Kenntnis und bestimmt sie, Mariane gewaltsam entführen zu lassen. Unterwegs begegnet die Kutsche, die sie fortbringt, einem Postwagen, dessen Insassen auf ihr Geschrei zu Hilfe eilen: es ist ihr auf der Reise nach Holstein begriffener Vater, Hieronymus

und ein fremder Mann. Ihr Vater reitet ins nächste Dorf voraus, verirrt sich aber und bleibt von der übrigen Gesellschaft getrennt. Mariane fährt mit ihren Begleitern zur Gräfin zurück, wird aber, unter dem Verdachte, dass sie im Einverständnisse mit Säugling sich freiwillig habe entführen lassen, von dieser nicht mehr aufgenommen. Hieronymus muss in Geschäften weiterreisen; der Fremde, ein Verwalter, übernimmt es, Mariane in Sicherheit zu ihrem Paten, einem Freiherrn von D., zu bringen. Aber, bestochen durch einen jungen Obersten, der Mariane im Hause der Gräfin kennen gelernt hatte, liefert der schurkische Verwalter sie diesem in die Hände. Nächtlicherweile entflieht Mariane aus dem Hause des Obersten. Sie fährt von Dorf zu Dorfe und findet endlich in einem westfälischen Bauernhause, mitten im Walde, einen dauernden Zufluchtsort. Von da aus schreibt sie an Säugling, um ihm ihren Aufenthalt zu melden. Der Brief fällt aber in die Hände Rambolds, der Mariane aufsucht und unter dem Vorgeben, Säugling sei gestorben, um sie wirbt. Indessen, da die Zufluchtsstätte Marianens unweit des Säuglingschen Gutes gelegen ist, trifft es sich, dass sie und der junge Säugling sich im Walde begegnen. Das Lügengewebe Rambolds ist zerstört. Dieser selbst wird als der verschollene Sohn des Sebaldus erkannt. Die Liebenden verbinden sich, und alles löst sich zur Zufriedenheit. —

So besteht also der „Sebaldus Nothanker“ eigentlich aus zwei Romanen: aus dem theologischen und dem Liebesroman. Der ästhetische Wert beider Teile, vorzüglich aber des ersteren, ist ein untergeordneter: die künstlerische Idee ist zurückgedrängt hinter die polemischen Zwecke. In dem theologischen Roman, der der umfassendere ist, entwickelt und bewegt sich die Haupttendenz des Werkes. Der Liebesroman dient in erster Linie satirischen Absichten; nebenbei ist er auf den Geschmack der empfindsamen Kreise, namentlich des „Frauenzimmers“, berechnet.

Den überwiegenden tendenziösen Inhalt des Romans,

der allein ihn zu einer bedeutungsvollen litterarischen Erscheinung stempelt, gruppieren wir derart, dass wir zunächst die theologischen, weiterhin die litterarischen Elemente und schliesslich die da und dort zerstreuten sonstigen Zeitbeziehungen zusammenfassen. Eine kurze ästhetische Würdigung des Romans versparen wir uns für die „Schlussbetrachtung".

A. Die theologischen Elemente.

Es ist in den theologischen Partien des „Sebaldus Nothanker", vielfach in einander übergehend, ein positives und ein negatives, polemisches Element zu erkennen. Das letztere ist das überwiegende; aber es ist aufgebaut auf dem ersteren. Das Fundament aller dieser Gedanken ist die Religion der Aufklärung, die natürliche Vernunftreligion. Ihre aus der Natur und Vernunft sich ergebenden, durch sie zu beweisenden Hauptwahrheiten sind: Gott und Unsterblichkeit. An Gott glaubt auch der naturalistisch denkende, nunmehr auf dem Totenbette [1]) liegende Major im „Nothanker" (II, 116 ff. [2]), aber nicht an die individuelle Unsterblichkeit. Sebaldus dagegen hat für letztere viele Gründe, sowohl in der Vernunft wie in der Schrift, gefunden. Einer seiner Hauptgründe ist, dass, wenn es keine Fortdauer nach dem Tode gäbe, Lohn und Strafe

[1]) Diese Scene bietet dem Verf. Gelegenheit, seine Meinung über den geistlichen Zuspruch auf dem Totenbette und über die Bekehrungswut der Orthodoxie zu äussern. Die Anspielung auf Fresenius betrifft den Frankfurter Senior, der sich in den fünfziger Jahren durch seine, von ihm selbst ausführlich geschilderten Bekehrungen „berühmt und gleichsam heilig" gemacht hatte. Vgl. Goethe, „Dichtung u. Wahrheit", ed. Loeper. I. S. 134 u. die „Allg. d. Bibl." VII, 1. S. 259 f.

[2]) Wir citieren stets nach der ersten Auflage.

für Tugend und Laster, und damit auch alle Beweggründe zur Tugend, wegfallen würden. Diese Ansicht ist charakteristisch für die ganze Popularphilosophie, die, den Satz des zureichenden Grundes auch auf die Moral anwendend, die Tugend empfiehlt, weil sie das Mittel zur irdischen und künftigen Glückseligkeit ist. Sie verwendet also den Unsterblichkeitsglauben als sittliches Motiv, als höchsten Anreiz zur Tugend. Weit höher ist bekanntlich die Auffassung Lessings von der Entwicklungsfähigkeit menschlicher Moral. Er ist überzeugt, dass der menschliche Verstand, auf den höchsten Stufen der Aufklärung angelangt, „diejenige Reinigkeit des Herzens hervorbringen soll, die uns die Tugend um ihrer selbst willen zu lieben fähig macht.“ [1]) Denselben Gedanken, nur in populärer Form, spricht auch der Major im „Nothanker“ aus: „Ein ehrlicher Kerl muss Recht thun, weil es Recht ist, und nicht, weil er dafür belohnt seyn will“ (II, 119). —

Die einzige Richtschnur der natürlichen Religion ist die Vernunft. Wie stellt sich diese zur Offenbarung? Im allgemeinen sucht der Rationalismus sich mit ihr abzufinden, eine Übereinstimmung zwischen Vernunft und Offenbarung zu erzielen. Genauer gesagt: der Rationalismus erkennt die Offenbarung an, soweit sie mit der Vernunft übereinstimmt. Im einzelnen aber sind innerhalb des Rationalismus selbst verschiedene Abtönungen dieser Auffassung zu bemerken. Wenn ein Neologe wie Spalding sogar zugiebt, dass die natürliche Religion bedingt ist durch die geoffenbarte, „dass unsere Vernunft, für sich und ohne alle Anweisung, gänzlich unvermögend ist, sich über die sinnlichen Dinge und bis zu den Wahrheiten der Religion zu erheben“, und dass die allererste Anweisung also notwendig eine göttliche Offenbarung hat sein müssen; [2])

---

[1]) „Die Erziehung des Menschengeschlechts“ § 80 ff. Werke XVIII, S. 215 f.

[2]) Spalding, „Die Bestimmung des Menschen“ (1768). S. 72.

wenn Sack die Offenbarung das Fernglas der Vernunft nennt, ohne welches diese die wichtigsten Wahrheiten entweder gar nicht oder doch nur sehr dunkel erblicke,[1]) so hält Nicolai die menschliche Vernunft für ausreichend, den „Willen Gottes, der unsre itzige und zukünftige Glückseligkeit bestimmt", einzusehen, „wenn auch Gott für gut befunden habe, ihn besonders zu offenbaren" (I, 6). Einem orthodoxen Geistlichen legt er dagegen (II, 83) den Ausspruch in den Mund, es komme in religiösen Dingen gar nicht auf die Vernunft, sondern nur auf die Bibel, auf eine übernatürliche Offenbarung an. „Hier muss man nur nicht schmeicheln, sondern die menschliche Vernunft in ihrer Ohnmacht zeigen, ihr aber keinesweges . . . ein Recht in Glaubenssachen zugestehen." —

Wenn also der Rationalismus die Offenbarung nur insoweit anerkennt, als sie mit der Vernunft übereinstimmt, so ergiebt sich hieraus die Ablehnung einer göttlichen Inspiration der Bibel von selbst. Der Glaube daran war durch die neuere Exegese, durch die Untersuchungen Ernestis, Michaelis', namentlich aber Semlers, aufs schwerste erschüttert. Auch Nicolai spricht sich im „Nothanker" an verschiedenen Stellen nachdrücklich dagegen aus. „Man setzet immer die Vernunft der Offenbarung entgegen. Diess mag der nöthig finden, der an eine unerklärliche Theopnevstie glaubt. Ich hoffe aber, es sey niemand jetzt mehr so einfältig, sich einzubilden, Gott habe die heiligen Bücher ganz unmittelbar und übernatürlich eingehaucht. Es sind Bücher, welche zu schreiben, hat müssen Vernunft angewendet werden, und zum Lesen und Verstehen derselben gehört auch Vernunft" (III, 59 f.). Seine Vernunft, „die auch eine Gabe Gottes ist", soll der Mensch gebrauchen zum Zweifeln und Forschen (III, 64), denn „die wahre Religion könne und werde die strengsten Untersuchungen von aller Art aushalten; darum mag man in Gottes Namen

[1]) Sacks Lebensbeschreibung (1789). I, S. 242.

fortfahren, alle Meinungen der Menschen zu sichten und den Weizen von der Spreu zu sondern“ (II, 240).

So sehr also Nicolai einer freien, ungehinderten Bibelforschung das Wort redet, ebenso entschieden spricht er sich gegen eine „ausschweifende Exegese“ (II, 137) aus, weil er deren „Nutzbarkeit“ bezweifelt. Die gewaltigen Fortschritte der neuen Bibelkritik waren zum grossen Teile bedingt durch den Aufschwung der orientalischen, namentlich der Sprachstudien. Aber nicht alle Forscher besassen die Befähigung und Gewissenhaftigkeit eines Reiske oder eines Michaelis, und viel Unkraut wucherte unter der jungen Saat empor. Auch darüber lässt Nicolai seinen Sebaldus sich aussprechen (II, 134 ff.). Dieser trifft auf der Reise nach Holstein mit einem Manne zusammen, der „nach der ersten Begrüssung selbst sagte, dass sein Hauptstudium die Arabische Sprache sey. Er galt in der That, wie man nachher unter der Hand erfahren hat, allenthalben für einen grundgelehrten Mann, der Hebräisch, Arabisch, Persisch, Syrisch, Samaritanisch, Phönicisch und Koptisch aus dem Grunde verstehe. Er hatte nicht allein, gleich andern Kennern der höhern Exegese, das Hebräische durch das Arabische zu erklären gesucht, sondern er war auf eine Höhe gestiegen, die noch kein anderer Exeget erreicht hatte, nehmlich, er hatte einen Versuch gemacht, das Arabische durch das Hebräische in ein helleres Licht zu setzen. Er war in Leipzig gewesen, und freylich soll seine gerühmte Arabische Kenntniss bei Reisken nicht grossen Beyfall gefunden haben, welcher glaubte, dass sie sich nicht weit über den Golius erstreckte. Unser Mann hielt diess aber, wie billig, für Neid und wandte sich nach Wittenberg. Er hatte eine Sammlung von ihm in der Bibel, vermittelst des Arabischen, neuentdeckter Beweissprüche bey sich, wodurch die vornehmsten Artikel der Dogmatik aufs neue befestigt werden sollten. Er glaubte dadurch in dieser orthodoxen Stadt gewiss eine ansehnliche Belohnung oder Beförderung zu erhalten. Er erstaunte aber nicht wenig,

da alle dortigen Doktoren der Gottesgelahrtheit seine neuen Beweissprüche für ganz überflüssig hielten, weil sie meinten, die Dogmatik sey durch die Augspurgische Konfession und durch das Konkordienbuch befestigt genug. Zum Glück, konnte ihm seine Arabische Gelehrsamkeit so gut dienen, als weiland dem Ritter Hudibras seine Logik:

who could refute,
Change sides, and still dispute.

Er zog also, mit Hülfe der Arabischen Sprache, eine grosse Menge Erklärungen aus der Schrift, wodurch die vornehmsten Artikel der Dogmatik zweifelhaft gemacht wurden, und jetzt eben war er im Begriff, mit diesem Schatze von neuen Entdeckungen ins Brandenburgische zu reisen, wo sie, wie er gewiss glaubte, Waare für den Platz seyn müssten."

Es ist klar, dass Nicolai mit dieser Schilderung eine bestimmte Persönlichkeit im Auge hatte, und es ist nicht schwer, sie herauszufinden. Er zielte damit auf Bahrdt. Bahrdt hatte schon als Student in Leipzig, nachdem er kaum von Reiske in die Kenntnis des Arabischen eingeführt worden war, in seiner Abhandlung „*De usu linguae arabicae ex comparatione cum hebraea*" (1758) den nach seinem eigenen Geständnis [1]) übrigens „höchst armseligen" Versuch gemacht, „das Arabische durch das Hebräische in ein helleres Licht zu setzen." Wenige Jahre später übernahm er, notdürftig vorbereitet, eine ausserordentliche Professur der biblischen Philologie in Leipzig. Nachdem er aber letztere Stadt infolge seines anstössigen Lebens hatte verlassen müssen, wandte er sich nicht, wie Nicolai mit dichterischer Licenz sagt, nach Wittenberg, sondern er erhielt durch Klotzens Vermittlung eine Professur der Philosophie in Erfurt. Sein dortiger Zusammenstoss mit der Orthodoxie entspricht aber ungefähr der Schilderung Nicolais, und auch

[1]) „Bahrdts Geschichte seines Lebens, seiner Meinungen u. Schicksale. Von ihm selbst geschrieben" (1790—91). I, S. 317.

Wittenberg ist dabei nicht unbeteiligt. Um sich von dem Verdachte der Heterodoxie, den ihm seine Vorlesungen zugezogen, und den ein Responsum der theologischen Fakultät Wittenberg bekräftigt hatte, zu reinigen, gab er 1769 bis 1770 seinen „Versuch eines biblischen Systems der Dogmatik“ heraus, auf den Nicolai oben anspielt. Aber er vermochte mit der lauen Halbheit dieses Systems weder die Orthodoxen, noch die aufklärerischen Theologen zufriedenzustellen.[1]) Der Tadel der letzteren, in dem gleichwohl eine bedingte Anerkennung des durch die „albernen Orthodoxien“ durchleuchtenden „hellen Kopfes“ enthalten war, machte seinen Ehrgeiz rege. „Die Partei der Aufgeklärten war es, die ich auf meiner Seite zu haben wünschte.“[2]) So geriet er, namentlich nach seiner Übersiedlung nach Giessen, sehr rasch in die Bahnen des flachsten Rationalismus, und diese auffällige Wendung ist es, die Nicolai hier im „Nothanker“ verspottet. Wir fragen: aus welchen Motiven? Da doch die Sache der Aufklärung bei diesem Gesinnungswechsel nichts zu verlieren hatte. Es waren grösstenteils persönliche Gründe. Einerseits kam man in den Berliner Kreisen über ein gewisses Misstrauen gegen den Proselyten, der in den sechziger Jahren Abraham Teller seines „Lehrbuchs des christlichen Glaubens“ halber zum Scheiterhaufen verurteilt und dafür Abbts Züchtigung[3]) empfangen hatte; dessen orthodoxe Schriften von Goeze belobt, von der „Allg. d. Bibl.“ so oft bekämpft worden waren, doch nicht hinaus — ein Misstrauen, das durch Bahrdts eigenes Bekenntnis,[4]) welche Beweggründe ihn von der Orthodoxie abwendig gemacht hätten, allerdings gerechtfertigt wird.

[1]) Vgl. Bahrdts Selbstbiographie. II, S. 78.

[2]) Ebd. S. 79.

[3]) Vgl. Abbt, „Erfreuliche Nachricht von einem hoffentlich bald zu errichtenden protestantischen Inquisizionsgericht, und dem inzwischen in Effigie zu haltenden erwünschten evangelisch-lutherischen Auto da Fe“ (1766). Werke V, S. 17.

[4]) A. a. O. II, S. 53.

Andrerseits hatte sich schon seit der Leipziger Skandalgeschichte eine persönliche Gereiztheit zwischen Bahrdt und Nicolai [1]) festgesetzt, die, wie in manchen anderen Fällen, so auch an der vorliegenden Stelle zum Ausbruche kam. Auch ist nicht zu vergessen, dass Bahrdt schon als Mitglied der Klotzschen Clique Nicolai verhasst sein musste. —

Für seine eigene Meinung, dass die mangelhafte Kenntnis des Arabischen nicht geeignet sei, das Hebräische zu erhellen, stützt sich Nicolai, der Alleswisser, auf Reiskes Autorität, [2]) wagt sich dann gelegentlich mit einem schiefen Vergleiche (II, 137 f.) in das Gebiet der deutschen Philologie, versetzt im Vorbeigehen dem „Magister Schelling, welcher, sitzend in seiner Studierstube im herzoglichen Stifte zu Tübingen", unwidersprechlich überzeugt sei, dass die Arabische Sprache sich nicht verändert habe, während doch Niebuhr aus eigener Erfahrung das Gegenteil beweise, einen Hieb, und formuliert, auf die Unsicherheit der hebräischen Wortbedeutung hinweisend, seine eigene Schlussmeinung in den Worten des Sebaldus, dass die Seligkeit des menschlichen Geschlechts unmöglich auf solchen „Wortklaubereyen" beruhen könne (II, 140; vgl. II, 240 u. III, 63). —

Fragen wir nun, welchen positiven Wert Nicolai der Bibel überhaupt belasse, so giebt uns „Sebaldus Nothanker"

---

[1]) Vgl. D. Pott, „Leben, Meynungen u. Schicksale D. C. F. Bahrdts" (1790). S. 144.

[2]) N. citiert eine Stelle aus Reiskes „Gedanken, wie man der Arabischen Litteratur aufhelfen könne und solle" (1751) und setzt hinzu (II, 138): „Diese kleine Schrift verdiente bekannter zu seyn und von vielen gelesen zu werden, zumal zu itziger Zeit, da wieder allenthalben stark aus der Arabischen Gaukeltasche gespielt wird." — In der 4. Aufl. (1799; II, 156 f.) schliesst sich an diese Anmerkung ein polemischer Exkurs gegen die Kantsche Philosophie: „Jetzt sind auf den theologischen Jahrmärkten Deutschlands mit der arabischen Gaukeltasche keine Zuschauer zusammenzubringen. Dagegen wird jetzt gar behende gespielt aus der Gaukeltasche der Religion innerhalb den Gränzen der blossen Vernunft" u. s. w.

auch darauf eine Antwort. Getreu seinem utilitarischen Grundprincip, betrachtet Nicolai auch die Bibel auf ihre Nutzbarkeit hin, lässt den Major (II, 117) finden, dass viel Gutes darin stehe, vieles, das hier in diesem Leben sich recht wohl nützen lasse, und ist gewillt, all dieses Gute und Nützliche zu der Masse der Erkenntnis zu schlagen, die er aus Natur und Erfahrung geschöpft hat (III, 64). Nicolai erkennt also, den allgemeinen Standpunkt des Rationalismus teilend, das in der Bibel enthaltene Sittengesetz an, aber nicht als äusseres Gebot, sondern als tief in der menschlichen Natur selbst begründet und mit der Vernunft übereinstimmend. Den Hauptwert der Bibel aber legt er auf ihre erzieherische Wirkung, und in diesem Punkte finden wir ihn im Einklang mit Lessing, ja sogar als Vorläufer Lessings. Was dieser in seiner „Erziehung des Menschengeschlechts“ so herrlich ausgeführt hat: dass Offenbarung Erziehung ist; dass die Bibel dem Menschengeschlechte als ein Elementarbuch gegeben ist, das „seit siebzehnhundert Jahren den menschlichen Verstand mehr als alle andere Bücher beschäftiget, mehr als alle andere Bücher erleuchtet“ hat, „sollte es auch nur durch das Licht sein, welches der menschliche Verstand selbst hineintrug“, ein Elementarbuch also, dessen, wenn auch verschiedenwertige, Lehren ein neuer Richtungsstoss für die menschliche Vernunft geworden sind [1]) — was Lessing so tief gedacht und so formschön ausgesprochen hat, das finden wir, natürlich in entsprechendem Abstande, oberflächlicher gedacht, schwerfälliger ausgedrückt, aber doch in derselben Ideenrichtung liegend, hier im „Nothanker“ (III, 60 ff.) angedeutet: Diese Bücher, aus denen ein grosser Teil des menschlichen Geschlechts seine Pflichten kennen lernen will, „sind so eingerichtet, dass diess nicht ohne Betrachtungen und Schlüsse, folglich nicht ohne Nachdenken geschehen kann. Also sind diese Bücher hauptsächlich inso-

[1]) A. a. O. §§ 63—65. Werke XVIII, S. 211 f.

fern eine Quelle der Wahrheit, als sie das Nachdenken über Wahrheit befördern. Und wenn denn nun auch die Schlüsse und Folgerungen aus denselben verschieden sind! Wenn sie nur alle zuletzt in gemeinsame Wahrheit zusammenfliessen, wollen wir uns beruhigen....."

Drang nach Wahrheit und Toleranz, diese echt Lessingschen Grundzüge, sie kommen auch in Nicolais Worten zum Ausdruck. Und unwillkürlich steht uns die berühmte Stelle vor Augen: „Nicht die Wahrheit, in deren Besitz irgend ein Mensch ist oder zu sein vermeinet, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Wert des Menschen. Denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich seine Kräfte, worin allein seine immer wachsende Vollkommenheit bestehet. Der Besitz macht ruhig, träge, stolz —". [1])

In diesen Worten hat Lessing mit der Prägnanz des Genies ausgesprochen, was ihn mit der Aufklärung gewöhnlichen Schlages verbindet, und was ihn von ihr trennt. Wenn Sebaldus (II, 78) sagt: „Mir ist immer selbst derjenige viel ehrwürdiger gewesen, der, durch Liebe zur Untersuchung der Wahrheit, auf Irrthümer verfällt, als derjenige, der sie gar nicht untersuchen mag", so ist das ganz im Geiste Lessings gesprochen, der ja auch „den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren", [2]) am höchsten schätzte. Der Unterschied dieses Strebens aber zwischen Lessing und der sonstigen Aufklärung ist ein qualitativer. Die „aufrichtige Mühe", die er anwendet, hinter die Wahrheit zu kommen, ist eine weit intensivere, ein höheres Schauen, ein tieferes Eindringen, ein weiteres Umfassen als das der gewöhnlichen Aufklärung; und ihn macht der Besitz nie „ruhig, träge, stolz", während sich die Aufklärung

---

[1]) „Eine Duplik". Werke XVI. S. 26.
[2]) Ebd.

sonst mit ihren unschwer errungenen Gewinnen leicht befriedigt.

Lessing hasste die Halbheit, die laue Vermittlung, die Inkonsequenz, ja auch die Intoleranz [1]) der Heterodoxie (die er eigentlich für eine Skoliodoxie hielt) [2]) und spricht sich über sein Verhältnis zu dieser wie zur Orthodoxie an verschiedenen Stellen seiner Briefe [3]) oder bei sonstigen Gelegenheiten [4]) aus. Den klarsten und umfassendsten Aufschluss aber über sein inneres Verhältnis zu der alten und neuen Theologie giebt uns jener Brief an Karl Lessing vom 2. Februar 1774, in welchem er sich dagegen verwahrt, dass er der Welt die religiöse Aufklärung missgönne, seine eigene Art aber der Mitarbeit an dieser grossen Aufgabe sich vorbehält. Er tadelt, dass man die alte Scheidewand zwischen der Orthodoxie und der Philosophie niederreisse und uns „unter dem Vorwande, uns zu vernünftigen Christen zu machen, zu höchst unvernünftigen Philosophen“ mache. Er verteidigt das alte Religionssystem gegen den Vorwurf, dass es ein Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen sei. „Ich weiss kein Ding in der Welt, an welchem sich der menschliche Scharfsinn mehr gezeigt und geübt hätte, als an ihm. Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen ist das Religionssystem, welches man jetzt an die Stelle des alten setzen will, und mit weit mehr Einfluss auf Vernunft und Philosophie, als sich das alte anmasst“.

Es wäre grundfalsch, aus diesen Worten auf Lessings innere Hinneigung zur alten Theologie schliessen zu wollen, und mit Recht betont Schwarz in seiner Studie über „Lessing als Theologe“ (S. 40 f.) den in jener Briefstelle

---

[1]) Dass auch mit der Heterodoxie Unduldsamkeit und Herrschsucht nicht selten verbunden seien, giebt der Verf. des „Nothanker“ indirekt zu (III, 12).

[2]) Vgl. Nicolai, „Gedächtnisssschrift auf Joh. Aug. Eberhard“ (1810). S. 63. Anm. 18.

[3]) Werke XX, 1. S. 552. 571 f. 696.

[4]) Werke XV, S. 264 f. XX. 2. S. 708 f. (Anm. von Nicolai).

zwar nicht formell ausgesprochenen, aber doch unmissverständlich aus ihr hervortretenden Grundgedanken Lessings, „dass er, wenn er einmal anfange, aufzuklären, eine ganz andere, eine viel radikalere Methode einschlagen werde .... Er will nur nicht diese Aufklärung, aber die Aufklärung will er gewiss — denn er ist ja recht eigentlich der grosse Aufklärer des 18. Jahrhunderts — und er erkennt die Orthodoxie nur deshalb so unparteiisch an, weil er so völlig über sie hinaus ist, viel mehr als diejenigen, welche als ihre Gegner gelten". [1])

Auch im mündlichen Gespräche mit den Berliner Freunden hatte Lessing gegen die neue Theologie öfter den Vorwurf der Inkonsequenz erhoben. [2]) Nicolai vermochte ihm darin nicht gerade Unrecht zu geben. Hatte er doch selbst schon 1771 geschrieben [3]): „Wer unsern neuern Theologen nicht von der Seite der Orthodoxie, sondern von der Seite der natürlichen Theologie ihre Inkonsequenz zeigen könnte, das wäre eine schöne Sache!" Und am 13. August 1773 schreibt er an Lessing [4]): „Sie sagen, die neuern Heterodoxen sind inkonsequent. Das ist wahr. ***'s Buch von — — — — [5]) ist ein sauersüsses Geschwätz und an mehr als einem Orte inkonsequent. Die Verdammungen in den Hamburgischen Nachrichten [6]) hingegen sind sehr konsequent. Aber wenn man die Sache nimmt, so wie sie jetzt

[1]) Nicolai sucht das Eintreten Lessings für die Orthodoxie aus dialektischen Gründen zu erklären. Vgl. die „Gedächtnissschrift auf Eberhard", S. 25.

[2]) Vgl. Werke XX, 2. S. 708 f. (Anm. von Nicolai).

[3]) Ebd. S. 449.

[4]) Ebd. S. 708.

[5]) Gemeint ist Spaldings Buch „Über die Nutzbarkeit des Predigtamtes u. deren Beförderung" 1772. 2. Aufl. 1773.

[6]) Die „Hamburgischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit", in den Kreisen der Aufklärung als die „schwarze Zeitung" verschrieen, wurden 1758—1771 von Christ. Ziegra herausgegeben. Ihre Fortsetzung bildeten die „Freiwilligen Beiträge aus dem Reiche der Gelehrsamkeit" (1772—1780). — Vgl. auch „Seb. Noth." II, 225.

liegt, ist nicht ***, wenn er seine Absichten zur Verbesserung erreicht, wirklich ein Wohlthäter des menschlichen Geschlechts? und was können die Hamburgischen Nachrichten anders als Dummheit und Verfolgung begünstigen?“

Von diesem opportunistischen Standpunkte aus suchte nun Nicolai auch im „Sebaldus Nothanker“ die Inkonsequenz der Neologie gegen die Vorwürfe zu verteidigen, die Lessing so oft, und noch 1775, im Gespräche mit Nicolai und Mendelssohn erhoben hatte, und die hier nun — was für die Eingeweihten allerdings komisch wirken musste — einem orthodoxen Berliner Prediger in den Mund gelegt werden. Nicolai berichtet auch: „Wir haben nachher oft darüber gelacht, dass ich ihn (Lessing) in meinem Romane im Kostüme eines Predigers redend eingeführt hätte“. [1])

Letzterer also, der Berliner Geistliche, mit dem Sebaldus auf einer Bank Unter den Linden zufällig zusammentrifft, lässt sich (II, 83) so vernehmen: „Unsere neumodischen Theologen, die die Welt haben erleuchten wollen, die so viel untersucht, vernünftelt, philosophirt haben, wie wenig haben sie ausgerichtet! wie müssen sie sich krümmen und winden! Sie philosophiren Sätze aus der Dogmatik weg, und lassen doch die Folgen dieser Sätze stehen; sie brauchen Wörter in mancherley Verstande, sie verwickeln sich in ihre eignen Schlingen, sie sind aufs äusserste inkonsequent —“

Worauf Nicolai seinen Sebaldus erwidern lässt: „Und wenn sie denn nun inkonsequent wären? Wer einzelne Vorurtheile bestreitet, aber viele andere damit verbundene nicht bestreiten kann oder darf, kann, seiner Ehrlichkeit und seiner Einsicht unbeschadet, inkonsequent seyn oder scheinen. Die Verbesserer der Religion mögen immerhin ein zerrissnes Buch seyn, das weder Titel noch Register hat, und in welchem hin und wieder Blätter fehlen; aber auf den vorhandenen Blättern stehen nöthige, nützliche, vortreffliche Sachen, und ich will diese Blätter, ohne Zusammen-

[1]) Lessings Werke XX, 2. S. 709 (Anm. von Nicolai).

hang, lieber haben, als Meenens Beweis der Ewigkeit der Höllenstrafen, und wenn diess Buch noch so komplet wäre."

Solchen Anschauungen gegenüber behauptet der Orthodoxe, dass der Weg der Neologen, die ohnedem schon Indifferentisten seien, zum Naturalismus führe. Zum Glücke aber seien sie seichte Köpfe, „die sich in kurzem vor sich selbst scheuen, und so wie in ihrer Philosophie, auch in ihrer Theologie, auf dem halben Wege stehen bleiben."

Darauf antwortet Sebaldus (II, 85) mit einem schönen Bilde, das, hier zwar gegen Lessing selbst gerichtet, uns dennoch wie ein Hauch Lessingschen Geistes anmutet: „Wenn es der Weg zur Wahrheit ist, so ists, meines Erachtens, kein geringes Verdienst, bis auf den halben Weg zu kommen. Der Weg der Wahrheit ist so steil und ungebahnt, dass der eine früh, und der andere spät, ermüdet. Ein jeder gehe, so weit es ihm seine Kräfte erlauben. Auch derjenige, der nur einen einzigen Schritt fortgeht, auch derjenige, der nur eine ganz kleine Strecke durch seinen Fleiss bahnet, ist mir ehrwürdig. Aber nicht derjenige, der aus Stolz den Weg gar nicht antreten will, der aus Trägheit, um nicht einen Schritt weiter zu gehen, die Falschheit, die vor den Füssen liegt, für Wahrheit ausgiebt."

Stellen wir nun diesem Ausspruche einen anderen im „Nothanker" (III, 69 f.) enthaltenen zur Seite, so müssen wir auch darin eine Gesinnungsverwandtschaft mit Lessing erkennen: „Der du einen neuen geraden Weg bahnen willst! Du wirst auf Hügel stossen! Lass dich keine Mühe reuen, sie abzutragen, um den schönen Weg nach der Schnur zu führen! Aber, wenn dein neuer Weg auf ein Haus stösset, reiss es nicht weg, so lang Menschen drinn wohnen, achte es nicht, dass der Weg lieber etwas gekrümmt daneben weg gehe! Es kommt in der Zukunft wohl noch eine Zeit, dass das Haus, Baufälligkeitshalber, oder aus andern Ursachen, neu muss gebauet werden, alsdenn wird ein kluger Mann nicht versäumen, es auf eine andere Stelle zu setzen und den Weg ganz gerade zu machen. Sey mit dem zu-

frieden, was du hast thun können, und überlass das übrige der Nachkommenschaft.“

Sind nicht auch diese Worte im Sinne hoher Toleranz, im Sinne Lessings gedacht, der auch das alte Haus nicht wegreissen will, „so lang Menschen drinn wohnen“, und den Weg des Lichtes lieber etwas gekrümmt daneben hergehen lässt? Erinnert nicht auch die schöne Bildlichkeit des Ausdrucks — bei Nicolai nicht eben häufig anzutreffen — an Lessing? Erinnert nicht sogar der Satz: „Es kommt in der Zukunft wohl noch eine Zeit, dass das Haus Baufälligkeitshalber neu muss gebauet werden“ an den ganz ähnlichen Lessingschen Gedanken: „Meines Nachbars Haus drohet ihm den Einsturz[1])?“ — So liegt es nahe, verschiedene, und nicht die geringfügigsten „Meinungen“ im „Nothanker“ als starke Nachklänge der Unterredungen Nicolais mit Lessing aufzufassen.

Die Betrachtungen S. 57—70 des dritten Bandes gehören überhaupt, nach Inhalt und Form, zu den besten Partien des ganzen Werkes. Nach Nicolais eigener Angabe (S. 55) sollen sie Auszüge aus einem von Sebaldus ins Holländische übersetzten Buche „*Remarks on men, manners and things; by the Author of the Life of John Buncle*“[2]) sein. Man könnte sich nun durch diesen Hinweis leicht irreführen lassen, denn die ernste, gehaltene, aber keineswegs trockene, ja sogar zuweilen an Lessingsche Dialektik gemahnende Art dieser Reflexionen sticht merklich von dem seichteren Flusse der sonstigen „Meinungen“ ab. Aber Nicolai hat den Schleier des Geheimnisses, dass er selbst der Autor dieser Gedanken sei, eigenhändig gelüftet.[3]) In demselben Abschnitte (III, 66 ff.) findet sich aber auch ein Einschiebsel, das nicht von Nicolai selbst stammt. Es ist eine die Toleranz verherrlichende biblische Erzählung, die angeblich „D. Pococke in einem zu

[1]) Lessings Werke XX, 1. S. 572.

[2]) Vgl. ebd. XX, 2. S. 398.

[3]) S. ebd. (Anm. von Nicolai) und die 4. Aufl. des Romans III, S. 62 Anm.

Cairo befindlichen Codex, anstatt des 22ten Kapitels des ersten Buchs Mose" gefunden haben soll. Thatsächlich ist diese Geschichte, wie Nicolai selbst aufklärt [1]), von Franklin, der sie dem Perser Sadi nacherzählt habe. —

Blicken wir zurück. „Gott" und „Unsterblichkeit" sind die Grundpfeiler der Religion. Zwischen Vernunft und Offenbarung findet eine Übereinstimmung statt. Die Bibel ist ein religiöses Erziehungsmittel. Diese drei Sätze haben wir bisher aus dem „Nothanker" herausgelesen. Auf ihnen aber ruht, gewissermassen als Krönung, die weitere, sich offen an Tindal anschliessende, den rein ethischen Gehalt des Christentums heraushebende Behauptung (III, 66): „Das Christentum ist so alt als die Welt." [2]) —

Dieser Religion des gesunden Menschenverstandes muss das verwickelte System der Dogmatik, jenes „statutarischen Rechtes, das man" — wie Nicolai (II, 82) den orthodoxen Prediger sagen lässt — „annehmen muss, wenn man es auch nicht allemal bis aufs Recht der Natur zurückführen kann", entbehrlich scheinen. „Die Schriftgelehrten haben von je her ihre Lehrgebäude so künstlich angelegt, dass jeder das seine, trotz aller Widerlegung, beweisen kann. Sie gleichen Bergschlössern, die noch dazu mit hohen Wällen und tiefen Graben umgeben sind, so dass derjenige, der darinn ist, sich ewig vertheidigen, und der, der draussen ist, sie nimmer mit Vortheile angreifen kann. Aber wie? Wenn wir diese Vestungen, die uns eigentlich nichts hindern, liegen liessen, und mit der gesunden Vernunft geradezu ins Land drängen [3])? (III, 59.)

---

[1]) Vgl. die 4. Aufl. a. a. O., ferner die „Berl. Monatsschr." II. (1783), S. 307 f. u. Nicolai, „Über meine gelehrte Bildung" u. s. w. (1799), S. 256 f.

[2]) Tindal, „*Christianity as old as the creation*". 1730.

[3]) An einer anderen Stelle (II, 124) wird davor gewarnt, sich „ohne das Licht einer gesunden Philosophie in die Irrgänge der Dogmatik und Exegese" zu wagen. Überhaupt wünscht Sebaldus-Nicolai, „dass der Gebrauch einer gesunden Philosophie unter der ganzen

Das Einzige, was gewisse Dogmen vor dieser Verwerfung retten kann, ist ihre praktische Nutzbarkeit. Das war ja der Massstab, den jene Zeit überhaupt an jede geistige und sinnliche Erscheinung legte, die Neologie insbesondere an die christlichen Lehren. Dem von einem der wirkungsreichsten neologischen Schriftsteller [1]) ausgesprochenen Gedanken: Alle dogmatischen Sätze, die keinen praktischen Nutzen haben, sind von dem Unterrichte und von der Predigt auszuschliessen — begegnen wir auch in unserem Romane wieder (I, 6). Auch Sebaldus war bei sich einig über den Wert aller dogmatischen und moralischen Wahrheiten, „indem er keine dogmatische Wahrheiten für nöthig und nützlich hielt, als die auf das Verhalten der Menschen einen Einfluss haben, und sich mehr angelegen seyn liess, alle moralische Gesetze Gottes auszuüben, als sie zu zergliedern oder zu umschreiben" — eine Anschauung, die auf die Grundlehre der Neologie, dass die Religion nichts anderes als Moral sei, und den Zweck habe, die Menschen gut und glücklich zu machen, glücklich sowohl in diesem als in einem künftigen Leben, zurückzuführen ist.

Um aber die christlichen Sittenlehren wahrhaft „nutzbar" zu machen, ist es notwendig, sie in möglichst weiten Kreisen zu verbreiten und vernunftmässig auszudeuten. Dies geschieht einesteils durch litterarische Wirksamkeit, anderenteils durch das Predigtamt. Auf beide Thätigkeiten, die häufig sich verbunden zeigen, legte die Neologie das grösste Gewicht, und so entstanden die zahlreichen Schriften dieser Richtung von Teller, Jerusalem, Zollikofer u. a., insbesondere die vielgelesenen Werke Spaldings, die alle den tiefgehenden Einfluss Shaftesburys bezeugen. Hatte Spalding schon 1748 in seinem Buche über „Die Bestimmung des Menschen" (dessen auch im „Nothanker" I, 211 Erwähnung

Nation gemein würde, damit auch unstudirte Personen über transcendente Sätze . . . . richtige Begriffe hätten."

[1]) Spalding, „Über die Nutzbarkeit" u. s. w., S. 121 ff.

geschieht) den Standpunkt der christlichen Vernunftreligion gegenüber den materialistischen Zeittendenzen vertreten, so richtete er 1761 seine „Gedanken über den Werth der Gefühle in dem Christenthum“ gegen pietistische Heuchelei und Scheinheiligkeit und trat 1772 mit seinen Ansichten „Über die Nutzbarkeit des Predigtamtes“ hervor. Gerade diese Schrift aber erregte, so wenig sie mit ihrer seichten Gefälligkeit tiefere Geister innerhalb der Aufklärung selbst befriedigen konnte, andrerseits den grössten Unwillen und den stärksten Widerspruch der Orthodoxie.[1]) Ein charakteristisches Echo dieser Opposition tönt uns auch aus dem „Nothanker“ (II, 79 ff.) entgegen, der auf das ganze Buch Spaldings, auf seinen Titel und auf einzelne Stellen unverkennbar direkten Bezug nimmt. Der Berliner Prediger spricht seine Verachtung aus über „unsere schönen heterodoxen Herren, die die Religion so menschlich machen wollen, und die dabey die Würde unseres Standes ganz aus der Acht lassen“ (vgl. Spalding a. a. O. S. 5 f. und S. 29). „Sie wollen den Freydenkern nachgeben, sie wollen sie gewinnen (vgl. a. a. O. S. 30 ff.). Als ob es sich für uns schickte, mit Leuten solches Gelichters Wortwechsel zu führen.“ . . . . . Die „neumodischen Theologen“ „schwatzen immer viel vom Nutzen des Predigtamts und vergessen das Wesen des Predigtamts hierüber. Sie geben sich selbst als die nützlichen Leute an (vgl. a. a. O. S. 8, 9, 29 und 94), die der Staat verordnet hat, Weisheit und Tugend zu lehren (Spalding a. a. O. S. 6 f.: „Die christlichen Prediger sind verordnete Ausleger und Erklärer des göttlichen Gesetzes, Lehrer der Weisheit und Tugend“). Eine rechte Würde! . . . . Damit werden wir eine feine Ehrfurcht von Layen fordern können! Aber wenn wir . . . . darauf bestehen, dass unser Beruf ein göttlicher Beruf ist (vgl. a. a. O. S. 5 f. und S. 8), dass die Ordi-

---

[1]) S. Spaldings Lebensbeschreibung, herausg. von seinem Sohne (1804), S. 93 ff.

nation, die wir empfangen haben, nicht eine leere Ceremonie ist, sondern dass sie uns zu Nachfolgern der Apostel (vgl. a. a. O. S. 7), zu Boten Gottes (vgl. ebd.), zu Handhabern seiner Geheimnisse (vgl. a. a. O. S. 6) macht, dass sie uns das Amt der Schlüssel überträgt (vgl. ebd.), so wird unser Orden bald wieder zu seiner vorigen Würde gelangen, und dann wird auch natürlicherweise die Religion mehr geschätzt werden. Aber unsre feinen Lehrer der Rechtschaffenheit (vgl. a. a. O. S. 109) haben so eine grosse Begierde, nützlich zu seyn, dass sie sich und ihren Orden und die Religion darüber vergessen.“ Auf diesen Herzenserguss des Orthodoxen meint der Kandidat („Noth.“ II, 81), es scheine ihm fast, „dass die Protestanten, in der Absicht, eine päbstische Hierarchie (vgl. Spalding a. a. O. S. 8 f.) zu vermeiden, den geistlichen Stand andern Ständen allzusehr gleich machen.“ Worauf der Orthodoxe: „O! ein wenig Pabstthum wäre uns sehr nöthig, oder wir werden nie wieder Glaubenseinigkeit und Glaubensreinigkeit erlangen . . . . .“ Bei der heterodoxen Theologie, meint er später (S. 85), werde nichts herauskommen als ein heidnisches Christentum (Spalding hatte a. a. O. S. 210 ff. den Vorwurf, dass die Neologen „heidnische Moral auf christlichen Kanzeln“ predigten, entschieden zurückgewiesen). —

Das Streben, die Bildung der unteren Schichten des Volkes, des niederen Bürgers und des Bauers, auf eine höhere Stufe zu heben, seine Begriffe über sittliche und bürgerliche Pflichten zu erhellen, ist ein durchgehender Zug der Aufklärung. In diesem Sinne wirkten zahlreiche Schriften von Schlosser, Resewitz, Basedow, v. Rochow u. a. [1]). Man hielt

[1]) Weit verbreitet waren: Schlossers „Katechismus der Sittenlehre für das Landvolk“ (1771); Resewitz' Schrift „Über die Erziehung des Bürgers“ (1773); Basedows „Ganze natürliche Weisheit im Privatstande der gesitteten Bürger“ (1768; vgl. „Seb. Noth.“ 2. Aufl. I. 180). Die grösste Wirkung aber erlangte: Friedr. Eberh. v. Rochows „Versuch eines Schulbuchs für Kinder der Landleute, oder zum Ge-

auch viel und schrieb „von der Nutzbarkeit des Predigtamtes auf dem Lande“,[1]) und dem Landgeistlichen, der ja auch im litterarischen Leben des 18. Jahrhunderts keine unbedeutende Rolle spielte,[2]) fielen wichtige religiös-pädagogische Aufgaben zu. So hält es auch Spalding (a. a. O. S. 246 f.) für die Pflicht des Landgeistlichen, „die Besserung des gemeinen Mannes eigentlich zu studieren, seiner Unwissenheit in Ansehung des Rechts und Unrechts bei den Handlungen, die hauptsächlich zu seiner Sphäre gehören, abzuhelfen“ u. s. w. Aber Spalding (a. a. O. S. 84 ff.) will doch bei religiösen Betrachtungen die Blicke des Menschen über das irdische Alltagsleben hinaus auf höhere Dinge gerichtet wissen. „Einen Gott, eine moralische Regierung, eine Ewigkeit zu glauben, das giebt der Seele eine Hoheit und Stärke, eine unermessliche Aussicht, bei welcher sie sich überaus klein finden würde, wenn sie sich durchaus in den engen Grenzen irdischer Überlegungen und irdischer Dienstleistungen einschränken sollte“ .... „Je mehr der Mensch ein aufgeklärter Christ, ein andachtsvoller Verehrer Gottes, ein emsiger Wanderer nach dem Himmel wird, desto mehr wird er .... auch zugleich für die Welt und für seine Mitbürger Nutzen schaffen (a. a. O. S. 89) .....

Das ist eine weit höhere Auffassung von der Nutzbarkeit der Religion als diejenige vieler anderen Neologen, höher auch als diejenige Nicolais, der von seinem engen utilitarischen Standpunkte aus beim Predigtamte vor allem auf die praktische Belehrung sieht, die es zu Gunsten des bürgerlichen Lebens, der irdischen Wohlfahrt und der gemeinen Moral geben soll und kann.

---

brauche in Dorfschulen“ (1772 bei Nicolai erschienen; vgl. „Seb. Noth.“ II, 131).

[1]) „Von der Nutzbarkeit des Predigtamtes auf dem Lande u. deren Beförderung bey jetziger Religionsverbesserung.“ 2 Teile 1775—76.

[2]) Wir brauchen nur an die Romane von Fielding, Sterne, Goldsmith, an Thümmels „Wilhelmine“ u. dgl. zu erinnern.

Es war des Sebaldus „unwiderruflicher Willen, seinen Bauern nichts zu predigen, als was ihnen sowohl verständlich als nützlich wäre“ (I, 7). So hat er „wohl eher über das Evangelium vom Zinsgroschen: von den Vortheilen eines mässigen und nüchternen Lebens gepredigt, bloss weil sich kurz vorher ein paar Bauern in der Schenke betrunken hatten“ (I, 4).

Noch mehr tritt diese nüchterne und praktische Tendenz hervor in dem Anhange zum zweiten Bande (S. 263 ff.), wo Nicolai gegen eine sich an den „Nothanker“ anlehnende Schrift polemisiert. Besonders bezeichnend ist die Stelle (S. 272), wo der Verfasser sich für seinen Sebaldus verbürgt, „dass er ein so ungeschmacktes Postillengeschwätz, von der Schädlichkeit des Reichthums, seinen Bauern nie werde vorgeredet haben. Er war vielmehr beständig beflissen, seinen Bauern zu predigen, dass sie früh aufstehen, ihr Vieh fleissig warten, ihren Acker und Garten aufs beste bearbeiten sollten, alles in der ausdrücklichen Absicht, dass sie wohlhabend werden, dass sie Vermögen erwerben, dass sie reich werden sollten [1]) . . . . . .“

Die neue Theologie unterscheidet also grundsätzlich zwischen solchen Glaubenslehren, die einen Einfluss zur Besserung und zur Tugend ausüben können, und „allen unfruchtbaren spekulativischen Lehrmeinungen“, z. B. von der Dreieinigkeit, den zwei Naturen in Christus u. dergl. (vgl. Spalding, a. a. O. S. 121 u. 132). Sie verhält sich auch ablehnend oder einschränkend gegen die Dogmen von der natürlichen Verderbtheit des Menschen, von der Gnade, der Wiedergeburt, der Rechtfertigung, der Genugthuung u. s. w. Auch Sebaldus äusserte (I, 5) bei Gelegenheit viele Zweifel über die Lehre von der Genugthuung; ja, er spricht sogar (I, 153) die feste Überzeugung aus, dass „Gott vergiebt

[1]) Wozu in den Zeiten der Aufklärung die „Nutzbarkeit des Predigtamtes“ missbraucht werden konnte, ist aus einer ergötzlichen Zusammenstellung in Hases Kirchengeschichte (III, 2. S. 348) zu ersehen.

ohne Sühnopfer und Lösegeld". Dem Pietisten, der die „arme menschliche Natur" für ganz verderbt hält und jede gute Regung der alleinwirkenden übernatürlichen Gnade zuschreibt, entgegnet er (II, 5): „Freylich! wir haben alles durch die göttliche Gnade. Aber die Gnade wirkt nicht wie der Keil auf den Klotz. Gott hat die Kräfte zum Guten in uns selbst gelegt. Er hat uns Verstand und Willen, Neigungen und Leidenschaften gegeben .... Er hat Würde und Güte in die menschliche Natur gelegt." Wenn aber dennoch „unsere Natur so unvollkommen ist, dass wir nicht ohne Sünde bleiben können, wenn wir nun zu schwach sind, den Willen Gottes vollkommen zu befolgen", welche Strafe haben wir von Gott zu gewärtigen? Diese Frage des Sebaldus beantwortet der naturalistische Major mit einem drastischen Vergleiche (II, 119): „Wie könnte er denn von uns etwas verlangen, das wir nicht leisten könnten? Sehen Sie hier meinen Hühnerhund, der ist ein Hühnerhund, und weiter nichts, er wird vor einem Huhn stehn; aber wenn ich verlangen wollte, dass er eine Sau stellen sollte, so kann ich nicht sagen, der Hund sündigt, wenn ers nicht kann." —

Ein Dogma war es, gegen das die Neologie mit ganz besonderem Eifer zu Felde zog: die Lehre von der Ewigkeit der Höllenstrafen. Es hängt diese Opposition mit der eudämonistischen Richtung der Popularphilosophie zusammen. Hatte Büsching schon zu Anfang der bewegten siebziger Jahre einen behutsamen Vorstoss gegen dieses Dogma gewagt[1]) und sich der übrigens nicht neuen Anschauung zugeneigt, die Unendlichkeit der Höllenstrafen sei allerdings in der Heil. Schrift angedroht, es stehe aber bei Gott, inwiefern er diese Drohung erfüllen wolle, so knüpfte Eberhard zwei Jahre später an seine Untersuchung über die Seligkeit der Heiden[2]) eine Prüfung der

[1]) In den „Allgemeinen Anmerkungen über die symbolischen Schriften der evangelisch-lutherschen Kirche" (1770).

[2]) „Neue Apologie des Sokrates oder Untersuchung der Lehre von der Seligkeit der Heiden." I. 1772 (in Nicolais Verlag).

Lehre von der Ewigkeit der Höllenstrafen und gelangte zu einer weit schrofferen Verneinung. Eberhard wendet sich hauptsächlich gegen den gewöhnlichsten Beweisgrund: Gott strafe den Sünder in alle Ewigkeit, weil dieser in alle Ewigkeit sündige (a. a. O., S. 395). Auch Leibniz eigne sich diesen Beweis an, aber nicht aus Überzeugung, sondern aus opportunistischen Gründen (S. 396). Nach Eberhards Meinung hingegen ist die Strafe eine heilkräftige Arznei, die auch nach dem Tode noch bessern könne und die allgemeine Glückseligkeit aller vernünftigen Wesen bezwecke (S. 402 ff.). Auf diese Weise werde auch der Entwicklungsbegriff Leibnizens und seine „beste Welt" gerettet (S. 414 ff.). „Die Hierarchie, die gefürchtet sein will, die kriechende Andächtler, nicht edelmütige Andächtige haben will, bedient sich des Bildes Ewiggequälter mit Nutzen, das Grausen der religiösen Dunkelheit, worin ein blutgieriger Despot herrscht, in den zitternden Gemütern zu erhalten" (S. 433). Eberhard dagegen sieht die endlose Hölle nur in dem „ewigen Schaden, der uns von jeder Versündigung ankleben soll"; und er giebt zu, „dass eine jede Unsittlichkeit ihre bösen Folgen bis ins Unendliche habe, dass ein jeglicher Schritt, den man in dem Wege der Vollkommenheit zurückthut, unser ganzes ewiges Dasein hindurch an der ganzen Summe derselben, an der Länge des durchlaufenen Weges fehlen werde" (S. 428 f.).

Durch Eberhards Schrift wurde auch Lessing veranlasst, in dieser höchst aktuellen Frage Stellung zu nehmen. Gleichzeitig mit dem ersten Bande des „Nothanker" erschien seine Abhandlung über „Leibniz von den ewigen Strafen",[1]) eine Schrift, die nicht gerade geeignet war, auf die hochgehenden Wogen der theologischen Bewegung glättendes Öl zu giessen. Lessing verteidigt (a. a. O., S. 82) Leibniz gegen den ihm von Eberhard gemachten Vorwurf des Oppor-

[1]) Veröffentlicht im ersten Beitrag „Zur Geschichte u. Litteratur" 1773. Werke XVIII, S. 73 ff.

tunismus, giebt aber (S. 85) zu, „dass Leibniz die Lehre von der ewigen Verdammung sehr exoterisch behandelt hat, und dass er sich esoterisch ganz anders darüber ausgedrückt haben würde“. Leibniz liess sich nur darum die gemeine Lehre von der Verdammung nach allen ihren exoterischen Gründen gefallen, „weil er erkannte, dass sie mit einer grossen Wahrheit seiner esoterischen Philosophie mehr übereinstimmte als die gegenseitige Lehre. Freilich nahm er sie nicht in dem rohen und wüsten Begriffe, in dem sie so mancher Theologe nimmt. Aber er fand, dass selbst in diesem rohen und wüsten Begriffe noch mehr Wahres liege als in den ebenso rohen und wüsten Begriffen der schwärmerischen Verteidiger der Wiederbringung; und nur das bewog ihn, mit den Orthodoxen lieber der Sache ein wenig zu viel zu thun als mit den Letzteren zu wenig“. Jene grosse esoterische Wahrheit aber, von der oben die Rede war, ist „der fruchtbare Satz, dass in der Welt nichts insulieret, nichts ohne Folgen, nichts ohne ewige Folgen ist“ (S. 90 f.). Jede Verzögerung auf dem Wege zur Vollkommenheit ist in alle Ewigkeit nicht einzubringen und bestraft sich also in alle Ewigkeit durch sich selbst (S. 92) ..... Die intensive Unendlichkeit der Strafen verwirft auch Lessing (S. 93); aber er behauptet deren Ewigkeit im Sinne einer natürlichen Fortwirkung der Sünde. So stimmt also das Ergebnis seiner Untersuchung, freilich von ihm weit tiefer begründet, mit dem Hauptgedanken Eberhards vollständig überein; aber an dessen Schrift hatten ihn zunächst die Ausfälle gegen Leibniz gereizt, und dann kam eben auch hier wieder sein Groll gegen die „neumodischen Geistlichen, die Theologen viel zu wenig und Philosophen lange nicht genug sind“, zum Durchbruch.[1])

[1]) Nicolai war mit Lessings Schrift gegen Eberhard begreiflicherweise nicht zufrieden, namentlich damit nicht, dass L. die Miene angenommen habe, als ob er die orthodoxe Lehre verteidige. (S. Lessings Werke XX, 2. S. 707.) Über diesen Punkt aber sprach sich L. seinem Bruder Karl gegenüber unzweideutig aus (ebd. XX, 1. S. 552). — Auf

Eberhards „Apologie des Sokrates“ wurde in verschiedener Hinsicht, so auch in Bezug auf die Lehre von der Ewigkeit der Höllenstrafen, der Kanon für eine grosse Gruppe der Aufklärung. Auch Nicolai, dessen „Allg. d. Bibl.“ dasselbe Thema oft in ähnlichem Sinne besprochen hatte,[1]) schöpfte, wie bereits am Schlusse der Entstehungsgeschichte unseres Romans angedeutet wurde, aus dieser Quelle. Der Grundgedanke, sowohl Eberhards als Lessings, von den ewigen natürlichen Folgen der Sünde, kommt auch im „Nothanker“, II, 120, und ausserdem noch II, 278 f., zur Geltung. An letzterer Stelle wird ausgesprochen, „dass, durch Gottes weise Einrichtung, die natürlichen, sowohl physischen als moralischen Folgen der Laster, auf unabsehliche Zeiten hinaus, die Strafen der Laster seyn müssen; dass auch positive Strafen Gottes, seiner Güte und Gerechtigkeit angemessen, dazu kommen können; dass diese, nach geschehener Besserung, aufhören werden, so wie durch die Besserung auch die Folgen der Sünden gemildert werden, da sie sonst freylich an sich in alle Ewigkeit fortdauern“.

Wie ein roter Faden zieht sich die Polemik gegen die orthodoxe Anschauung und Lehre von der Ewigkeit der Höllenstrafen durch die theologischen Partien des Romans. Und auch für die Komposition des Werkes ist dieses Motiv von Wichtigkeit, insoferne das Schicksal des Helden durch seine heterodoxen Ansichten über diesen Gegenstand bestimmt wird. Vor dem geistlichen Gerichte (I, 40) wird Sebaldus gefragt, „ob er die Ewigkeit der Höllenstrafen glaube“. Und er antwortet, er „glaube nicht, dass es

---

die schliessliche Übereinstimmung Lessings mit E. weist auch N. hin: XX, 2. S. 707, und, noch bezeichnender, ebd. S. 673: „Aber, wie Ihr Leute seid! Zuletzt wird ein Ketzer, der nach Ihrer Art ewig verdammt und nach Eberhard's Art nicht ewig verdammt wird, gleich gut wegkommen.“ — E. verteidigte sich im 2. Bde. der „Neuen Apologie“ (1778). — Vgl. auch Nicolais „Gedächtnissschr. auf E.“, S. 25 ff.

[1]) S. besonders Bd. XVII, 2. S. 487 ff.

Menschen gezieme, der Güte Gottes Maass und Ziel zu setzen". Diese „Meinung" ist entscheidend für seine Amtsentlassung, und wohin er auch später kommt, immer und überall ist sie ihm verderblich. — Um die Richtigkeit seiner Schilderung zu erweisen und die „rohen und wüsten Begriffe" der Orthodoxie recht deutlich vor Augen zu stellen, citiert Nicolai (II, 10 f.) aus dem in den kurmärkischen Kirchen eingeführten Porstschen Gesangbuche ein Lied, in dem die Qualen der Verdammten in äusserst drastischen und sinnfälligen Ausdrücken beschrieben werden. Und auch für eine andere Ansicht der Orthodoxie: dass die Freude der Seligen durch die Qual der Verdammten keine Störung erleide, erbringt er (II, 12) einen litterarischen Nachweis. —

Das gleiche eudämonistische Princip, das die aufklärerische Theologie die Ewigkeit der Höllenstrafen bekämpfen hiess, rief sie auch gegen die Lehre von der Verdammung der Heiden ins Feld. Und auch auf diesem Gebiete kämpfte Eberhard mit seiner „Neuen Apologie des Sokrates" am erfolgreichsten. Überhaupt stellt dieses Buch ein wichtiges Glied in einer merkwürdigen Kette von theologischen Wirkungen dar. Im 15. Hauptstücke seines 1767 erschienenen Romans *„Bélisaire"* hatte Marmontel die Ansicht ausgesprochen, dass auch die tugendhaften Heiden die Seligkeit erlangen könnten. Diese ketzerische Anschauung erregte einen Sturm des Unwillens in den rechtgläubigen Kreisen Frankreichs und Hollands, während die deutsche Orthodoxie zunächst ein tiefes Stillschweigen darüber beobachtete.[1]) Eine Reihe von Streitschriften für und wider Marmontel trat hervor. Den Hauptschlag aber glaubte die französische Orthodoxie mit der Verdammung des Buches durch die Sorbonne zu führen. In Holland war es namentlich Peter Hofstede, ein orthodoxer Prediger in Rotterdam, der in mehreren Schriften Marmontel und seine Anhänger zu widerlegen suchte. Zuerst erschien von

---

[1]) Vgl. Eberhard, a. a. O., S. 2.

ihm die 1769 auch ins Deutsche übersetzte Abhandlung: „Des Herrn Marmontels herausgegebener Belisar beurtheilt, und die Laster der berühmten Heiden angezeigt, zum Beweise, wie unbedachtsam man dieselben ihrer Tugend wegen selig gepriesen.“ Diese Schrift, die „nichts als eine lange Liste von Lastern der würdigsten Männer des Altertums“ ist, und in der Hofstede namentlich den unsittlichen Charakter des Sokrates zu erweisen sucht, musste in den Kreisen der Aufklärung um so mehr die tiefste Empörung hervorrufen, als ja die Popularphilosophie in Sokrates eines ihrer Ideale verehrte. Nozemann, ein remonstrantischer Prediger, u. a. schrieben gegen Hofstede. Letzterer antwortete noch 1769 mit einer „Vertheidigung der Beurtheilung des Belisars, vornemlich in Beziehung auf den Socrates, gegen den Herrn C. Nozemann und andere; nebst Beweise, dass die vornehmsten Heiden, in Betracht ihrer Tugend, kein Gegenstand der göttlichen Barmherzigkeit haben seyn können“. So ging noch längere Zeit Anklage und Verteidigung hin und wider, und im Mittelpunkte des Kampfes, der sich ursprünglich um die Verdammung der Heiden im allgemeinen gedreht hatte, stand zuletzt eine einzelne Persönlichkeit: die des Sokrates. Dieser ganze in Holland tobende Streit nun veranlasste Eberhard zu seiner „Neuen Apologie des Sokrates“,[1]) einer Schrift, die mehr enthält, als ihr Titel vermuten lässt. Denn Eberhard will aus dem unfruchtbaren Zustande der holländischen Streitigkeiten in seiner Erörterung „bis zu allgemein eingestandenen Grundsätzen hinaufsteigen“. In diesem Bestreben prüft er zuvörderst die kirchlichen Lehrbegriffe von der Erbsünde, von der Genugthuung und den göttlichen Gnadenwirkungen, be-

[1]) Durch Gülcher in Amsterdam über diese Bewegung auf dem Laufenden erhalten, gab Nicolai Eberhard die erste Anregung zur „Apologie“. Vgl. Göckingk, a. a. O., S. 150, u. Nicolais „Gedächtnissschr.“ S. 60, Anm. 9. — Gülcher besorgte dann eine Übersetzung des Eberhardschen Buches ins Holländische u. Französische. (Vgl. d. Anm. auf S. 68).

trachtet sodann die religiösen und sittlichen Verhältnisse des Heidentums und gelangt zu dem Ergebnisse, dass die Tugend allein die Quelle der Glückseligkeit sei. „Gott kann die tugendhaften Seelen des Heidentums nicht verwerfen, noch weniger ewig verwerfen.“ Daran schliesst sich die von uns schon früher betrachtete Untersuchung über die Ewigkeit der Höllenstrafen überhaupt, und erst am Schlusse des Buches giebt der Verfasser die versprochene Apologie des Sokrates.[1])

Ein deutliches Spiegelbild dieser theologischen Kämpfe finden wir im dritten Bande unseres „Nothanker“ (S. 21 ff.). Sebaldus, im Hause eines Kaufmanns zu Rotterdam als Hofmeister angestellt, liess in den Lehrstunden „Xenophons Denkwürdigkeiten des Sokrates lesen und übersetzen, und erklärte auch zuweilen einige Stellen aus Antonins Betrachtungen.[2]) Er nahm hierbey Gelegenheit, den Knaben gute moralische Grundsätze einzuprägen, und diese Grundsätze ihnen selbst durch Erklärung dieser vortreflichen Bücher anschauend zu machen“. Meester Puistma dagegen, der reformierte Hofmeister in demselben Hause, „sagte sonder Scheu, wenn Sebaldus ein rechter Christ wäre, so würde er den Kindern nichts als die *gewyde Bladeren* (die „geweihten Blätter“, d. h. die Bibel) und andere christliche Bücher vorlegen, ihnen aber nicht solche ungeweihte blinde Heiden, wie Sokrates und Antonin, zu Beyspielen vorstellen, deren Tugend schon der heilige Augustin als blendende Laster verdammt habe“. Puistma lief zu Domine Dwanghuysen,[3]) um ihm diese Ketzerei zu

[1]) Vgl. die „Allg. d. Bibl.“ XVIII, 2. S. 418 ff.

[2]) Marc Aurels moralische „Selbstbetrachtungen“.

[3]) Das Vorbild für Dwanghuysen war Hofstede, für Puistma Tyssel. Vgl. Gülchers Br. an N. v. 23. I. 1776 (ungedr.) — „Werden Sie ihn (Sebaldus) nicht in Rotterdam beym *Hollandschen Götzius* (wie man Hofstede nennt) abtreten lassen?“ fragt Mutzenbecher in einem Br. aus dem Haag v. 6. XI. 1775 (ungedr.). „Die Geistlichkeit hier zu

berichten. Dann heisst es weiter: „Menschliche Tugenden, besonders die Tugenden der Heiden, waren zu der Zeit in Rotterdam eben nicht im besten Rufe. Zwar hatte damahls Domine Hofstede noch nicht die Laster der berühmten Heiden angezeigt, zum Beweise, wie unbedachtsam man dieselben selig gepriesen (vgl. den Titel der ersterwähnten Schrift Hofstedes). Es ist aber auch leicht zu erachten, dass die unsinnige Behauptung: die grössten Männer des Alterthums wären, ohne Ausnahme, lasterhaft gewesen, nicht auf einmahl in eines Menschen Gehirn kommen kann, ohne dass vorbereitende Thorheiten anderer Leute vorhergegangen wären. Wirklich war schon seit geraumer Zeit in Friesland und durch das ganze Südholland die Meinung gänge und gäbe gewesen, das menschliche Geschlecht sey von Natur elend, dumm und zum Guten unfähig. Wenn irgend jemand auf einige Art das Gegentheil behaupten, besonders wenn er sich etwann auf die Tugenden der Heiden berufen wollte, war es sehr gewöhnlich, von Arminianischer Ansteckung, Pelagianischem Sauerteige und Socinianischem Gifte zu reden, auch wohl zu schreiben". Domine Dwanghuysen, „nicht der geringste unter den rechtsinnigen Verdammern der Heiden", ging auf Meester Puistmas Klage unverzüglich in das Haus des Kaufmanns und machte dem Sebaldus heftige Vorwürfe darüber, dass er der Jugend heidnische Schriften in die Hände gebe. „Er decidirte, dass weder Xenophon, noch Sokrates, noch Antonin prädestinirt gewesen, dass sie wegen ihrer vermeintlichen scheinbaren Tugenden kein Gegenstand der göttlichen Barmherzigkeit hätten seyn können (vgl. die obenerwähnte zweite Schrift Hofstedes), und also in dem höllischen Schwefelpfuhle ewig braten müssten." Sebaldus unternimmt es unbedachtsamerweise, die grossen Männer des Heidentums gegen diesen

---

Lande verdient die Geissel 10 fach mehr als die Ehrwürd. Herrn in den Holstein. Marschländern."

harten Verdammungsspruch zu verteidigen, aber seine Freimütigkeit schlägt wiederum zu seinem Verderben aus, und er muss, von calvinistischer und lutheranischer Intoleranz geächtet, das Haus des Kaufmanns verlassen. —

Alle jene Dogmen der lutherischen Kirche, welche die Aufklärung, auch im „Sebaldus Nothanker", einzeln bekämpfte, finden sich zusammengefasst im Konkordienbuche, oder, wie man es gewöhnlich nannte, in den symbolischen Büchern. Diesen starren Grenzwall, den die altlutherische Orthodoxie im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts, zur Abwehr gegen äussere und innere Feinde, um die Heil. Schrift aufgeworfen und fortan nicht weniger sorgsam wie diese selbst gehütet hatte, zu durchlöchern oder ganz zu zerstören, war eine der vorzüglichsten strategischen Aufgaben der rationalistischen Theologie. Im Hauptquartier der letzteren, in der „Allg. d. Bibliothek", wurde daher immer wieder die Losung ausgegeben: Fort mit den symbolischen Büchern als verbindlicher und eidlich zu bekräftigender Norm des lutherischen Glaubens! Fort mit dem durch sie veranlassten Gewissenszwang! Jeder lutherische Geistliche habe das Recht zu freier Prüfung der Bekenntnisschriften und freier Meinungsäusserung darüber.[1]) Dieselbe Tendenz vertritt auch „Sebaldus Nothanker". Nachdem Nicolai schon in der Vorrede angekündigt hat, „dass man in verschiedenen Meinungen Abweichungen von den allgemeinen symbolischen Büchern und von den besonderen *formulis committendi* einzelner Kirchen entdecken könnte", zieht sich durch das ganze Werk die schärfste Polemik, wie gegen die Ewigkeit der Höllenstrafen im besonderen, so überhaupt gegen die symbolischen Bücher. Die klarsten Auseinandersetzungen hierüber finden sich im zweiten Bande. Als Sebaldus in der Unterredung mit dem orthodoxen Berliner Prediger von dem neuen Wege zur Wahrheit spricht, entgegnet ihm dieser (II, 86): „Sie kommen zu spät . . . . . der Weg ist schon ganz gebahnt; er heisst

[1]) S. „Allg. d. Bibl." XVII, 2, S. 500.

die Bibel. Und dabey haben uns unsere Vorfahren einen ganz untrüglichen Wegweiser gesetzt, der heisst die symbolischen Bücher.“ Das will nun freilich unserem Sebaldus nicht in den Sinn (II, 87): „Ein unbetrüglicher Wegweiser! Ich dächte, kein vernünftiger Mensch würde blindlings einem Wegweiser folgen, der vor mehr als zweyhundert Jahren gesetzt worden, er würde bedenken, durch wie viele Vorfälle der Wegweiser seit zweyhundert Jahren könne verrückt, oder der Weg seyn geändert worden. Wenn man diese Trüglichkeit überlegt, so muss man sich sehr wundern, dass die Menschen so grosses Verlangen bezeigen, sich nach Lehrformeln, Synodalbeschlüssen und symbolischen Büchern zu richten.“ Herr F. dagegen glaubt, dass die Menschen nach all diesem ebensowenig ein Verlangen haben, als darnach, sich bei der Nase herumführen zu lassen. „Aber diejenigen, welche die Menschen beherrschen wollen, brauchen Nasen, daran sie dieselben herumführen können, und dazu sind die wächsernen Nasen am besten.“ Weiterhin findet Herr F. zwischen den symbolischen Büchern und der Kleidung der Geistlichen, die hinter den sonstigen Kleidermoden immer weit zurückgeblieben sei — „so wie es ihnen (den Geistlichen) noch oft in der Litteratur und Philosophie geht“ — gewisse Analogien und Wechselwirkungen (S. 90 ff.). Der Schnitt des Glaubens und der Kleidung wurde zum Symbolum eines besonderen Standes. Aber trotz dieser scheinbaren Gleichförmigkeit habe doch sowohl die Orthodoxie als die Kleidung der Geistlichen im Laufe der Zeit viele kleine, aber wesentliche Veränderungen erlitten, die aus der Begierde, sich von andern Glaubensgenossen zu unterscheiden, entstanden und dann ein Stück der Kirchengeschichte geworden seien. Zum Belege seiner Ansicht giebt sodann Herr F. eine mit stark satirischem Beigeschmack behaftete „Geschichte der Hüte und Mäntel der Berlinischen Geistlichkeit“ [1]) zum besten, worin die geist-

[1]) Das diese Geschichte illustrierende treffliche Titelkupfer Chodo-

lichen Trachten von Speners Zeiten bis zur Gegenwart, die gröberen oder feineren Unterschiede in der Kleidung der lutherischen, reformierten und kryptocalvinistischen Prediger, in Verbindung mit den Veränderungen der Lehre, betrachtet werden. Sebaldus' Meinung hierüber ist aber die, dass solche Dinge nur den Wert hätten, den man ihnen beilege. „Macht man ein unwichtiges Ding wichtig, es mag nun ein Rockärmel oder ein symbolisches Buch seyn, so kann über dessen Veränderung Zank und Bitterkeit, ja wohl gar Aufruhr und bürgerlicher Krieg entstehen . . . . . ."

Von den mancherlei Gesichtspunkten, unter denen die symbolischen Bücher im „Nothanker" betrachtet und verworfen werden, sei noch der besonders hervorgehoben: dass sie dem Geiste des Protestantismus, der nicht die blinde Annahme einer Lehre, sondern eine auf freie Forschung gegründete innere Überzeugung verlange, widersprächen; wenn man den symbolischen Büchern eine absolute Autorität zuschreiben wolle, dann sei bei der Reformation nur eine Unfehlbarkeit mit der andern vertauscht worden. „Erst dann, wenn wir durch vernünftige Untersuchung von einer Wahrheit überzeugt sind, kann sie moralische Wirkungen veranlassen" (II, 238 f.). —

Die symbolischen Bücher mussten in den meisten lutherischen Ländern feierlich beschworen werden.[1]) Der oftmals hieraus entstehende Konflikt zwischen der eidlich übernommenen Amtspflicht, gemäss den symbolischen Büchern zu lehren und zu predigen, einerseits, und dem Rechte der Denk- und Glaubensfreiheit andrerseits, wurde um jene Zeit mehrfach öffentlich erörtert. Die in einer Flugschrift aufgeworfene Frage: „Ist ein Lehrer verbunden, nach Entfernungen von dem Lehrbegrif seiner Kirche sein Amt in derselben niederzulegen?" beantwortete die Orthodoxie

---

wieckis mag nach bekannten Berliner Originalen gezeichnet sein. Die Figur 3 entspricht der Schilderung des Kandidaten II, 32.

[1]) Im Brandenburgischen war der Eid nicht vorgeschrieben. Vgl. „Seb. Noth." II, 35.

natürlich in bejahendem, die aufgeklärte Theologie teilweise in verneinendem Sinne.[1]) „Ein Lehrer, der auf symbolische Bücher *quia consentiunt* geschworen, weil er solches aufrichtig geglaubt, aber nachher diesen und jenen Irrtum findet, bricht den Eid nicht, wenn er davon abgeht. Der Eid verliert auf einen unbiblischen Satz seine Verbindlichkeit.[2]) Anders urteilte Kant hierüber. Er unterscheidet zwischen dem Geistlichen als Lehrer und Gelehrtem. Als letzterer geniesse er uneingeschränkte Freiheit. In ersterer Eigenschaft dagegen habe er nicht freie Gewalt, nach eigenem Gutdünken zu lehren, sondern sei er „Geschäftträger der Kirche". Fände er aber in den Kirchenlehren etwas „der innern Religion widersprechendes", so müsse er sein Amt niederlegen.[3]) — In ähnlicher Weise war Semler der Ansicht, dass nur die akademischen Lehrer am kirchlichen Lehrbegriffe bessern dürften, während die Prediger unter allen Umständen an die symbolischen Bücher gebunden seien.[4]) — Auch Eberhard führte im zweiten Teil der „Neuen Apologie des Sokrates" (S. 508) zu seiner Verteidigung die Meinung an, „dass der nämliche Mann als Schriftsteller esoterisch reden kann, der sich als Prediger zu der gemischten Versammlung des exoterischen Vortrags bedient."

Verneinte aber ein grosser Teil der rationalistischen Theologie bei Abweichungen von den symbolischen Büchern schon die Notwendigkeit eines freiwilligen Rücktritts vom Amte, so bekämpfte er noch weit energischer die Absicht der Orthodoxie, in solchen Fällen mit gewaltsamen Entlassungen vorzugehen.

Auch zu diesen Fragen nimmt der Verfasser des „Sebaldus Nothanker" Stellung. Die Intoleranz der gewalthabenden

---

[1]) S. „Allg. d. Bibl." VIII, 2. S. 58 ff.

[2]) Ebd. X, 2. S. 206.

[3]) „Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?" Berl. Monatsschr. IV. (1784), S. 486 f.

[4]) „Abhandlungen über die rechtmässige Freyheit der akademischen theologischen Lehrart" (1771).

Orthodoxie in Bezug auf Abweichungen von den symbolischen Büchern soll nicht nur durch den Lebensgang des Helden selbst, durch seine fortwährenden, für ihn verderblichen Konflikte mit dem offiziellen Bekenntnis seiner Kirche, sondern auch durch eingestreute Episoden in grelle Beleuchtung gerückt werden. In Berlin lernt Sebaldus Herrn F., einen ehemaligen Geistlichen, kennen, der ebenfalls ein Opfer intoleranter Priestergewalt gewesen ist, der ebenfalls erfahren hat, „was es heisse, seine gesunde Vernunft unter den Gehorsam vorgeschriebener symbolischer Bücher gefangen zu nehmen", und „welchen bequemen Vorwand solche Vorschriften herrschsüchtigen und eigennützigen Geistlichen darbieten, um ihre Absichten in der Stille auszuführen....." (II, 51).

Herr F. erzählt sodann dem Sebaldus die Geschichte seines Lebens, deren Hauptzüge die folgenden sind. Als Geistlicher hatte F. zum Vorgesetzten einen Superintendenten, einen braven, in religiösen Dingen nicht allzustreng denkenden, aber nach aussen hin ängstlichen und vorsichtigen Mann. Mit diesem stand er anfänglich auf bestem Fusse; da aber ihre Neigungen auseinandergingen — die des Superintendenten auf naturgeschichtliche, seines Diakons auf philosophische Studien — trat eine gewisse Erkältung zwischen ihnen ein. Der Superintendent war der Ansicht, „dass Spekulation den Geist nicht bessere, dass man, bey tiefsinnigen Untersuchungen über Raum und Zeit, ein Deist bleiben könne, dass hingegen durch Walpurpergers kosmotheologische Betrachtungen [1]) schon mancher Freygeist be-

[1]) Der Wolfianer Eberhard nimmt an dieser Verspottung der Kosmotheologie Anstoss, denn es „ist dieser Gebrauch der Naturhistorie der einzige, wodurch sie einen Werth erhält. Ich halte so gar die Entdeckungen der Finalursachen in den Naturwerken für die einzige wahre Religionserziehung und Belebung ihrer Erkenntniss, wohl bemerkt, für das grosse und kleine Kind, in der sichtbaren Welt und in den kleineren Theilen derselben, für den Weisen in den grösseren Theilen und ihren

kehret worden sey". Auch war dem Superintendenten der Umgang F.'s mit einem jungen, die Wissenschaften liebenden Offizier ein Dorn im Auge, weil er wünschte, „dass ein Geistlicher nur mit Personen seines eignen Standes oder mit andern alten, ernsthaften, angesehenen Männern umgehen sollte". F. dagegen hielt den Verkehr mit Weltleuten einem Geistlichen für dienlicher, „als wenn er bloss mit Leuten umgienge, die mit ihm aus eben demselben Kompendium der theologischen Moral raisonniren, in welchem nicht selten Dinge als ausgemachte Wahrheiten behauptet werden, die oft ein einziger Blick in die Natur des Menschen und in den Lauf der Welt widerlegt" (II, 55). Die Entfremdung zwischen dem Superintendenten und seinem Diakon nimmt zu, als dieser ein Buch herausgiebt, worin er sich „über gewisse dogmatische und moralische Materien freymüthig erklärte". Der Superintendent, der im vertrauten Gespräche mit F. oftmals dieselben Ansichten geäussert hatte, missbilligt aufs höchste deren Veröffentlichung. „Wir müssen uns dem Urtheile des gemeinen Haufens nicht bloss stellen, er erschrickt über ungewohnte Wahrheiten. . . . . Wenn ein Prediger Zweifel über dogmatische Sätze hat, so ists am besten, dass er sie ganz verschweige, aufs höchste kann er lateinisch darüber schreiben,[1]) für gelehrte Theologen, die davon so viel in die Welt können kommen lassen, als sie nöthig finden" (S. 57). Das Verhältnis des Herrn F. zu dem Superintendenten und zu seinen Kollegen wird immer unleidlicher, sein Einkommen immer geringer, um so mehr, als er nicht gewillt war, jene — hier (S. 58 ff.) ausführlich geschilderte — „Art von Industrie" auszuüben, durch welche „ökonomische Prediger, die ihr Amt als eine Art von Pachtung betrachteten", ihre Bezüge erhöhten

---

allgemeinen Gesetzen, und in der *Intellectual*-Welt" . . . . (Ungedr. Br. v. 30. XII. 1774).

[1]) Eine von Apologeten des alten Glaubens und Vermittlungstheologen oft erhobene Forderung. Vgl. auch den 4. und 11. „Anti-Goeze". Lessings Werke XVI, S. 158 ff. u. S. 211.

Unter diesen misslichen Umständen nahm F. eine ihm durch den jungen Offizier verschaffte einträgliche Pfarre in einem benachbarten Fürstentume um so bereitwilliger an, als er dadurch in den Stand gesetzt war, seine Braut heimzuführen. Aber der Ruf der Heterodoxie eilte ihm voraus. Seine neue Gemeinde kam ihm mit Misstrauen entgegen, und zugleich erfuhr er, „dass in diesem Fürstenthume ein Paar symbolische Bücher mehr als in dem andern Fürstenthume müssten beschworen werden"; ja, man hatte für ihn noch besondere Klauseln aufgesetzt, die er vor Antritt seines Amtes unterschreiben sollte. So war er also vor die peinvolle Wahl gestellt, entweder gegen seine Überzeugung zu handeln, oder seine Familie ins Elend zu stürzen. In seiner Qual irrt er unschlüssig im Walde umher. Plötzlich wird er von einem verzweifelten Menschen räuberisch angefallen, der aber diese erst halb vollbrachte Unthat augenblicklich bereut, flehentlich nur um eine Gabe bittet, um nicht mit Frau und Kindern verhungern zu müssen, und Herrn F. dann seine Lebensschicksale erzählt — eine Episode, die den Gewissenszwang der Bekenntnisformeln parabolisch verbildlichen soll. Der Mann, ein Baumwollweber, war um seines Glaubens willen aus Böhmen ausgewandert und hatte sich in einer deutschen Stadt niedergelassen. Aber man hinderte ihn dort, sich sein Brot zu verdienen, weil in der Grundverfassung der Stadt gelegentlich eines Streites der Zünfte gesetzlich bestimmt worden war, „was für Zeuge, und wer sie machen soll, die Leinweber Leinwand, die Tuchmacher Tuch, und die Raschmacher Rasch". Baumwolle zu weben, war also dem armen Manne verboten; er kam ins äusserste Elend und musste darum leiden, „weil die Vorfahren ein Symbolum für die Weber erdacht, und alle Zeuge, die man weben soll, auf Tuch, Rasch und Leinwand eingeschränkt haben!" — Die Erzählung dieser Schicksale bringt F. zum Entschlusse. Er will unterschreiben, was man ihm vorlegt. „Die Erhaltung meiner selbst und der Meinigen ist die erste Pflicht, der alle andern, die damit in

Kollision kommen, weichen müssen..... Jede Religionspartey, die Gewalt gehabt hat, hat einen Zaun um sich gezogen, habe ich nicht ihr Schiboleth, so heissts noch Menschenliebe, wenn sie mich bloss ausstösst. Ich kann ihretwegen in die ganze weite Welt laufen, aber wohin ich trete, bin ich im Zaune einer andern, die mich wieder ausstösst. Wohl denn! ich will bleiben, wo ich bin, und dulden, was ich nicht ändern kann[1])" (S. 68 f.).

Das sind die Motive, aus denen der Verfasser des „Nothanker" die äussere Anpassung an die Bekenntnisschriften, trotz entgegengesetzter Überzeugung, rechtfertigen zu können glaubt;[2]) und das ist zugleich die Erwiderung auf den Einwand der Orthodoxie, die damit den Vorwurf der Intoleranz abzuwehren sucht: dass es jedem einzelnen ja freistehe, ob er die Verpflichtung auf die symbolischen Bücher übernehmen wolle oder nicht. Entrüstet weist der Verfasser auch an einer andern Stelle (III, 58) diejenigen zurück, die „so kalt daher plaudern" können, „es bedürfe nur, dass jeder, der nicht nachbeten will, sein Amt niederlege, damit gar kein Gewissenszwang da sey!" Sebaldus freilich, an den das Ansinnen gestellt wird (I, 160), „dass er das gegebene Ärgerniss höbe, vor dem Consistorium seine irrige Meinungen, besonders von der Ewigkeit der Höllenstrafen widerriefe, auch wegen der höchstwichtigen Lehre von der Genugthuung, dem Sinne der reinen symbolischen Bücher gemäss, sich erkläre", erstaunte über diese Zumutung und erwiderte, dass er „um keines zeitlichen Vortheils willen

[1]) Diese Episode erinnert an das am Ende des 16. Jahrh. durch den Zwang der Konkordienformel hervorgerufene volkstümliche Spottbild: Ein armer Pfarrer steht vor der aufgeschlagenen Bekenntnisschrift, hinter ihm sein Weib und seine Kinder, die rufen: „Schreib, Vater, schreib, dass du bei der Pfarre bleib'." — „Es ist im Grund eine schmerzliche, tragische Geschichte." (Hase, a. a. O. III, 1. S. 228).

[2]) Auch in einem Briefe an Höpfner v. 12. X. 1776 („Br. aus d. Freundeskr." u. s. w., S. 142) entschuldigt N. die „Tergiversation der Theologen".

die Wahrheit, die er erkenne, verläugnen würde.“ Von dieser theoretischen Moral aber, die hier dem ideal denkenden, seinen materiellen Vorteil stets verkennenden Sebaldus in den Mund gelegt wird, ist jene praktische wohl zu unterscheiden, die in der Geschichte des Herrn F. zum Ausdrucke kommt, und die der Verfasser auch noch an einer anderen Stelle (III, 57) ausspricht.

In diesem Zwiespalt der Meinungen steht auf der Seite der Orthodoxie offenbar die strenge Logik, die Konsequenz und das sachliche Recht; auf der Seite der Heterodoxie das Recht der Persönlichkeit, des Individualismus. Aus letzterem Rechte leitet sich jene freilich sehr bedenkliche nackte Opportunitätsmoral her, deren Quintessenz in dem angeführten Satze liegt, dass die Selbsterhaltung die erste Pflicht sei.

Aber die Geschichte des Herrn F. ist noch nicht beendet. Nach seiner äusserlichen Unterwerfung unter die symbolischen Bücher lauerten seine Feinde auf eine andere Gelegenheit, ihm zu schaden. Er selbst gab ihnen die Waffe in die Hand durch Veröffentlichung einiger Abhandlungen, in denen sein Superintendent bald entdeckte, „dass weder die Rechtfertigung, noch die Erbsünde, noch der thätige Gehorsam, noch die Homoousie, an der Stelle standen, wohin er sie gesetzt wissen wollte.“ F. wurde vor eine Kommission gestellt; man begegnete ihm im voraus „als einem teuflischen Ketzer“; man verlangte Erklärungen, mit Ja oder Nein, ob er den symbolischen Büchern, *quia* [1]), beyfiele, oder nicht. Seine Verteidigung war fruchtlos; denn man hatte einen blossen Widerruf und eine Abbitte von ihm erwartet. Kurz, F.'s Absetzung war unwiderruflich beschlossen. Sein edelmütiger Freund, der junge Offizier, verschaffte ihm dann eine Hofmeisterstelle bei einem jungen

---

[1]) Die symbolischen Bücher wurden teils „*quia*“, teils „*quatenus*“ angenommen — „weil“ oder „insoferne“ sie mit der Heil. Schrift übereinstimmen.

Reichsgrafen, und mit diesem durch ganz Europa reisend, machte F. die Erfahrung, „dass allenthalben Aberglauben und Priestergewalt sich der Erleuchtung des menschlichen Geschlechts mit unüberwindlicher Macht entgegensetzen“ (II, 70). —

Diese Geschichte beruht in den wichtigsten Zügen auf thatsächlichen Verhältnissen. Als Vorbild des Herrn F. haben wir uns den Verfasser der „Apologie des Sokrates“, Joh. Aug. Eberhard, zu denken, der seit 1764 mit Nicolai in persönlichem Verkehre stand und mit ihm wie mit Mendelssohn bald eng befreundet wurde.[1]) Auch der Superintendent, der in der Geschichte des Herrn F. eine Rolle spielt, ist, besonders hinsichtlich seiner naturhistorischen Neigungen, nach dem Leben gezeichnet; als Muster diente der durch seine naturgeschichtlichen Forschungen in jener Zeit bekannte Superintendent Schäfer in Regensburg, der anlässlich einer abfälligen Kritik seiner Schriften in der „Allg. d. Bibl.“ (XIV, 2. S. 522 ff.) sich bei dem Minister v. Herzberg über Nicolai beschwert hatte[2]) und dafür nun im „Nothanker“ büssen musste[3]). — Den weltmännischen Ton, der auch seinen Schriften zu gute kam, aber in den Kreisen der Orthodoxie Anstoss er-

[1]) S. die „Gedächtnisssschrift“, S. 9.

[2]) Vgl. Nicolais Selbstbiographie, a. a. O., S. 28 f. u. S. 54 f. (Anm. 17).

[3]) In den eingehenden Bemerkungen vom 30. XII. 1774 (ungedr.), mit denen Eberhard das ihm zur Durchsicht übergebene Manuskript des 2. Bandes zurücksendet, findet sich auch die Stelle: „Ein kleiner Umstand macht Ihre Beschreibung des Sup. auf den *fameux* S. noch passender als sonst. Nemlich sein *Studium extratheol.* ist wirklich die Naturhistorie. Er ist in der *Acad.* Mitglied der physik. Classe und das einzige *Memoire*, das er in seinem gelehrten Leben vorgelesen, war über ein *petrefactum*, das man ihm vom Harz geschickt. — Überlegen Sie es.“ — Vgl. „Seb. Noth.“ II, 52. — In demselben Briefe schreibt E. (aus Charlottenburg): „Wegen des H. F. Geschichte bewähre ich mich hier *protestando*, wenn es einmahl darüber zum Sprechen kommen sollte.“

regte, hatte sich Eberhard im Hause des Freiherrn von der Horst, wo er längere Jahre, zuerst in Halberstadt, dann in Berlin, die Stelle eines Hofmeisters bekleidete, angeeignet. Wie Herrn F., so verdachte man auch Eberhard in geistlichen Kreisen seinen Verkehr mit Weltleuten, namentlich mit Mendelssohn.[1]) 1768 übernahm er die kärglich besoldete Stelle eines Predigers am Arbeitshause zu Berlin, in welcher er bis zum Jahre 1774 verblieb. In dieser Zeit verfasste er jenes Aufsehen erregende Buch, in dem er sich „über gewisse dogmatische und moralische Materien freymüthig erklärte" — eben jene „Apologie des Sokrates", die ihm nicht nur die Anfeindung der Rechtgläubigen, sondern auch die Missbilligung vieler sich zu den aufgeklärten rechnenden Theologen zuzog. Wenn diese auch den Inhalt der „Apologie" billigten, so waren sie — wie der Superintendent des Herrn F. — doch der Meinung, „ein Prediger hätte solche Untersuchung und mit solchen Resultaten nicht öffentlich anstellen sollen".[2]) Eberhards Stellung wurde unhaltbar, und er bewarb sich, zumal er sich — wie Herr F. — zu verehelichen gedachte, um ein Predigeramt in Charlottenburg. Orthodoxe Feindschaft und Kabale strengten jedoch alle Mittel an, ihm diese Stelle zu verschliessen, bis er endlich durch einen ausdrücklichen Befehl des Königs in sie eingesetzt wurde.[3]) Aber auch in Charlottenburg, wo er den zweiten Teil seiner „Apologie" ausarbeitete, vermochte er, durch den Groll der Orthodoxie beständig beunruhigt,[4]) nicht feste Wurzel zu fassen, und so nahm er 1778 die Stelle eines Professors der Philosophie zu Halle an. —

Nicolai begnügte sich indessen nicht damit, die auf die symbolischen Bücher sich stützende Intoleranz der lutherischen Orthodoxie in Deutschland aufzudecken; er suchte auch

---

[1]) S. die „Gedächtnisschrift", S. 23 f.

[2]) Ebd. S. 22 f.

[3]) Ebd. S. 24. — Vgl. Nicolais Br. an Lessing v. 13. VIII. 1773 (Werke XX, 2 S. 708).

[4]) S. die „Gedächtnisschrift", S. 27 f.

die holländische „Rechtsinnigkeit“ in ihrem eigenen Lager auf und fingierte einen aus England herübertönenden Kampfruf wider die Knechtung des gesunden Menschenverstandes.

Der Streit gegen Marmontel und seine Anhänger, der, Ende der sechziger Jahre begonnen, sich weit in das nächste Decennium hineinzog, hatte die Hauptkämpen der holländischen Orthodoxie unter die Waffen gerufen, ihren schroffen, unnachgiebigen Calvinismus grell beleuchtet und auch die Blicke der benachbarten Länder auf sie gelenkt. Da war ein aktueller Stoff, den sich Nicolai für seinen theologischen Roman nicht entgehen lassen durfte; und die eifrigen Berichte seines Freundes Gülcher in Amsterdam[1]) thaten das ihrige, um das zur scharfen Waffe gegen die holländische Orthodoxie zu schmiedende Eisen warm zu halten. So brachte denn, nachdem schon am Schlusse des zweiten Bandes Holland als nächstes Reiseziel des Sebaldus bezeichnet war, der dritte Band des „Nothanker“ nicht nur eine Polemik gegen Hofstede und seine rechtsinnigen Genossen, sondern dazu auch einen knappen, aber markanten Auszug aus dem ganzen Sündenregister der niederländischen Religionsgeschichte seit der Einführung des Calvinismus. Die frei-

[1]) Der Amsterdamer Kaufmann Theodor Gülcher, ein wackerer Freund der Aufklärung, korrespondierte seit 1770, zuerst wegen der Hofstedeschen Streitigkeiten (vgl. die Anm. auf S. 54), mit N. und lernte diesen im Frühjahr 1776, bei einem Besuche in Berlin, persönlich kennen. Es ist derselbe, dem Nicolais „Widerlegung der falschen Nachricht, als ob Herr Theodor Gülcher in Amsterdam ein Bräutigam sey“ (1776) galt. G. nahm nicht nur das regste Interesse am „Seb. Noth.“, sondern er war sogar, wie aus zahlreichen Briefen in Nicolais Nachlass hervorgeht, an der Entstehung des 3. Bandes wesentlich mitbeteiligt, indem er die mannigfaltigsten sachlichen Anregungen, sowie die eingehendsten und wertvollsten Aufschlüsse über Lokalverhältnisse, Landesgewohnheiten u. dgl. gab. Die Idee, Sebaldus nach Holland reisen zu lassen, hatte N. zwar selbständig gefasst, war aber in diesem Gedanken mit G. zusammengetroffen (s. dessen Br. v. 26. V. 1775). — Vgl. auch Werner, „Aus dem Josephinischen Wien. Geblers u. Nicolais Briefw.“ (1888), S. 148 ff.

sinnige Opposition der Arminianer gegen die starre Prädestinationslehre Calvins; die Fortsetzung dieser Bewegung durch die Remonstranten; die für die niederländischen Glaubenskämpfe charakteristische Verquickung der politischen Motive mit den religiösen [1]); die Generalsynode der reformierten Kirche zu Dordrecht, durch deren Beschlüsse die symbolischen Schriften der calvinistischen Kirche endgültig festgesetzt wurden; die daraus entstehende Verfolgung der Arminianer; die Hinrichtung Oldenbarneveldts, des republikanischen Hauptes; die Einkerkerung anderer republikanischer Führer, wie des Hugo Grotius und Hogerbeets, im Schlosse Loevestein; die Zusammenfassung arminianischer Reste mit dem holländischen Socinianismus in der Sekte der Kollegianten oder Reinsburger; die Bundestheologie des Coccejus mit ihrer dreifachen *„oeconomia"*; die orthodoxe Gegenströmung unter Voetius — alle diese Verhältnisse und Entwicklungen werden im dritten Bande des „Nothanker" (S. 17 ff.) mit satirischer Absicht auf die Orthodoxie berührt. —

Sebaldus, der, wie wir wissen, das Haus des Kaufmanns zu Rotterdam hatte verlassen müssen, begiebt sich auf dessen Rat nach Amsterdam, um bei den dortigen Kollegianten [2]) Zuflucht zu suchen. Aber erst nach schwerem Missgeschicke findet er friedliche Unterkunft bei einem dieser Sekte angehörenden edlen Manne. Nach dem Tode seines Wohlthäters beschäftigt er sich mit der Übersetzung eines bereits früher erwähnten (fingierten) englischen Buches, aus dem S. 57 ff. Auszüge mitgeteilt werden. Der Verfasser bedient sich dieses Mittels, um auch gegen die englische Ortho-

---

[1]) Die alten Parteistreitigkeiten zwischen den Aristokraten und den Republikanern, „die verhaste *Remonstr.* Historien", wurden durch Hofstede und Genossen wieder aufgerührt. Vgl. Gülchers Briefe v. 26./30. III. u. 20. IX./12. X. 1773.

[2]) Das von N. citierte Rues'sche Buch, aus welchem die Nachrichten über diese Sekte geschöpft sind (III, 34 ff.), war ihm durch Eberhard empfohlen worden. Auch Gülcher rühmte die Reinsburger.

doxie und gegen die Bekenntnisschriften der anglikanischen Kirche, die „Neununddreissig Artikel", polemisieren zu können.[1]) —

Wir haben bisher den im „Sebaldus Nothanker" zum Ausdruck kommenden Gegensatz zu einzelnen Glaubenslehren und zu den symbolischen Büchern überhaupt, als den Quellen der Intoleranz, betrachtet. Aber Nicolai streitet in seinem theologischen Kampfromane nicht nur gegen Dogmen und Institutionen, sondern auch gegen ihre Vertreter und Verfechter. In Deutschland nun war es vor allen ein Mann, der die Satire des Berliner Aufklärers geradezu herausforderte: der Hamburger Hauptpastor Joh. Melch. Goeze. Einer der wenigen lutherischen Pastoren alten Schlags, ragte er über seine Mitstreiter weit hervor, ja er nahm, wie Gervinus[2]) treffend sagt, die Last des orthodoxen christlichen Himmels gleich einem Atlas zu tragen allein über sich. In zahlreichen Schriften und von der Kanzel herab donnerte er gegen jeden Angriff auf den zäh von ihm festgehaltenen Buchstabenglauben und drohte den Frevlern immer und immer wieder mit dem jüngsten Gerichte. Goeze hatte sich auch unzählige Male mit der Schutzwache der Neologie, der „Allgemeinen deutschen Bibliothek", herumgeschlagen und stand viele Jahre hindurch fast ununterbrochen auf der schwarzen Liste dieser Zeitschrift, die dem „Oberaufseher der ganzen lutherischen Kirche" immer von neuem den Fehdehandschuh hinwarf und ebensowohl sein starres Festhalten an jedem Titelchen der symbolischen Bücher, wie seine Intoleranz und seine Streitsucht[3]) bekämpfte. Die Manier der Abbtschen Satire[4]) zwar, die unverblümte Bezeichnung der Personen, so auch des Seniors

---

[1]) Vgl. die „Allg. d. Bibl." XX, 1. S. 144.

[2]) „Gesch. d. deutschen Dichtung" (5. Aufl.) V, S. 290.

[3]) Vgl. u. a. Bd. XVIII, 2 S. 660.

[4]) „Erfreuliche Nachricht" u. s. w. Vgl. „Allg. d. Bibl." II. 1. S. 248 f.

Goeze[1]), hatte die „Allg. d. Bibl." nicht gebilligt; aber unter der Einschränkung, dass die Ironie ebensogut stattfinden könne, wenn die Personen so charakterisiert würden, dass sie bloss den Verständigen kenntlich wären, hatte auch der Berichterstatter (Resewitz) ihre Berechtigung zugegeben, und im gleichen Sinne verwendet sie Nicolai nun auch hier im „Nothanker". Es ist aber dabei nicht zu übersehen, dass es ihm auch hier, wie überhaupt bei derartigen Anlehnungen innerhalb des theologischen Kreises, weniger um persönliche Charakterisierung, als um die Kennzeichnung der „Meinungen" des Vorbildes zu thun ist.[2])

Wir finden Goeze als unverkennbares Prototyp hauptsächlich aus zwei Gestalten des Romans heraus: aus dem Generalsuperintendenten D. Stauzius und aus dem holsteinischen Pastor Wulkenkragenius.

Von den streng-orthodoxen „Meinungen" des D. Stauzius bekommen wir schon zu Anfang des ersten Bandes eine Probe (S. 36 ff.). „So bald ein Prediger nur den geringsten Geruch von Ketzerey an sich spüren liess, ward er abgeschafft. Dadurch ward das Ländgen wirklich so rein gehalten, dass Sebaldus der einzige war, der auf der schwarzen Liste stand", und zwar hauptsächlich wegen seiner Ansichten über die Ewigkeit der Höllenstrafen, die wohl „ganz menschenfreundlich, aber gar nicht orthodox waren". Stauzius dagegen erkannte gerade diesem Dogma einen besonderen Wert zu. Er legte sich, um seine Gemeinde in kirchlicher Zucht zu halten, auf ein „recht derbes Gesetzpredigen. Er malte ihnen den höllischen Schwefelpfuhl recht schrecklich und die Martern der Verdammten recht grässlich vor, wobei er denn mit einem hohlen, klagenden Tone das Wort ewig! ewig! ewig! sehr oft erschallen liess."

Die Ewigkeit der Höllenstrafen war ein Thema, das

[1]) A. a. O. (Werke V, S. 14 ff.)

[2]) Vgl. den Brief an Lessing v. 13. VIII. 1773 (Werke XX, 2. S. 707). — Auch an Pistorius schreibt N. am 5. V. 1773 (ungedr.): „Ich habe eigentlich keinen Charakter persönl. schildern wollen."

Goeze bei jeder Gelegenheit, in Schrift und Rede, dogmatisch und pädagogisch, zu behandeln liebte.[1]) Schon Abbt hatte in seinem „Auto da Fe“ Goeze die Worte in den Mund gelegt, es sei zwar niemand verbunden, das Dunkle in den symbolischen Büchern zu verstehen, jeder „müsse es aber doch festiglich glauben, wenn er nicht zum Teufel fahren wolle, in den greulichen Schwefelpfuhl, aus dem ewiglich keine Erlösung seyn wird.“[2]) Goezes orthodoxer Übereifer soll auch hier im „Nothanker“ persifliert werden. Als Sebaldus seine Meinung über die Ewigkeit der Höllenstrafen kundgegeben hat, da stellt der „äusserst aufgebrachte Superintendent, in Erwägung, „dass dieser gottlose Mann in den Grundlehren des Glaubens irrig ist und schändliche grundstürzende Irrthümer behauptet“, den Antrag, ihn unverzüglich seines Amtes zu entsetzen, „damit er die Seelen der ihm anvertrauten Heerde nicht ferner in Gefahr bringe.“ Diesem Antrage gemäss erfolgt denn auch die Absetzung „wegen irriger Lehre und Abweichung von den so theuer beschwornen[3]) symbolischen Büchern“.

„Grundlehren des Glaubens“ und „grundstürzende Irrtümer“ waren bei Goeze sehr beliebte Ausdrücke.[4]) Auch mit dem Antrage des D. Stauzius, den Sebaldus wegen heterodoxer Lehren seines Amtes zu entsetzen, zielt Nicolai auf Goeze. Dieser hatte erst kürzlich, in seinem Streite mit Alberti, eine neue Probe seiner Unduldsamkeit abgelegt und von den Universitäten Witten-

[1]) Vgl. insbesondere Goezes „Heilsame Betrachtungen des Todes u. der Ewigkeit“ (1754 f.).

[2]) A. a. O., S. 15.

[3]) Die Notwendigkeit der eidlichen Verpflichtung auf die symbol. Bücher hatte Goeze wiederholt eindringlich hervorgehoben (vgl. dessen Schrift: „Die gute Sache des wahren Religionseifers“ u. s. w. 1770, S. 141 f.), die „Allg. d. Bibl.“ dagegen entschieden verneint (vgl. Bd. XV, 1. S. 37 ff.).

[4]) Vgl. Goezes „Nothwendige Erinnerungen zu des Hrn. D. Büschings allgem. Anmerkungen über die symbol. Schriften der evang.-luth. Kirche“ (1770—71).

berg und Altdorf Responsa darüber eingeholt, „ob ein Prediger, der den Traktat vom falschen Religionseifer[1]) empfohlen hätte, mit gutem Gewissen in der lutherischen Kirche Lehrer seyn könne.“ Aber die „Allg. d. Bibl.“ sah Goeze scharf auf die Finger und legte überzeugend dar, dass es nur an der Macht, nicht am Willen des Seniors fehlte, seinem „Bannstrahl“ gegen Alberti rechtskräftige Wirkung zu verleihen.[2]) —

Eine Anspielung auf Goezes gegensätzliche Stellung zu der Weltanschauung Friedrichs des Grossen ist darin zu finden, dass Stauzius sich mit dem Magister Tuffelius „von dem Atheismus, der in den Brandenburgischen Landen statt der symbolischen Bücher eingeführt werden sollte“, unterhält (I, 68). —

An zwei Stellen des „Nothanker“ wird Goezes Name direkt erwähnt. In der Liste derjenigen Bücher, die in Sebaldus' Heimatländchen am meisten Absatz fanden (I, 24), sind „Goezens Betrachtungen über die Dinge, die nach dem jüngsten Gerichte vorgehen werden“, in drastischer Weise zusammengestellt mit „Hocuspocus oder die neuvermehrten Taschenspielerkünste“;[3]) und I, 53 ff. ist „Goezens Todesbetrachtungen auf alle Tage“ im Hause des kranken Hofmarschalls eine überaus komische Rolle zugewiesen. —

Wenn in der Person des Stauzius mehr der allgemeine Charakter Goezes, aus einzelnen kleinen Zügen zusammengesetzt, zur Darstellung kommt,[4]) so beziehen sich

---

[1]) Von F. Germ. Lüdke.

[2]) Bd. XVII, 2. S. 501 f.

[3]) Diese Zusammenstellung wurde auch in Kritiken von orthodoxer Seite scharf gerügt.

[4]) Wie wirksam die Figur des Stauzius war, geht u. a. auch aus einem Briefe von Bretschneider an N. v. 13. VIII. 1775 (in Nicolais Nachl.; vgl. Bretschneiders „Denkwürdigkeiten“, ed. Linger 1892. S. 205) hervor. B. erzählt: „In Weilheim starb vor 4 Wochen der *Superintend Cramer* ein redlicher stiller guter Mann . . . Vierzehn Tage hatte er schon kein Wort mehr geredet und schlief oder sass in einen starr-

die Meinungen und Handlungen des Pastors Wulkenkragenius[1]) auf bestimmte Ereignisse in Goezes bewegtem Leben, nämlich: auf seinen Streit mit Alberti wegen des Hamburger Bussgebets und auf seine innerlich damit zusammenhängenden Kämpfe gegen die Reformierten.

Der erstere Streit brach 1769 aus. Seit mehr als siebzig Jahren wurden an feierlichen Busstagen in das Hamburgische Kirchengebet die Worte Assaphs (Psalm 79, V. 6) aufgenommen: „Schütte deinen Grimm auf die Heiden, die dich nicht kennen, und auf die Königreiche, die deinen Namen nicht anrufen". Alberti, Archidiakonus an der Katharinenkirche, an der Goeze Hauptpastor war, und ein anderer Hamburgischer Prediger wagten es, jene Stelle aus dem Gebete wegzulassen. Infolgedessen veröffentlichte Goeze (1769) eine Erklärung der angeführten Bibelworte und den Beweis, dass die Hamburgische Kirche „solche noch ferner zu beten die höchste Ursach und Verbindlichkeit habe". Alberti antwortete anonym mit einer „Freymüthigen Prüfung" der Schrift Goezes und nahm mit Recht an, dass dieser unter den „Heiden", auf die der göttliche Zorn herabgefleht werden sollte, auch Katholiken und Reformierte verstehe. Der Streit wurde heftiger und kam vor den Senat, der Goeze bei Strafe der Suspension befahl, die Sache ruhen zu lassen. Infolge dieser Entscheidung legte letzterer 1770 das Seniorat nieder.[2]) Aber der Kampf dauerte fort, und

---

sehenden Tiefsinn wann er erwachte: Endlich schlug er zwey Stunden vor seinen Tode die Augen auf und rief

Stauzius war ein böser Mann, ein böser Mann . . .

Sehen sie den Segen den ihre Schriften haben."

[1]) N. entlehnte diesen Namen einer satirischen Flugschrift „*Constitutio Wolkenkragenius*", über die Ebeling am 15. I. 1775 Aufschluss gegeben hatte (ungedr.).

[2]) Vgl. Lessings Br. an Eva König v. 25. X. 1770 (Werke XX, 1. S. 378. — Ein heiteres Anhängsel zu diesem unerquicklichen Streite bildete Lessings leider verloren gegangene, in Yorick-Sternes Manier gehaltene „Predigt über zwei Texte". Vgl. Lessings Br. an Ebert v.

Albertis noch vor Schluss des Jahres 1771 herausgegebene, heterodox gefärbte „Anleitung zum Gespräch über die Religion“ goss Öl ins Feuer. Zum Teil war der Schauplatz dieser geistlichen Kämpfe die St. Katharinenkirche selbst, wo zum Morgengottesdienste Goeze, nachmittags Alberti eine sensationslüsterne Menge herbeizog. Namentlich der erstere verstand es, die religiöse Leidenschaft des Volks aufs äusserste zu schüren, und die Erbitterung der Parteien drohte in unerhörter Weise auszuarten.[1]) Wiederum war der Senat genötigt, sich ins Mittel zu legen und eine alles Mass übersteigende Hetzpredigt Goezes, deren „Text“ nach Hamburgischer Sitte vorher bekannt gegeben war, zu verbieten. Ein Freund des Hauptpastors, D. Winkler, trat auf der Kanzel für ihn ein, erinnerte die Obrigkeit an ihre Pflicht, dem Unfug der Heterodoxie zu steuern, und zog sich dadurch eine scharfe Rüge des Senates zu. Goeze selbst blieb eine Zeit lang der Kanzel fern, predigte aber dann mit deutlicher Anspielung von Trübsalen, die zur Ehre gereichten, von menschlichen Richtern, die die Unschuld selbst mit Schande belegen könnten, von den Verfolgungen der Apostel u. s. w. Der noch 1772 erfolgende Tod Albertis machte dem widerlichen Hader ein Ende.[2]) —

Um die Unduldsamkeit Goezes gegen Andersgläubige und namentlich gegen die Reformierten, oder, wie er sie zu nennen pflegte, die Calvinisten, an den Tag zu

---

28. XII. 1769 (Werke XX, 1. S. 340) u. Nicolais wertvollen Bericht (ebd. XVII, S. 263 ff.).

[1]) Ein Altonaer Mitarbeiter der „Allg. d. Bibl.“ schildert die Erregung des Volkes in anschaulicher Weise (XVII, 2. S. 621). — Nach dem Verf. der „Gallerie des Teufels“, einem Anhänger Albertis, soll man im Volke gesagt haben: „Wenn Papa Goeze nur einen Wink giebt, so stürmen wir Albertis Haus.“

[2]) Die „Allg. d. Bibl.“ (XVII, 2. S. 626 ff.) stellt die durch Albertis „Anleitung“ hervorgerufenen Streitschriften zusammen. Nicolai liess sie sich im Frühjahr 1773 durch eine Hamburgische Buchhandlung zusenden. Auch Ebeling berichtete auf Nicolais Erkundigung am 18. IV. 1773 über den Streitfall (ungedr.).

legen, hatte es aber nicht erst des Streites mit Alberti bedurft. Bereits im Jahre 1766 hatte sich Goeze — ein würdiger Erneuerer althamburgischer Intoleranz[1]) — berufen gefühlt, den Kampf gegen die Reformierten, die in Hamburg keine freie Religionsübung hatten, sondern unter dem Schutze der holländischen Gesandtschaft standen und an deren Gottesdienste teilnahmen, zu eröffnen. In einem „pflichtmässigen und auf unbeweglichen Gründen beruhenden Zeugniss der Wahrheit" trat, von Goeze geleitet und sich auf die „Grundverfassungen dieser Kirche und Stadt" berufend, das geistliche Ministerium in Hamburg dem „erdichteten, aber höchstgefährlichen und absichtsvollen Vorgeben, als ob die reformirten Einwohner in Hamburg rechtmässig Gemeinen, Ältesten, Prediger, ja sogar ein vollständiges Consistorium hätten", entgegen.[2]) Unter eigenem Namen weissagte Goeze in einer beigefügten Anmerkung (S. 52) seinen lutherischen Mitbürgern, „dass ihren Nachkommen zuerst Hütten, Säle und Keller, und zuletzt das Joch und der Wanderstab übrig bleiben würden, wenn sie nicht ihre reformirte Mitbürger von aller kirchlichen Freyheit und allen bürgerlichen Vorrechten ausgeschlossen hielten". Um dieselbe Zeit nahm das hamburgische Ministerium auch in den Streitigkeiten der Wormser Reformierten mit der lutherischen Obrigkeit feste Stellung und behauptete sie in den folgenden Jahren.[3]) Ernster wurde der Kampf in Hamburg, als die dortigen Reformierten den Schutz der holländischen Gesandtschaft mit dem des Senats vertauschen und einen eigenen öffentlichen Gottesdienst sich einrichten wollten. Der Magistrat war geneigt, diesen Wünschen zu entsprechen, verlangte aber vorher von dem lutherischen Ministerium eine Erklärung darüber, ob es mit dem von den Re-

[1]) Zelotische Lutheraner, wie Joach. Westphal, Phil. Nicolai, Erdm. Neumeister u. a. waren Goezes Vorgänger in dieser Richtung.

[2]) S. „Allg. d. Bibl." III, 2. S. 260 ff.

[3]) S. ebd. VIII, 1. S. 243 u. XV. 2. S. 501 f.

formierten ausgestellten Revers bezüglich der *Jura Stolae* zufrieden wäre. Statt aber die erwartete Zustimmung zu geben, legte das Ministerium einen feierlichen Protest [1]) gegen die freie öffentliche Religionsübung der Reformierten ein, berief sich auch bei dieser Gelegenheit auf die „Grundverfassung", auf die „Fundamentalgesetze" der Stadt, wonach nur den Augsburgischen Konfessionsverwandten ein öffentliches Religionsexercitium gestattet sei, und machte unter vielen anderen Gesichtspunkten auch den geltend, dass bei dieser neuen Ordnung die lutherische Kirche und die lutherischen Bürger empfindlichen materiellen Schaden erleiden würden. Das geistliche Ministerium sah das Unheil in seiner ganzen Grösse schon voraus: Die Reformierten würden mehr Häuser kaufen, die dann aus dem *nexu* mit der lutherischen Kirche kämen; dadurch verliere der Gotteskasten und die Armenpflege, und die Nahrung, die den Fremden zuwachse, entgehe den lutherischen Bürgern. Zum Schlusse schiebt das Ministerium denjenigen, die wider alles Vermuten und Hoffen den Reformierten in ihrem Gesuche behülflich seien, oder in dasselbe konsentieren, die Sache selbst mit ihren traurigen Folgen „zur Verantwortung vor dem Richterstuhl Christi an jenem Tage" ins Gewissen, zumal da „unsere ganze heilige Religion" dabei in grosser Gefahr stehe. — Die Folge dieses Protestes, der, in Abschriften verbreitet, seine Wirkung auf die lutherische Bevölkerung nicht verfehlte, war, dass, trotz dem Vorschlage des Senats und der Kollegien, die versammelte Bürgerschaft das Gesuch der Reformierten mit grosser Majorität ablehnte. Erst 1785, kurze Zeit vor Goezes Tode, erlangten sie in Hamburg religiöse Gleichberechtigung. —

Diese soeben geschilderten Vorgänge: der Streit Goezes mit Alberti und sein Kampf gegen die Reformierten gaben Nicolai Anlass und hauptsächliches Material zu dem sechsten Buche seines Romans. Wir finden hier zwar das Lokal-

[1]) S. „Allg. d. Bibl." XXVI, 2. S. 399 ff.

kolorit geändert, — die Ereignisse sind nach Holstein verlegt, wo ein gemilderter Calvinismus durch die aus den Niederlanden vertriebenen Arminianer Pflege gefunden hatte — das geistige Kolorit aber unverwandelt und die handelnden Hauptpersonen als alte Bekannte. Die Rolle Goezes ist hauptsächlich dem Pastor Wulkenkragenius, teilweise aber auch anderen orthodoxen Geistlichen zugewiesen. (Einzelne Züge aus dem Zusammenhange jener hamburgischen Vorgänge hat früher schon Stauzius übernehmen müssen).[1]) Von Albertis Rolle fiel der wesentlichste Teil unserem Sebaldus, einzelnes dem Archidiakon Mackligius zu. Auch den Verteidiger Goezes, D. Winkler, erkennen wir wieder in dem Diakon Pypsnövenius.

Sebaldus gelangte auf seinen Irrfahrten, wie uns bekannt ist, als Hofmeister und Vikar in das Haus eines holsteinischen Predigers, des Archidiakons Mackligius. Dieser wird uns (II, 218 ff.) als einer jener vielen aus Bequemlichkeit und Denkfaulheit auf dem wohlgeebneten Wege der Rechtgläubigkeit gemächlich dahinwandelnden, im übrigen harmlosen Geistlichen geschildert. Sebaldus fühlte sich in seinem Doppelamte wohlbefriedigt. Aber bald zog ein neues Gewitter über seinem Haupte auf (S. 227 ff.). In der Wochenversammlung der Landprediger aus der Umgegend berichtete Ehrn Snursnutenius, Sebaldus habe am vergangenen Sonntage in einer Predigt behauptet, dass man die Christen von andern Religionsparteien als seine Brüder lieben müsse. „Ehrn Snursnutenius setzte hin-

[1]) Wir haben schon früher erwähnt, dass N. mit dem Antrage des Superintendenten, Seb. wegen Heterodoxie seines Amtes zu entsetzen, auf die Unduldsamkeit Goezes gegen Alberti zielt. Ferner wird I, 73 von Stauzius erzählt: Er bekam „aus dem Fürstl. Cabinette einen Verweis, den er zu den Trübsalen rechnete, die der Satan frommen Lehrern erwecket, und ihn in Geduld ertrug", bis er in einer Predigt „sich wider diejenigen, die den Wächtern Zions ihre Wachsamkeit verweisen, mit Nachdruck erklären konnte." Wir erinnern uns bei diesen Worten an die Ausfälle Goezes gegen den Hamburger Senat.

zu, hieraus würde folgen, dass man auch die Kalvinisten als seine Brüder lieben müsse, welcher Satz, bei itzigen Umständen, um so viel bedenklicher sey, da ja bekanntlich, aller Vorstellungen *Rev. Ministerii* ungeachtet, verschiedene Kalvinische Tuchmacher in der Stadt das Bürgerrecht erhalten hätten, zum grossen Schaden und Ärgerniss der altevangelischen Einwohner, die noch wohl würden in Hütten und Keller weichen, oder gar den Wanderstab ergreifen müssen, wenns so fortgienge“ (vgl. den auf S. 76 citierten Ausspruch Goezes). Ferner berichtet Snursnutenius, der Informator habe auch gepredigt, „Gott sehe aufs Herz und nicht auf die Lehre; man müsse daher auch tugendhafte Juden und Heiden nicht geradezu verdammen“.

Damit war der Stein ins Rollen gebracht. Der Propst Puddewustius, dem man über die Sache berichtete, wollte anfänglich kein Aufsehen machen und ermahnte nur Mackligius, seinen Informator zu warnen, im weiteren Übertretungsfalle aber ihn zu entlassen. Er versicherte, — echt Goezisch — „aus der Erfahrung zu haben, dass die Hornviehseuche durchs Todtschlagen der kranken Häupter, und die Heterodoxie durch Absetzen und Wegschaffen der irrigen Lehrer am sichersten vertilgt würden“. Mackligius zog sofort seinen Vikar zur Verantwortung wegen der anstössigen Predigt. Sebaldus berief sich auf das Gebot der Schrift, unsern Nächsten zu lieben, und fragte, ob in Glaubenssachen anders Denkende davon ausgenommen seien. Mackligius meinte darauf, man möge die Nächsten immer lieben, „wenn sie nur weit weg sind“. Er stützt sich auf die Grundverfassung der Stadt, die bestimme, „dass nur rechtgläubige Lutheraner darinn wohnen können“. Trotzdem hätten sich die calvinischen Tuchmacher darin eingenistet, und selbst der billige Vorschlag sei verworfen worden, „dass jede calvinistische Feuerstelle dem Pastor ihres Kirchspiels jährlich einen Portugalöser abgeben sollte, weil doch sonst die *Jura Stolae* litten, indem auf demselben

Flecke ein rechtgläubiger Lutheraner hätte wohnen können". Sebaldus machte den Einwand geltend, dass von solchen Grundverfassungen, die unsrem Nebenmenschen nicht die Luft gönnen wollen, von *Jura Stolae*, symbolischen Büchern u. dergl. im ganzen Neuen Testamente nicht ein Wort stehe. Mackligius aber blieb bei seiner Meinung und liess sich von Sebaldus das Versprechen geben, das heikle Thema in künftigen Predigten nicht mehr zu berühren. Damit wäre dieser Zwischenfall erledigt gewesen, wenn nicht das angefachte und fortglimmende Feuer religiöser Leidenschaft bei einem neuen Anlasse zu offenem Ausbruche gekommen wäre. Einige Tage später sollte im Filiale des Archidiakons das Kind eines Schiffers getauft werden (S. 233 ff.). Mackligius ging mit Sebaldus hinaus, fand aber zu seiner nicht geringen Bestürzung am Taufbecken einen reformierten Kaufmann aus Bremen als Paten vor. Der Archidiakon weigerte sich, diesen als Taufzeugen anzunehmen, liess sich aber endlich durch die Vorstellungen des Kaufmanns und die Bitten des Schiffers dazu bewegen. Das Gerücht von diesem Vorfalle verbreitete sich bald in der Stadt und verursachte eine nicht geringe Bewegung (S. 244 ff.). „Der Pastor Lic. Wulkenkragenius predigte wider einen solchen grundstürzenden Irrthum in den Vormittagspredigten (wie Goeze), und der Archidiakon Ehrn Mackligius, ob er gleich sonst am Streiten keinen Gefallen hatte, war doch, da seinen Beichtkindern seine Reinigkeit in der Lehre verdächtig zu werden anfieng, genöthigt, sich in den Nachmittagspredigten zu vertheidigen" (wie Alberti). Die Erbitterung nahm täglich zu. Das Ministerium teilte sich in zwei Parteien. Die Majorität war gegen Mackligius. — In dieser Zeit starb ein reicher Brauer.[1]) Das ganze geistliche Ministerium ging

[1]) Die Schilderung der folgenden Scenen (II, 245 f.) beruht auf Angaben Boies, der, ein geborener Holsteiner, auf Nicolais Wunsch über verschiedene *„quaestiones holsaticas"*, in (ungedr.) Briefen vom 29. X. 1774 u. 20. II. 1775, eingehend berichtet hatte.

mit zum Begräbnisse, und Wulkenkragenius hielt eine Leichenpredigt von der Bewahrung der reinen Lehre. Bei der sich an das Begräbnis anschliessenden Trauermahlzeit wurde die Rechtsinnigkeit des Verstorbenen gerühmt, und die „Indifferentisterey, dass man reformirte Taufzeugen zuliesse", sehr bitter gerügt. Es entspann sich ein heftiger Streit. Die ministerialische Partei war die heftigste und stärkste (wie die Goezische); die Minorität zog sich am Ende der Mahlzeit nach der Hausthüre zurück.[1]) Doch dauerte das Gezänk noch auf der Gasse fort. Der Pöbel lief zusammen und nahm an dem Streite der geistlichen Herren Anteil (wie in Hamburg). Die Regierungskanzlei in Glückstadt trat (wie der Hamburger Senat) für die Calvinisten ein und empfahl dem geistlichen Ministerium „mehrere Verträglichkeit und Behutsamkeit". Aber Wulkenkragenius, „ein cholerischer Mann, der nicht verwinden konnte, dass ihm von der Obrigkeit, die doch nur aus Layen bestand, so ein trockner Verweis gegeben worden, arbeitete eifrig, dass der gute Mackligius ganz und gar vom Amte abgesetzt werden sollte. Hierinn stand ihm, unter der Hand, Diakon Pypsnövenius (Winkler) nicht wenig bey, als welcher .... in die Archidiakonatsstelle zu rücken dachte". Das Ende des Streites war, dass Sebaldus die Stadt verlassen musste: niemand wollte sich eines Mannes annehmen, „der die gottlose Irrlehre gepredigt hatte, dass man alle seine Nebenmenschen, wenn sie auch von anderer Religion wären, lieben müsse". —

Wir haben bisher innerhalb des theologischen Kreises unseres Romans persönliche, aber gewissermassen verschleierte Satiren auf Bahrdt und Goeze kennen gelernt und in beiden Fällen den Helden unserer Geschichte in klarer und scharfer Opposition gegen die verspotteten Persönlichkeiten

---

[1]) Auf dem diese Scene illustrierenden Stiche Chodowieckis glauben wir fast die untersetzte Gestalt Goezes und die hagere Albertis zu erkennen.

gefunden. Komplizierter, wenngleich mit offener Namennennung, tritt eine andere Satire im „Nothanker“ auf, die, durch alle drei Bände sich hindurchziehend, wohl die breiteste, aber nicht die schärfste ist, vielmehr einen gewissen Zug mitleidigen und harmlosen Spottes zur Schau trägt: die Satire auf Crusius. Sie ist deshalb verwickelter als die andern, weil sie nicht einen Gegensatz zu des Helden Charakter darstellt, sondern mit letzterem eng verwoben ist, derart, dass ein seltsamer Widerspruch die Folge zu sein scheint. Gehen wir aber den Absichten, die der Dichter bei jener wunderlichen Mischung verfolgte, sorgfältig nach, so wird es vielleicht möglich sein, diesen Widerspruch zu lösen.

Sebaldus Nothanker musste uns nach der bisherigen Schilderung als ein aufgeklärter, rationalistisch denkender Theolog erscheinen. Er war aber auch „ein eifriger Anhänger der Crusiusschen Philosophie“ (I, 5). Allerdings ein auffallendes Nebeneinander in einer und derselben geistigen Natur! Die rationalistische Theologie stand in ausgesprochenem, oft betontem Gegensatze zu der Weltanschauung von Crusius, der, von dem Leibniz-Wolfschen System unbefriedigt, eine Vermittlung zwischen Philosophie und Religion in orthodoxem Sinne anstrebte; der im Gegensatze zu Ernestis philologischer Methode seine Exegese den Gesichtspunkten des traditionellen Kirchenglaubens unterordnete; der die Weissagungen der Apokalypse auf gegenwärtige und künftige Ereignisse, so auch auf den nahen Eintritt des tausendjährigen Reichs bezog, dessen Erwartung er als eine „bescheidene Meinung einer Gott unterwürfigen Vernunft“ aussprach.

Nach Crusius ist die Philosophie die Wissenschaft des Wirklichen, die Mathematik die Wissenschaft des Möglichen. In Folge dessen dürfe sich die Philosophie auch nicht der deduktiv-analytischen Methode bedienen, sondern müsse sich oft mit der Wahrscheinlichkeit begnügen und synthetisch zu den obersten Principien aufsteigen. Das ist der erste

wesentliche Gegensatz zu Wolf. Der zweite liegt in der Opposition gegen den Determinismus der Wolfschen Philosophie. Crusius tadelt an dem Satze des zureichenden Grundes zunächst schon die Zweideutigkeit, welche in der Bezeichnung liege und eine Verwechslung zwischen dem Realgrund, der *causa efficiens*, und dem Idealgrund, der *ratio cognoscendi*, zur Folge haben könne. Nach dem eigentlichen Sinne des Satzes bei Leibniz und Wolf sei dieses Princip treffender als „determinierender Grund" zu bezeichnen.[1]) Dieses „*principium rationis determinantis*" aber führe zum Fatalismus und gefährde alle Moralität. Der Wille, die eigentliche Grundkraft der Seele, werde nicht durch die Vorstellungen determiniert, sondern umgekehrt. Das oberste Moralprincip ist der Wille Gottes. — Der abstrakte Rationalismus des Wolfschen Systems widerstrebt also Crusius. Er versucht, eine Übereinstimmung zwischen der Philosophie und dem Kirchenglauben zu erzielen. Er will eine Philosophie geben, die ebenso dem „*sensui communi* wie der christlichen Religion" entspreche.[2]) „Aus der göttlichen Offenbarung und der wahren Philosophie zusammen genommen, wenn man sie verbindet und gegen einander hält, entstehet die edelste und bestimmtere Erkenntnis von der Welt."[3]) — Crusius' Hinneigung zur Orthodoxie bekundet sich auch in seiner Stellung zur Bibelforschung. Sein Gegensatz zu Ernesti, mit dem er gleichzeitig an der Leipziger Universität wirkte, spaltete die theologische Fakultät in zwei sich befehdende Parteien: die Crusianer und die Ernestianer.[4]) Sein Hang zur Mystik wies ihn vorzugs-

[1]) Crusius erörtert diesen Punkt sowohl in seiner „*Dissertatio de Usu et Limitibus principii rationis determinantis, vulgo sufficientis*" (1743), als auch in seinem „Entwurf der nothwendigen Vernunftwahrheiten" (Metaphysik 1745).

[2]) Vorrede zur 2. Aufl. der Metaphysik (1753).

[3]) „Weg zur Gewissheit und Zuverlässigkeit der menschlichen Erkenntniss." (Logik 1747) § 33.

[4]) Aus eigener Anschauung schildert dieses Verhältnis Goethe

weise auf das Studium der prophetischen Schriften des Alten und Neuen Testaments, namentlich der Offenbarung Johannis, hin.

Das Studium der Apokalypse war noch in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts aufs neue belebt worden durch Joh. Albr. Bengel, den württembergischen Theologen, dessen „Erklärte Offenbarung Johannis", 1740 erschienen, über Deutschland hinaus rasche Verbreitung gefunden hatte. Bengel, der seine Auslegung insbesondere auf die Bestimmung der apokalyptischen Zahlen stützte und den Eintritt des tausendjährigen Reichs auf den Sommer des Jahres 1836 berechnete, ist der Begründer des modernen Chiliasmus. Während die altprotestantische Theologie bis zum Erscheinen des Pietismus die Anschauung vertreten hatte, dass das tausendjährige Reich vorüber sei, hielt man in dieser neuen Periode es für bevorstehend. Der Glaube an die nahe Wiederkunft Christi fand besonders in pietistischen Kreisen, denen auch Bengel nahe stand, fruchtbaren Boden, und zahlreich sind in jener Zeit die theologischen Schriften, die sich mit diesem Thema beschäftigen. Schon seit dem 17. Jahrhundert erblickte man in den Modethorheiten der Zeit und in freiheitlichen Regungen aller Art die Verkündigung des jüngsten Tages. Jung-Stilling glaubte in der Wirksamkeit der Berliner Aufklärer, vor allem Nicolais, später in den Begebenheiten der französischen Revolution, Zeichen des herannahenden Antichrist zu erkennen. Die Weissagungen der Apokalypse, wie auch andere prophetische Stellen der Schrift, deutete man auf Ereignisse der jüngsten Vergangenheit oder auf Zukünftiges.

Derartigen Schwärmereien gab sich auch Crusius hin. Bereits 1760 hatte er im Geiste Bengels eine „Fassliche Vorstellung von dem ganzen Buche der Offenbarung Jesu Christi oder der sogenannten Offenbarung Johannis" herausgegeben. 1764 erschien der erste, 1771 der zweite Teil seines Systems

---

in „Dichtung u. Wahrheit", ed. Loeper. II, S. 59. — Vgl. die Anspielung in „Seb. Noth." I. S. 77.

der prophetischen Theologie, der „*Hypomnemata ad Theologiam Propheticam*“,[1]) denen Ernesti in seiner „Theologischen Bibliothek“ (Bd. VI, St. 4), Teller in der „Allg. d. Bibliothek“ [2]) widersprach. Die Vertreterin des Rationalismus stellte sich auch in diesem Falle auf den gewohnten Standpunkt der Nützlichkeit, betonte die Unfruchtbarkeit der Exegese Crusius' und erklärte, „dass es weit richtiger sei, zu sagen, die Offenbarung habe ihre Beziehung auf die erstern Jahrhunderte der Kirche gehabt; es sei der grösste Teil derselben in seine Erfüllung gegangen; es lasse sich dies auch aus der Geschichte der damaligen Zeiten beweisen, und wo der Beweis fehle, da sei der Mangel historischer Nachrichten daran schuld; in Ansehung unserer sei es also nicht sowohl ein Weissagungs- als Geschichtsbuch .....“ (a. a. O. S. 37).

Von demselben Gesichtspunkte aus wollte Nicolai in seinem Romane die apokalyptischen Schwärmereien und den modernen Chiliasmus in der Person von Crusius lächerlich machen. Als Träger dieser Ideen erscheint der rationalistische Sebaldus. Wie ist das möglich? Und welchen Zweck verfolgte der Verfasser mit dieser Absonderlichkeit? Die Erledigung der letzteren Frage erleichtert die Beantwortung der ersteren.

1759—67 war der Sternesche Roman „*The life and opinions of Tristram Shandy*“ erschienen und hatte auch in Deutschland eine ungewöhnliche Wirkung erlangt. Seinem Einflusse konnte sich auch Nicolai nicht entziehen: im „Sebaldus Nothanker“ gewahren wir aufs deutlichste das Bestreben, einen Sterneschen Charakter zu zeichnen, die Sternesche Idee der „Steckenpferde“ künstlerisch

---

[1]) Der 3. Teil erschien erst 1778, nach des Verf. Tode.

[2]) Bd. IV, 1. S. 3 ff. Der Recensent (Teller) nennt die „*Hypomnemata*“ gleichwohl ein Werk, „welches eine so weitaussehende Figur und in der theologischen Geschichte dieses Jahrhunderts mit dem Tellerschen Lehrbuch (des christl. Glaubens, 1763) . . . eine neue Epoche macht“.

zu verwerten. Um diesen Zweck zu erreichen, musste der Verfasser sich eines drastischen Motivs bedienen. Das „Steckenpferd“ musste nach Sternescher Art ein möglichst närrisches und auffälliges sein. Welchen wunderlicheren Kontrast aber konnte er finden, als die Vorliebe des rationalistisch-nüchternen Sebaldus für das Buch mit den sieben Siegeln, von dem Calvin gesagt hat: *„Aut insanum inveniet, aut faciet“?*

Wir lesen von Sebaldus (I, 5 ff.), dass er steif und fest an das tausendjährige Reich und daran glaubte, dass in dem himmlischen Jerusalem alle Gottlosen fromm werden würden. Diese tröstliche Hoffnung hatte er aus einem fleissigen, vieljährigen Studium der Apokalypse geschöpft. „Jeder Mensch hat sein Steckenpferd,[1]) und Sebaldus hatte die Apokalypse dazu erwählet, welches er auch, seine ganze Lebenszeit durch, vom Montage bis zum Freytage fleissig ritt.“

Die Apokalypse war das Sternesche Steckenpferd des Sebaldus: darin liegt die Erklärung jener eigentümlichen Mischung in seiner geistigen Natur, die dem Verfasser von der zeitgenössischen Kritik vielfach als eine schreiende Inkonsequenz der Charakterzeichnung vorgeworfen wurde. Ohne Zweifel aber ist dieser Zug logisch und künstlerisch berechtigt. Die von Sterne durchgeführte, von Nicolai aufgenommene Idee von dem beherrschenden Einflusse menschlicher Lieblingsneigungen beruht, wenn auch bei Sterne und seinen Nachfolgern ins Groteske gezogen, auf einem festen psychologischen Grunde. Damit ist freilich das Bedenken noch nicht beseitigt, ob die Art dieses Steckenpferdes mit dem sonstigen Charakter des Sebaldus zu vereinigen ist, ob auf dem Boden gerade dieser geistigen Natur jene phantastische Schrulle gedeihen konnte — ein Bedenken, das nur dann schwindet, wenn der Verfasser jene Wunderlichkeit hinreichend zu motivieren vermag. Nach unserer Meinung aber ist dies der Fall. Wir erfahren zunächst

[1]) Vgl. Sterne, a. a. O., 7. u. 8. Kap.

nämlich (I, 6), auf welche Weise Sebaldus zu dem Studium der Apokalypse gekommen ist. Er hatte sich schon früh überzeugt, dass der geoffenbarte Wille Gottes mit der Vernunft harmoniere und durch sie eingesehen werden könne. „Die einzige Offenbarung, die uns etwas ganz unbekanntes entdecken könnte, worauf die blosse Vernunft nie gefallen seyn würde, sey die prophetische Offenbarung von zukünftigen Dingen"; aus diesem Grunde verlegte er sich auf das Studium der prophetischen Schriften. Von der breiten Heerstrasse des Rationalismus abbiegend, war Sebaldus also — seltsamer-, aber nicht unmöglicherweise — auf einen romantischen Seitenweg der Theologie geraten. Aber dieser mündet bei ihm schliesslich wieder in die gerade Strasse der Vernunft und Menschenliebe ein, und Sebaldus gelangt, freilich mit grösserer Beschwerlichkeit, an dasselbe Ziel, wie seine rationalistischen Genossen. Unseres Helden immer wieder auftauchender Lieblingsgedanke ist ja, wie wir wissen, der, dass die orthodoxe Lehre von der Ewigkeit der Höllenstrafen falsch sei, weil sie der Barmherzigkeit Gottes widerspreche. Die Beweise für diese Behauptung aber, seine Überzeugung von der endlichen Apokatastasis, schöpft er hauptsächlich aus der Apokalypse. Er ist begeistert von dem Gedanken, aus diesem Buche die sichersten Schlüsse auf den künftigen Zustand der Auserwählten ziehen und nachweisen zu können, „wie in Gottes Haushaltung alle Bestrafung auf Besserung abzielen muss und wird" (I, 87; vgl. I, 5). So glaubt er also, dass die Apokalypse, diese „dickschälige Citrone, aus der" — wie der Leipziger Magister (I, 86) meint — „so viele hundert Commentatoren den wenigen Saft, der in ihr war, schon längst ausgepresst haben", „doch vielleicht noch Öl enthalten" könne. Er stellt seine phantastischen Bestrebungen in den Dienst des Rationalismus, und der scheinbare Widerspruch in seiner geistigen Natur ist dadurch gelöst.

Nicolai hat es übrigens selbst für nötig gefunden, sich am Schlusse des dritten Bandes (S. 170 ff.) gegen die Ein-

würfe von „weisen und systematischen Männern“, der Charakter des Sebaldus „könne gar nicht zusammenhängen, wenn er bey seinen herrlichen theologischen Einsichten zugleich an ein so ungereimtes Ding, wie die Apokalypse sey“, glaube, zu verteidigen. Er beruft sich für die Wahrheit des Satzes: dass ein Mensch sehr wohl in allen Dingen so denken und handeln könne, dass ihn die ganze Welt für verständig gelten lässt, und nur in einem einzigen so, dass ihn jedermann für einen Thoren hält, auf das Beispiel „des seligen Don Quixotte“ und — echt Nicolaisch! — „verschiedener noch lebender Genies“ und versichert schliesslich: „Der Mann, der nun einmal seine Menschenliebe und seine Toleranz durch die bildliche Vorstellung des neuen Jerusalems bestätigt, ... wird seine Theorie von Eingebung und Prophezeyung auch schon so zu modeln wissen, dass seinen menschenfreundlichen Gesinnungen dadurch kein Eintrag geschehe.“ [1]) —

Eine Sternesche Charakterzeichnung liess sich also mit einer Satire auf die apokalyptischen Schwärmereien verbinden. Da aber Crusius in jener Zeit der angesehenste Vorkämpfer dieser exegetischen Richtung war, da er ferner in gewissem Sinne, nämlich insoweit auch er Vernunft und Offenbarung, Philosophie und Theologie auszugleichen strebte, noch Berührungspunkte mit der Aufklärung hatte, und da endlich sein milder und toleranter Charakter mit dem des Sebaldus sich wohl vereinigen liess, so konnte Nicolai seinen Helden nicht nur zu einem Anhänger, sondern in mannigfacher Beziehung sogar zu einem Nachbilde von Crusius [2]) machen, wobei aber der Schwerpunkt wiederum in den

[1]) Nicolai spricht sich über diesen Punkt auch in einem Briefe an Iselin v. 9. VI. 1777 aus, auf den wir im Kap. „Wirkungen“ („Briefl. Urteile“) zurückkommen werden.

[2]) Von einer andern Kombination berichtet Engelb. vom Bruck am 27. VIII. 1774 aus Krefeld (ungedr.): „Man findet hier allerhand darinnen (im „Noth.“) — Satyren auf Semler — Michaelis — Jacobi — sogar Nothanckers *portrait* soll seltsam *Semler* gleichen. Ich verziehe den Mund ein wenig, und schweige.“

„Meinungen“ liegt. Es ist uns nun noch übrig, die wichtigsten dieser „Meinungen“ im einzelnen kennen zu lernen.

Auf die Vermittlungstendenz von Crusius deutet der Verfasser schon I, S. 5 hin, wenn er von dessen Philosophie spricht, „welche unter allen andern Philosophien am geschicktesten scheinet, die Theologie philosophischer und die Philosophie theologischer zu machen“.

Der Gegensatz zwischen Crusius und Wolf soll zunächst in den philosophischen Neigungen des Sebaldus und seiner Wilhelmine satirisch dargestellt werden. „So sehr er ein eifriger Crusianer war, eben so sehr war sie aus allen Kräften der Wolfischen Philosophie ergeben“ (I, 12). und es konnte geschehen, dass letztere eine kleine Unordnung im Hauswesen verursachte oder der zureichende Grund war, „dass der Reissbrey anbrennen musste“ (S. 13) „Über den zureichenden und determinirenden Grund waren ihre Gedanken ihres Mannes Gedanken so schnurstracks zuwider, dass weder Sebaldus das Wort zureichend, noch Wilhelmine das Wort determinirend jemals in den Mund zu nehmen pflegte“ (S. 32). Als aber Wilhelmine Sebaldus zu der verhängnisvollen Predigt vom Tode fürs Vaterland verleiten will, da weist sie ihn mit schlauer Berechnung auf das „Determinierende“ ihrer Gründe hin (S. 31). — Im dritten Bande (S. 86) fragt Rambold den Sebaldus, was für einen zureichenden Grund er habe, das Dorfheck aufzumachen, worauf letzterer antwortet: „Ich habe einen determinirenden Grund ..... Mangel und Krankheit haben mich auf diesen Posten gestellt.“ — „Determinirend?“ rief Rambold lachend, „ich glaube wahrhaftig, in dem zerrissenen Kittel steckt ein verdorbner Crusianer. He! weistu nicht auch 'ne kleine Weissagung aus der Apokalypse?“ .....

Es sei übrigens darauf hingewiesen, dass die Satire auf Crusius gerade in diesem Punkte eine verfehlte ist. Ein Crusianer wie Sebaldus führt mit Unrecht stets den „determinierenden Grund“, den Crusius ja bekanntlich zu Gunsten der Willensfreiheit bekämpfte, im Munde (vgl. ausser den

angegebenen Stellen noch II, 92). Die Satire wäre in dieser Beziehung wirksam, wenn ein Anhänger der Crusiusschen Philosophie den „determinierenden Grund“ verneinte, sich aber dennoch, wie Sebaldus I, 31 ff., leicht durch äussere Einflüsse „determinieren“ liesse. —

Auf die spitzfindigen Distinktionen, die Crusius liebte, [1]) und auf einen einzelnen Gegensatz zu Leibniz-Wolf spielt Nicolai (I, 8) an, wenn er von der Crusiusschen Philosophie spricht, „die feiner als die feinste Nadel zugespitzt, die einfachsten Begriffe zertheilen, und sogar die beiden Seiten einer Monade von einander spalten kann.“ [2]) —

Auf Crusius' Lehre vom Willen und Moralphilosophie bezieht sich die Stelle II, S. 44 f.; am gleichen Orte ist vom Gegensatze Crusius' zu dem Wolfschen Fatalismus die Rede. Auf Crusius' Stellung zu dem Begriffe des gemeinen Menschenverstandes zielt Nicolai bei einer andern Gelegenheit (II, 128 f.). —

Wir gehen nunmehr auf das Verhältnis des Sebaldus zur Apokalypse ein. Er verstand es, die in letzterer enthaltenen Vorbilder und Gegenbilder wie „Schachtel und Deckel“ zusammenzupassen. [3]) Auf eine Hypothese aber that er sich am meisten zu gute. Er war nämlich davon überzeugt, dass ein grosser Teil der Offenbarung Johannis nichts als ein Kompendium der französischen Geschichte wäre. [4]) Auf welche Weise er zu dieser seltsamen Meinung

[1]) Vgl. Erdmann, „Versuch einer wissenschaftl. Darstellung d. Gesch. d. neuern Philos.“ II, 2. (1842) S. 467.

[2]) Crusius bekämpfte das Leibniz-Wolfsche System nicht nur principiell, sondern auch im einzelnen. So giebt er zwar zu, dass das Weltall aus einfachen Substanzen bestehe; diese aber seien räumlich zu fassen, nicht, wie die Monaden, als mathematische Punkte. (Metaphys. § 115).

[3]) Crusius sucht in den „*Hypomnemata*“ aus den Allegorien der Apokalypse Urbilder (Archetypen) und Gegenbilder (Antitypen) herauszufinden.

[4]) Eine Erfindung Nicolais. Aber Eberhard schreibt am 12. IX.

gekommen ist, wird genau berichtet und psychologisch motiviert (I, 9 ff.). Mit wirksamer Ironie fährt dann der Verfasser fort: „Es hat einer von den zweyhundert schwäbischen Theologen, die die Offenbarung Johannes erkläret haben, [1]) es als einen sichtbaren Beweis der wirklichen göttlichen Inspiration dieses Buches angegeben, dass man alles darin finde, was man mit aufrichtigem Herzen darin suche. Diess erfuhr auch Sebaldus. Denn da er die Apocalypse mit einem Seitenblicke auf Frankreich las, so glaubte er gewisse bisher geheime Bilder in der unstreitigsten Klarheit zu sehen." Die grosse Babylon im 17. Kapitel erkannte er als die Stadt Paris. Die Bedeutung der beiden Tiere im 13. und 17. Kapitel erläuterte er aus P. Daniels französischer Geschichte. Am stolzesten war er auf die Entdeckung, „dass die Zahl des

---

1774 aus Charlottenburg (ungedr.): „ . . . ich habe ein recht leckeres Gerichte für sie. Die Erkl. der *Apocalypse* von Ihrem Seb. Nothanker ist *Histoire* und keine Erdichtung. Ich habe es gefunden. Und wenn Sie heute zu mir kommen: so will ich ihnen die vergangene und künftige Geschichte von Frankreich in den Zahlen der Apokalypse zeigen, 666. die 2. Hörner des Thieres, alles das ist aus der Geschichte von Frankreich wie genommen . . . Denken Sie doch, wenn Sie den guten Seb. nach *Leipzig* bringen, und er soll bey *D. Crusius* seine *Hypothese* vertheidigen, was wird er sagen können, wenn ich Ihnen, die Schrift nicht *communicire*, worin sie *verbotenus* enthalten ist. Ich scherze nicht, sie sollen es sehen." — Nicolai kommt bei einer späteren Gelegenheit auf diese Stelle im „Seb. Noth." zurück. Kants „von vornige Weisheit", wie N. sagt, hatte in dem „Streit der drey Fakultäten" (1798) die Frage aufgeworfen, „ob das menschliche Geschlecht wirklich zum Besseren beständig fortschreite", und behufs der Lösung dieser Frage die Möglichkeit einer „wahrsagenden Geschichte", einer „Geschichte *a priori*" dargethan. Hierauf bezieht sich die Stelle in Nicolais Schrift „Über meine gelehrte Bildung" u. s. w. (S. 101): „Mein alter Sebaldus Nothanker glaubte: die Apokalypse sey nichts als eine wahrsagende Geschichte von Frankreich . . . . Ich hätte doch nicht gedacht, dass nach Sebaldus Systeme, die Apokalypse als ein Vorbild auf Kants Perfektibilität des menschlichen Geschlechts und auf dessen darauf gebaute wahrsagende Geschichtserzählung anzusehen sey! —"

[1]) Die Schule Bengels.

ersten Thieres 666 [1]) die Jesuiten bedeute,[2]) deren Verjagung aus Frankreich er wirklich einige Jahre eher wusste, als der Herzog von Choiseul daran gedacht hatte.[3]) Nebenher war er auch versichert, dass das Büchlein im Xten Capitel, das im Munde süss war wie Honig, und hernach im Bauche grimmete, offenbar auf viele schlüpfrige sittenverderbende französische Duodezbände gedeutet werden müsse, die wir Deutschen mit so vieler Begierde lesen" (I, 11). Ebenso ist er auch der Ansicht, dass die dritte Posaüne in der Apokalypse die französischen Atheisten bedeute, „welche die ersten Quellen der menschlichen Glückseligkeit vergiften", und nicht, wie die Pietistin meint, die Indifferentisten, „welche

[1]) Vgl. die „Offenb. Joh.", Kap. 13, V. 17 f. — Auch bei einer andern Gelegenheit, in seinem Streite mit Hamann, auf den wir noch zurückkommen werden, verwendet N. die apokalyptische Zahl in satirischer Absicht. Hamann hatte der „*Lettre Perdue d'un Sauvage du Nord*" (1773; Schriften, ed. Roth. IV, S. 149 ff.) ein „*Tableau de mes Finances*" beigefügt, worin er seine Hypothekschulden auf $666^2/_3$ Thaler beziffert. Daran knüpft N. bei Besprechung der Hamannschen Streitschriften in der „Allg. d. Bibl." (XXIV, 1. S. 287 ff.) die Bemerkung, H. habe bloss deshalb 666 Thlr. zur Hypothek auf sein Haus genommen, weil dies die Zahl des Tieres in der Apokalypse sei .... „Er soll auch blos deshalb, weil er die Ehre die Apokalypse richtig zu erklären, mit niemand zu theilen Lust hat, den ehrlichen Sebaldus Nothanker so von der Seite anblicken. Dies würde auch, ausser diesem schwer zu begreifen seyn, da er sonst selbst, an Gelehrsamkeit, Leben und Wandel, mit dem guten Sebaldus nicht wenig Ähnlichkeit hat." — H. dagegen schreibt am 18. VIII. 1776, nachdem der 3. Band des „Noth." bereits erschienen war, scherzhaft an N. (Hoffmann, „Hamann-Briefe aus Nicolais Nachl.", Vierteljahrschr. f. Litt. I, S. 131 f.): „Sollten Sie in den Pränumeranten biss zur Zahl 665 gestiegen seyn: so bitte für meinen Namen ein Plätzchen für die unmittelbar darauf folgende Nummer." — Die Zahl 666 spielt auch im Leben des Sebaldus noch eine besondere Rolle. Vgl. III, 98 u. 150 f.

[2]) Keine blosse Erfindung Nicolais: die apokalyptische Zahl wurde thatsächlich u. a. auch auf die Jesuiten bezogen. Vgl. Lange, „Theolog.-homilet. Bibelwerk", XVI, S. 179.

[3]) Der Jesuitenorden wurde bekanntlich 1764 in Frankreich aufgehoben.

von Erbsünde und Wiedergeburt nichts wissen wollen und dadurch eine bittere Religionsmengerey verursachen“ (III, 145). —

In jeder Lage des Lebens sucht Sebaldus bei seiner geliebten Apokalypse Trost und Hilfe. Diese Neigung giebt nicht nur seinem ganzen religiösen Denken Richtung und Inhalt, sondern sie bestimmt auch nicht selten die äussere Gestaltung seines Geschicks. Durch seine Vorliebe für die Apokalypse hat er sich zu der verhängnisvollen Predigt vom Tode fürs Vaterland verleiten lassen (I, 31 ff.); in Gedanken an die Apokalypse versunken, verfehlt er den rechten Weg und wird dadurch von seiner kaum wiedergefundenen Tochter aufs neue getrennt (II, 207 ff.); zuletzt aber wird die Apokalypse auch die Ursache einer günstigen Wendung seines Schicksals (vgl. III, 98 u. 151). —

Nicolais eigene Meinung über die Offenbarung Johannis, gewissermassen die Begründung der ganzen Satire auf ihre Exegeten, und zugleich eine Bezeichnung des Gegensatzes zwischen dem rein-ethisch-rationalistischen Christentum und dem herkömmlichen Kirchenglauben liegt in den Worten (III, 63 f.): „Wenn ich finde, dass das Buch des weisen Sirach unter den apokryphischen, und ein anderes Buch, voll mystischer Bilder, unter den kanonischen stehet — kann ich mich enthalten, zu zweifeln, zu untersuchen“ und, hätte der Verfasser hinzufügen können, — zu spotten? —

Teils auf Crusius' prophetische Schwärmereien, teils auf andere öffentliche Vorgänge bezieht sich eine Stelle im „Nothanker“ (II, 243 f.), die von der Judenbekehrung handelt. Während Mackligius und Sebaldus im Gespräche über die Duldung Andersgläubiger begriffen waren, trat ein Handelsjude aus Rendsburg in das Zimmer. „Beide hatten sich,“ erzählt der Verfasser ironisch, „durch die schönen Träume von Christlicher Toleranz die Einbildung so erhitzt, dass sie sich stark genug fühlten, dieses Juden Bekehrung zu versuchen.“ Mackligius legte ihm dar, dass der Messias schon gekommen sei. Sebaldus berief sich auf das himm-

lische Jerusalem. Der Jude aber entzog sich unwillig diesen Bekehrungsversuchen, indem er das Zimmer verliess. Mackligius schalt nicht wenig über den blinden und verstockten Juden. Sebaldus sass eine Weile, den Kopf auf den Tisch gestützt; endlich schlug er sich an die Brust und rief aus: „. . . . . Lassen Sie uns, dem barmherzigen Gotte gleich, der uns alle erträgt, unsre Toleranz nicht nur auf alle Christen, sondern auch auf Juden und alle andern Nichtchristen ausdehnen."

In das System der prophetischen Theologie von Crusius gehörte auch die auf die Bibel sich stützende Annahme einer künftigen allgemeinen Judenbekehrung.[1]) Aber Nicolai hat an dieser Stelle wohl auch die Unduldsamkeit der Orthodoxie gegen die Juden und einen von pietistischer Seite her unternommenen berühmten oder berüchtigten Bekehrungsversuch im Auge. 1763, in seiner orthodoxen Periode, war Bahrdt als „wahrer Christ in der Einsamkeit" gegen die Juden, und insbesondere gegen Mendelssohn, zu Felde gezogen und dafür in Abbts „Auto da Fe"[2]) nach Gebühr an den Pranger gestellt worden. Auch Goeze trat bei jeder sich bietenden Gelegenheit, u. a. in der „Predigt von der Liebe gegen fremde Religionsverwandte" (1771),[3]) in der er Mendelssohn direkt angreift, gegen die Duldung der Juden auf. 1769 hatte Lavater in der Vorrede zu seiner Übersetzung von Bonnets „Philosophischer Untersuchung der Beweise für das Christenthum" an Mendelssohn die Aufforderung gerichtet, entweder Bonnets Buch zu widerlegen, oder das zu thun, was Sokrates gethan hätte, wenn er diese Schrift gelesen und unwiderleglich gefunden hätte, d. h. ein Christ zu werden. Wir sehen, dass alle diese Tendenzen sich gegen den Mann richteten, der als ein Führer der Auf-

[1]) Vgl. Delitzsch, „Die bibl.-prophet. Theologie, ihre Fortbildung durch Chr. A. Crusius" u. s. w. (Delitzsch u. Caspari, „Bibl.-theolog. u. apolog.-krit. Studien". Bd. I. 1845. S. 97).

[2]) A. a. O., S. 19 ff.

[3]) S. „Allg. d. Bibl." XV, 1. S. 127 f.

klärung an der exponiertesten Stelle stand und das Judentum geistig vertrat. Mendelssohn antwortete auch als Jude und mit rabbinischen Widerlegungen, nicht als Philosoph mit allgemeinen Vernunftgründen.[1]) Dieses Vorkommnis erregte das grösste Aufsehen und rief eine ganze Litteratur von Streitschriften hervor.[2]) Verwunderlich wäre es, wenn Nicolai sich diesen Fall für seinen Toleranz-Roman hätte entgehen lassen.[3]) Dem Helden des letzteren ist an dieser Stelle vermöge seiner religiösen Doppelnatur eine doppelte Aufgabe zugefallen: er hat die Anschauungen von Crusius und andrerseits die der Aufklärung und der Toleranz zu vertreten. Aber die Toleranz behält, wie es sich bei Sebaldus von selbst versteht, das letzte Wort. —

Noch haben wir von einer theologischen Satire zu sprechen, die in das Programm unseres Aufklärungsromans gehört: von der Satire auf den Pietismus. Die Hallesche Form des letzteren hatte Nicolai in eigenen Jugenderlebnissen kennen gelernt. Die Schüler Franckes legten das

---

[1]) „Schreiben an den Herrn Diaconus Lavater zu Zürich, von Moses Mendelssohn." Berlin, Nicolai 1770.

[2]) S. „Allg. d. Bibl." XIII, 2. S. 388 ff. — Vgl. auch Goedekes „Grundriss" (2. Aufl.) IV, S. 163. — Ramler meint die 1773 erschienene Lichtenbergsche Satire „Timorus" u. s. w. (vgl. Goedeke a. a. O., S. 239), wenn er am 12. Juli 1773 an Nicolai schreibt (ungedr.): „Mir ist dieser Tage ein Werkchen zu Gesicht gekommen, welches von der Bekehrung zweyer Juden durch Lavaters Schriften und durch Metwürste, handelt: Der Verfasser des Sebaldus muss mir sagen, wer es geschrieben hat, oder, im Fall der Weigerung oder des vorgegebenen Nichtwissens, soll er selbst für den Verfasser gehalten werden. V. R. W."

[3]) Nicolai schreibt am 20. XI. 1773 über Lavater an Iselin (Kopie in Nicolais Nachl.): „Seine Hauptfehler, Fanatismus und geistlicher Stolz, haben Ihn zu vielen Schritten verleitet, die seinen Charakter nicht in einem ganz vortheilhaften Lichte zeigen. Sein Versuch Moses zu bekehren, ist ein deutlicher Beweis davon, wie Sie mir glauben würden, wenn Sie viele kleinen Umstände dieser Begebenheit so wüssten wie ich. Er glaubte, die Judenbekehrung und vielleicht das tausendjährige Reich sey nahe. Er wollte die Ehre haben, dass er diese grosse Revolution veranlassen könnte."

Hauptgewicht auf die Dogmen von der Erbsünde, von der Busse und Bekehrung, von der Wiedergeburt und Erlösung durch die Kraft des Bundesbluts. Tiefste Zerknirschung, „heilsame Verzweiflung“ soll die Seele des sündigen Menschen erfüllen, bis der „Durchbruch“ der Gnade und die „Wiedergeburt“ erfolge. Die Wiedergeborenen, die sich die Kinder Gottes dünken gegenüber den Kindern der Welt, wissen auf den Tag und die Stunde anzugeben, wann die Gnade in ihnen zum Durchbruch gekommen ist. Eine gänzliche Abkehr von allen Freuden und Genüssen der sündigen Welt, auch von all' den Dingen, die die Orthodoxen als „*Adiaphora*“ gelten lassen, ist mit diesem geistlichen Hochmute verbunden. Alles, was die Halleschen Pietisten thun, geschieht „im Namen Jesu“.

Charakteristisch für das aus dem Halleschen Pietismus hervorgegangene, aber mit andern Elementen vermischte Herrnhutertum ist die überschwängliche, in sentimentalem Mitgefühle mit dem Leidenstode des Erlösers zerfliessende Empfindung. Die Beziehungen zu Christus werden durch sinnliche Bilder ausgedrückt. Am beliebtesten ist die Vorstellung des Heilands als Lamm, das die Sünde der Welt trägt. Der geschmackloseste Kultus wird mit den Wunden Christi getrieben, insonderheit mit der Seitenwunde, dem „Seitenkringel“ oder „Seitenhöhlchen“. — Auch die Herrnhutische Religion fordert das lebendige Gefühl der Sündhaftigkeit und Erlösungsbedürftigkeit. Zinzendorf nennt seine Gemeinde ein Siechhaus. —

Aus allen diesen Elementen setzt sich das Bild des Pietisten im zweiten Bande des „Nothanker“ (S. 3 ff.) zusammen. Auf dem Wege nach Berlin trifft Sebaldus einen Mann, der die erste Gelegenheit benützt, um von dem „grundlosen unerforschlichen tiefen Verderbnisse“ der „armen menschlichen Natur“ zu sprechen, und alles Heil von der „alleinwirkenden Gnade“ erwartet. Sebaldus dagegen beruft sich, im Sinne der Vernunftreligion, auf die „natürlichen Kräfte zum Guten“, die der Mensch

besitze, auf die Tugenden, die er, ohne den Einfluss einer übernatürlich wirkenden Gnade zu erwarten, ausüben könne; worauf der Pietist erwidert: „Wenn Tugenden nicht aus der Gnade entspringen, so sind sie glänzende Laster zu nennen.“ Um die Seele den göttlichen Gnadenwirkungen zu erschliessen, „müssen wir nichts als lauter Elend und Unwürdigkeit an uns sehen“; erst dann wird die Gnade in uns recht gross, wenn wir recht klein, recht unwürdig werden,

„Wenn wir uns mit den Siechen
Ins Lazareth verkriechen.“

Der Pietist fordert Sebaldus auf: „Lass dich von der Kraft des Bundesblutes anfassen. Bete herzlich um die Wiedergeburt. Bete, dass du bald zum Durchbruch kommen mögest.“ Wann letzterer bei ihm selbst erfolgt sei, weiss der Pietist aufs genaueste anzugeben. Auf die Frage des Sebaldus: „Sind Sie denn also ein Wiedergebohrner?“ antwortete er mit sanfter Stimme: „das bin ich durch Gottes Gnade. Vor drey Jahren den 11 ten September, Nachmittags um 5. Uhr, hatte ich zuerst das selige innere Gefühl der Gnade“. — Die überschwängliche „Herzlichkeit zu dem blutigen Versöhner“ persifliert Nicolai am stärksten durch die Anführung einer drastischen Stelle aus einem pietistischen Andachtsbuche (S. 8). — Als die beiden Wanderer in Berlin an den Platz bei den Zelten kommen und, weil es Sonntag ist, eine bunte Menge von Spaziergängern antreffen (II, 24 ff.), da freut sich Sebaldus der vergnügten Leute; der Pietist aber bricht in Klagen aus über die „Kinder Belials“, die „den Lüsten des Fleisches nachziehen“ — „immer gerade in den höllischen Schwefelpfuhl hinein“. „Ein rechtes Gnadenkind kann kein anderes Vergnügen haben, als sein eignes Elend zu kennen, und zu fühlen, was es heisst, ein rechter armer Sünder zu seyn.“ — „Der Pietist, den die Herzlichkeit zum Heilande ergriffen hatte, fieng an, die vorübergehenden zu ermahnen, ihnen die Abscheulichkeit des Spaziergehens an einem schönen Tage vor-

zustellen, und ihnen dafür das Seitenhöhlchen anzupreisen, in welchem sie recht selige Spaziergänge halten könnten“ (S. 27). Er erntet darob den Hohn und Spott der Menge, — Nicolai kann die Gelegenheit zu einem Berliner Kalauer unmöglich vorübergehen lassen (S. 28) — lässt sich aber in seinen Bemühungen nicht beirren. — Berlin dünkt dem Pietisten natürlich ein Sodom oder Gomorrha, über das Gott seinen feurigen Schwefelregen bald ergiessen werde. Aber „es giebt hier“ — dabei fing er zu weinen an — „einige erwählte Seelen, die bis über den Kopf in den Wunden des Lammes sitzen, die zu einem Pünktlein, zu einem Stäublein, zu einem Nichts geworden sind, und sich nur in das blutige Lamm verliebt haben, diese halten noch die verworfene Stadt, dass sie nicht fällt“ (S. 30). — Später entpuppt sich dann der Pietist, der schon in dem Zusammenstosse mit den Räubern (S. 15) bedenkliche Eigenschaften an den Tag gelegt hatte, der auch nichts von christlicher Liebe und Barmherzigkeit weiss (S. 40), als Wucherer (ebd.) und Kuppler (S. 102). —

Als Ergänzung zu diesem Charakterbilde eines heuchlerischen Frömmlers begegnen uns im dritten Bande (S. 115 ff.) einige weibliche Pietisten: Frau Gertrudtinn, eine reiche Witwe, und ihre Tochter, Jungfer Anastasia, deren Familiengeschichte und eigenes Wesen wiederum Herrnhutische Züge aufweisen. Besonders ist dies der Fall, wo die verborgene, mit dem Schleier der Religiosität verhüllte Lüsternheit dieser Charaktere angedeutet wird. Auch bei den Herrnhutern spielte ja die Sinnlichkeit bekanntlich keine geringe Rolle, und die Geschlechtsempfindungen waren vielfach mit der religiösen Liebe zusammengemischt.

Der verstorbene Gertrud war ein frommer, aber dunkler Ehrenmann, der, wenn auch zum Schaden anderer, seinen eigenen Vorteil zu wahren stets verstanden hatte. „Seine Frau war ihm durchs Loos des Heilandes zugefallen“ — eine bei den Herrnhutern gebräuchliche Form der Eheschliessung — „und dieses Loos behagte ihm sehr wohl,

denn die ihm zugefallne Schwester war in ihrem neunzehnten Jahre, hatte eine feine Haut, ein wohlbeleibtes Ansehen und grosse blaue Augen, die sie bey geistlichen und weltlichen Entzückungen sehr andächtig zu verdrehen wusste." — Ihre Tochter, Jungfer Anastasia, „war jetzt in ihrem achtzehnten Jahre ..... Sie hatte das gebenedeyte Ansehn, welches der Frömmling aus der Zerknirschung des Herzens herleitet, und der Weltling zuweilen in einem ganz andern Verstande annimmt. Ihre Augen waren fast immer niedergeschlagen; doch wenn sie sie aufhob, war ihr Blick zwar sehr durchdringend, aber ihre Augen fielen sogleich wieder ehrbarlich nieder". Ihre Kleidung war von wohlberechneter Einfachheit. „Sie sprach sehr wenig, eigentlich, weil sie nicht viel zu sprechen wusste; aber diese Einfalt diente ihr zu einer frommen Koketterie. Sie schien aus verschämter Zurückhaltung zu schweigen, indem sie sanft seufzete und das Haupt langsam seitwärts sinken liess".

Diesem mit Sorgfalt ausgeführten, von feiner Beobachtung zeugenden Charakterbilde setzt der Verfasser an einer andern Stelle (S. 120) mit geschickter Hand noch einige wirksame Lichter auf. Die schöne Anastasia bot alle ihre „sittsamen Reizungen" auf, um des jungen Säugling Herz zu fesseln. „Man fand an ihr heute nicht bloss die wohlbegüterten Betschwestern sonst eigenthümliche andächtige Selbstgenügsamkeit, nicht nur das ihnen sonst gewöhnliche selbstbehagliche Achtgeben auf gesundes Ansehen, auf Weiche der Haut, auf Glätte der Bekleidung, auf Gelindigkeit der ganzen Person," — ein trefflich bezeichnender Ausdruck! — „welches sogar bey Nonnen die Stelle alles weltlichen Putzes ersetzt; sondern ..... sie schlug die Augen öfter lieblich in die Höhe und liess sie mit langsamerm Schmachten niedersinken, und ihre weichlich lispelnde Stimme, sonst mit Seufzerchen überhaucht, erstarb heute auf ihren Lippen, mit einer fast holdem Lächeln nahe kommenden Freundlichkeit."

Anastasias Mutter und Säuglings Vater wünschen eine

eheliche Verbindung zwischen ihren Kindern. Der alte Säugling hat Frau Gertrudtinn auf sein Gut eingeladen, um die Sache in Richtigkeit zu bringen. Bei dieser Gelegenheit unterhält sich die Pietistin, deren Tochter wegen Krankheit zu Hause geblieben war, mit Sebaldus über die geistliche Verderbnis der menschlichen Natur und über die Wirkungen der Gnade (S. 141 ff.). Unter anderm erzählte sie, „dass in dem Wirthshause, ihrem Hause gegenüber, ein junger Kornet im Quartiere liege, der zwar immer ein natürlich guter, aber doch ein unwiedergebohrner Mensch gewesen, nachdem er aber nun, seit länger als einem halben Jahre, die Erbauungsstunden, die sie in ihrem Hause halte, besucht habe, sey er von der Gnade auf eine so kräftige Art ergriffen worden, dass sie seine merkwürdige Bekehrungsgeschichte aufgezeichnet habe und sie nächstens nach Magdeburg schicken wolle, um, den Ungläubigen zur Beschämung, in das geistliche Magazin[1]) eingerückt zu werden". — Unmittelbar nach diesem Gespräche trifft die für Frau Gertrudtinn niederschmetternde Botschaft ein, dass der geistliche Verkehr des „wiedergeborenen" jungen Kornetts in ihrem Hause eine sehr natürliche, soeben bei Jungfer Anastasia zu Tage getretene Wirkung gehabt habe. —

So geht, wie wir sehen, Nicolai überall darauf aus, die Pietisten in seinem Romane als Heuchler zu erweisen, bei denen die Scheinheiligkeit nur den Deckmantel für sittliche Gebrechen abgeben müsse. Und er vermochte für die Berechtigung seiner beissenden Satire auch eigene Erfahrungen ins Feld zu führen. In einer nachgelassenen autobiographischen Skizze[2]) gesteht er, dass die Religion, so wie man sie ihm in der Schule des Waisenhauses zu Halle beizubringen gesucht hatte, wo „von nichts als vom Durchbruch, von Busse und von ausserordentlichen Wirkun-

---

[1]) „Geistliches Magazin zum Gebrauch für Lehrer und andere Christen." Magdeburg, 1762—73.

[2]) Göckingk, a. a. O., S. 17.

gen des heil. Geistes“ die Rede war, wenig oder keinen Einfluss auf sein Leben hatte. „Hierzu trugen die vielen Heuchler, die ich in Halle bemerkte, und der Kontrast ihrer schändlichen Handlungen mit ihren fromm klingenden Worten und vermeinten oder vorgegebenen christlichen Gefühlen nicht wenig bei.“ —

Von nicht geringem kulturgeschichtlichen Interesse sind schliesslich innerhalb des theologischen Kreises auch Nicolais Bemerkungen über die religiösen Verhältnisse in Berlin. Gegenüber der Ansicht des Pietisten, dass „in dieser Stadt voll Irrgläubigkeit und voll Unglaubens“ alle Laster im Schwange gehen, und die Ruchlosigkeit aufs höchste gestiegen sei (II, 20), macht Sebaldus den Einwand geltend, dass ein Staat oder eine Stadt, wo solche Gesinnungen herrschten, nicht zu der gegenwärtigen Blüte hätte gelangen können. Aber der allzu optimistischen Meinung des Sebaldus (II, 71), dass hier das wahre Land der Freiheit sei, „wo christliche Liebe und Erleuchtung in gleichem Masse herrschen“, tritt auch ein Mann von aufgeklärter Denkungsart, ein Gesinnungsgenosse des Verfassers selbst, einschränkend entgegen. Er giebt zwar zu, dass die Regierung die Denkfreiheit im allgemeinen begünstige, fügt aber vorsichtig hinzu: „besonders in Religionssachen“. Bekanntlich waren ja auch im Staate Friedrichs des Grossen die Schranken der politischen Freiheit nicht allzuweit gezogen. Wenn auch nach Kants Ansicht [1]) Friedrich der Grosse der einzige Herrscher war, der sagen konnte: „Räsonniert, so viel ihr wollt, und worüber ihr wollt, nur gehorcht“, so bezog sich diese Denk- und Räsonnierfreiheit doch ziemlich ausschliesslich auf die religiösen Fragen. Darüber waren sich auch die Einsichtigen unter den Zeitgenossen vollkommen klar. Mendelssohn schrieb in den Litteraturbriefen [2]) mit unverkennbarer Beziehung auf die preussischen

---

[1]) Berl. Monatsschr. IV, S. 493.

[2]) 138. Br. VIII, S. 361 f.

Verhältnisse: „Unter einer eingeschränkten Regierung muss sich die Minerva selbst nicht selten den Helm in die Augen rücken, damit ihr durchdringender Blick nicht weiter sehe, als ihm erlaubt wird.“ Lessing spricht sich bei verschiedenen Gelegenheiten höchst missliebig über Berlin aus, spottet über „diese Königin der Städte“, die für ihn eine „verzweifelte Galeere“[1]) ist, und reduciert die Berlinische Freiheit, zu denken, einzig und allein darauf, „gegen die Religion so viel Sottisen zu Markte zu bringen, als man will.“ [2]) Nicolai giebt Lessing zwar die Beschränkung der politischen Freiheit in Berlin zu, hält diese aber in einem monarchischen Staate für entbehrlich. Dagegen will er auf die „gelehrte Freiheit“ nicht verzichten. [3])

Die religiöse Aufklärung begnügt sich also mit der religiösen Freiheit. „Unsere Regierung hat schon seit langen Jahren klüglich eingesehen, dass man die Meinungen der Menschen von Religionssachen deshalb nicht bessere, wenn man sie einschränkt und ahndet ..... Sie verfolgt niemand wegen Meinungen“ (II, 72). Dieser Toleranz von oben her entspricht aber nicht die Toleranz der Bevölkerung. Es gebe zwar in Berlin einige würdige Geistliche, die die Untersuchungen wichtiger Wahrheiten nicht für Ketzerei halten. Anders aber das Publikum. Die Einwohner von Berlin seien allen Neuerungen in der Lehre abgeneigt. Trotz vereinzelten Bestrebungen, „durch Gebrauch der Vernunft die Vorurtheile in der Religion wegzuräumen“, und trotz einigen Beispielen von gänzlicher Religionsverachtung, müsse der religiöse Grundcharakter der Berliner Bevölkerung, wie er sich schon in den Streitigkeiten zwischen der „orthodoxen Orthodoxie“ und der „pietistischen Orthodoxie“ im ersten Drittel des Jahrhunderts bewährt habe, als „orthodox von der pietistischen Seite“ bezeichnet werden

[1]) Br. an Gleim v. 1. II. 1767 (Werke XX, 1. S. 248).
[2]) Br. an Nicolai v. 25. VIII. 1769 (Werke XX, 1. S. 330).
[3]) Br. v. 29. VIII. 1769 (Lessings Werke XX, 2. S. 308 f.)

(S. 75). Originell ist nun der sich an diese Betrachtung anschliessende Versuch, die dogmatischen Gesinnungen der Einwohner nach den Stadtgegenden zu differenzieren. In den alten Teilen der Stadt alte Dogmatik. In den „dumpfigen Gassen des Werders“ Separatisten. Wo die breiten und hellen Strassen der Friedrichsstadt anfangen, da fangen auch die Religionsgesinnungen der Einwohner an, „luftiger und geistiger“ zu werden. Hier hausen auch die Pietisten, „die in Gefühlen und innigen Empfindungen ihre Religion suchen.“ In der Dorotheenstadt ketzerische Reformierte und Franzosen. „In Kölln, in der Gegend des Schlosses, könnten noch am ersten die Freygeister anzutreffen seyn.“ —

Das Ergebnis dieser ganzen Betrachtung ist, dass die Erleuchtung und die Freiheit, zu denken, in Berlin noch viel zu wünschen übrig lassen (S. 78).

B. Die litterarischen Elemente.

Von dem ersten Plane des Werkes, nach welchem es sich vorzüglich zu einer litterarischen Satire, besonders gegen Klotz, dann auch gegen andere von Nicolais Antipoden, gegen Goeze, Moser u. s. w., gestalten sollte, sind einige Reste noch in der jetzigen Form des Romans zu erkennen. Den „unter die Satire gesunkenen“ Klotz zwar liess Nicolai, wie bekannt, gänzlich fallen; nur an einer einzigen Stelle (II, 216), wo von Belagerungsmünzen die Rede ist, „die selbst der berühmte Klotz in seinem gelehrten Werkchen *de nummis obsidionalibus* nicht gekannt habe,“ wird eine der Veranlassungen des alten Streites [1]) flüchtig berührt. Dagegen wendet sich der ganze Grimm Nicolais

[1]) Vgl. die „Allg. d. Bibl.“ VIII, 1. S. 85 ff. u. die Vorrede zum 2. St. desselben Bandes.

gegen die Anhänger des Verhassten: gegen Bahrdt, Riedel, Christ. Heinr. Schmid, Joh. Georg Jacobi. Bahrdt sind wir schon im theologischen Teile des Romans begegnet. Ebendaselbst ist auch, wie wir wissen, die Satire auf Goeze, wenngleich in anderer, als in der ursprünglich geplanten Form, ausgeführt. Auch Friedr. Karl v. Moser wird im neuen Entwurfe nicht gänzlich übergangen (vgl. I, 54). Ausserdem treffen wir noch vereinzelte Züge, die gegen litterarische Persönlichkeiten, Gesellschaften und Zustände gerichtet sind.

Ehe wir indessen diese satirischen Elemente näher betrachten, haben wir einige andere litterarische Beziehungen des „Sebaldus Nothanker" zu erörtern, nämlich vor allem die Anknüpfung an Thümmels „Wilhelmine" und sodann die Verwertung der Abbtschen Schrift „Vom Tode für das Vaterland".

In der Vorrede zum „Nothanker" erklärt der Verfasser, dass er zum Unterschiede von anderen Romanschreibern seine Geschichte erst nach der Heirat des Helden beginnen lasse, „indem schon ein anderer Verfasser die Liebesbegebenheiten desselben vor der Heurath, in dem bekannten prosaisch-komischen Gedichte Wilhelmine beschrieben hat". Freilich sei dieser Verfasser ein Poet und habe daher nicht die richtige Chronologie beobachtet, — die Heirat des Sebaldus sei nicht im Jahre 1762, sondern zwanzig Jahre früher anzusetzen — auch seine Erzählung nicht von allen Erdichtungen rein erhalten, während man in dieser wahren Geschichte zwar strenge Chronologie und urkundliche Genauigkeit, aber „weder den hohen Flug der Einbildungskraft, den ein Gedicht haben müsste, noch den künstlich verwickelten Plan suchen dürfe, den die Kunstrichter, von Theorie und Einsicht erfüllt,[1]) den Romanen vorschreiben". Der Anfang der Geschichte knüpft sodann direkt an die Hauptpersonen der „Wilhelmine" an und leitet allmählich in die neue

[1]) N. zielt hier auf die ästhetischen „Theorien" von Riedel (1. Teil 1767), Christ. Heinr. Schmid (1767; vgl. „Allg. d. Bibl." XI, 2. S. 93 ff.) u. a.

Sphäre über. Später begegnen wir auch anderen, aus dem Thümmelschen Epos uns bekannten Figuren, so dem Hofmarschall und der schönen Clarisse (I, 15 f. und 51 ff.), dem Pfarrer, der Sebaldus mit Wilhelminen getraut hatte (Stauzius; I, 36 ff.), dem Grafen Nimmer (I, 55 ff.), dem affektierten Kammerjunker (II, 133 f. und 210 ff.) und endlich dem wackeren Edelmanne, der Wilhelmine den Verlockungen des Hoflebens hatte entreissen wollen (II, 194). Ferner wird auch an anderen Stellen (II, 15 und 216; III, 127) auf sachliche Einzelheiten der „Wilhelmine" Bezug genommen.

In welchem Verhältnisse nun steht „Sebaldus Nothanker" zur „Wilhelmine"? Ist die Angliederung eine organische, lebendige, harmonische, oder eine rein äusserliche?

Wenn wir am Schlusse des Thümmelschen „Gedichts" lesen, wie das Lächeln der Musen sich in einen „sanften geistigen Sonnenschein" auflöste, wovon ein „goldener Blick" in die Welt drang und die Seele des Dichters begeisterte,[1]) und wenn wir dann unmittelbar darauf in den Nicolaischen Roman eintreten, so vermissen wir vor allem jenen „goldenen Blick" der Poesie, dem die Thümmelsche Dichtung ihre Entstehung verdankt: aus einer übermütigen, pikant-poetischen Stimmung fühlen wir uns in eine nüchterne und prosaische Atmosphäre versetzt. Schon der Stil des „Sebaldus Nothanker" mutet unmittelbar nach der graziösen, humorvoll-pathetischen Darstellung der „Wilhelmine" auffallend trocken an. Aber der Verfasser hat es ja vorausgesagt, dass wir den „hohen Flug der Einbildungskraft" in dieser „wahren Geschichte" vergeblich suchen würden. In diesem Punkte also wollen wir nicht mit ihm rechten. Aber eine andere Frage darf sich erheben: Wie ist der Verfasser des „Nothanker" mit den ihm überlieferten Charakteren verfahren? Hat er sie geachtet und aufrechterhalten oder willkürlich verändert? Bezüglich der Hauptcharaktere ist das letztere

[1]) „Wilhelmine", ed. Rosenbaum (Deutsche Litteraturdenkm. d. 18. u. 19. J. Nr. 48), S. 42. — Wir citieren stets nach dieser Ausgabe.

der Fall. Thümmels Sebaldus ist ein beschränkter, in seinem orthodoxen Glauben skrupellos befriedigter Lutheraner, der weder in ausgeprägten Zügen, noch in der geistigen Anlage mit dem Nicolaischen Helden irgend eine Verwandtschaft hat.[1]) Auch Wilhelminens Charakter zeigt, obwohl nicht so auffällig, Abweichungen vom Originale. Von der Thümmelschen Wilhelmine, der leichtblütigen Kammerzofe, der galanten Freundin des Hofmarschalls, glauben wir wohl, dass sie gewisse französische Duodezbändchen (vgl. I, 11) mit Vorliebe gelesen habe, nicht aber, dass sie eine „süsse Verehrerin der schönen Wissenschaften" (I, 12), eine „schöne Geistinn" (4. Aufl. I, 15) war, die „alle unsre besten neuern Dichter" las und aus den „Bremer Beiträgen" und den „Litteraturbriefen"[2]) ihre geistige Nahrung sog. Auch ihre philosophischen Neigungen dünken uns sehr unwahrscheinlich, wenngleich wir die Absicht des Verfassers, die überaus grosse Popularität der Wolfschen Schriften,[3]) im Gegensatze zu der mehr esoterischen und dem Zeitgeschmacke nicht entgegenkommenden Crusiusschen Philosophie, ins Licht zu setzen, wohl verstehen. — Ebenso ist es sehr unglaubhaft, dass der Pfarrer, der Sebaldus mit Wilhelminen getraut hatte, der Mann mit dem „wilden Herzen", der ohne Neigung Geistlicher war, dagegen gern von dem General Ziethen[4]) und dem lustigen Treffen bei Rossbach sprach („Wilh.", S. 33), sich in einen Stauzius verwandelt habe.

Bei den sonstigen, von Nicolai aus der „Wilhelmine" übernommenen Personen wurde der ursprüngliche Charakter ungefähr beibehalten und nur weiter ausgeführt. Der leicht-

---

[1]) Vgl. „Seb. Noth." III, 170.

[2]) Die in der Vorrede verspottete Chronologie macht N. keine Sorge: er lässt die Wilhelmine in den ersten Monaten nach ihrer etwa 1742 erfolgten Verheiratung Schriften lesen, die viel später erschienen sind.

[3]) Die angeführten Kapitelüberschriften aus Wolfs „Kleiner Logik" (I, 13) bezeichnen recht charakteristisch Gegenstände der schöngeistig-volkstümlichen Aufklärung.

[4]) Irrtümlich steht im „Noth." (I, 36): „von dem Obersten Menzel".

lebige Hofmarschall ist zum frömmelnden Podagristen, die schöne Clarisse zu einer verschwenderischen, ihren Mann betrügenden Kokette geworden (I, 52). Aus den wenigen Strichen, mit denen die Figur des Grafen Nimmer bei Thümmel umrissen ist (S. 24 u. 27), entstand eine mit übertriebener Akribie ausgeführte und deshalb aus dem Rahmen heraustretende Karikaturzeichnung (I, 55 ff.). Treffend aber ist der aus dem Magen kommende Patriotismus des Grafen gegeisselt.[1]) Aus dem Thümmelschen „affektierten Kammerjunker" („Wilh.", S. 31) entpuppt sich ein archäologischer Dilettant, der seinen „eingebildeten guten Geschmack", wie früher an reichen Kleidern, so jetzt an Münzen, Gemmen und sonstigen Altertümern erweist (II, 210 ff.).[2])

Die Veränderung der Thümmelschen Hauptcharaktere wurde schon von der zeitgenössischen Kritik getadelt. Ein Recensent — Blankenburg[3]) — beruft sich in dieser Beziehung nicht mit Unrecht auf einen Ausspruch Lessings,[4]) dass der Dichter zwar die Fakta verändern dürfe, dass historische Charaktere aber — und dazu gehören nicht nur geschichtliche Persönlichkeiten im eigentlichen Sinne, sondern auch feststehende poetische Gestalten — ihm heilig sein müssen. „ . . . . . Die geringste Veränderung scheint uns die Individualität aufzuheben und andere Personen unterzuschieben, betrügerische Personen, die fremde Namen usurpieren und sich für etwas ausgeben, was sie nicht sind."

In diesem Sinne, in dem Verhältnis zu den Thümmel-

---

[1]) Vgl. I, 57.

[2]) N. verspottet hier den Mode-Dilettantismus in der Münzen- und Gemmenkunde, sowie die unter Winckelmanns Einfluss aufkommende Sucht nach antiken Skulpturen. Mit direkter Anspielung auf „*Tristram Shandy*" lässt er (S. 216) den sammelwütigen Kammerjunker sich Hoffnung machen auf eine Notmünze, „in einer der Festungen geschlagen, die der berühmte Oberste Shandy durch seinen Feuerwerksmeister Trim mit ledernen Kanonen beschiessen liess."

[3]) „Neue Bibl. der schön. Wissensch. u. der freyen Künste" 1775. XVII, 2. S. 262.

[4]) „Hamb. Dramaturgie", Schluss des 33. St.

schen Originalcharakteren, sind auch die erwähnten Personen des Nicolaischen Romans „betrügerische Personen“. Damit ist auch, da die Nebenfiguren, deren Charaktere im „Nothanker“ beibehalten sind, für die innere Verwandtschaft der beiden Werke zu wenig in Betracht kommen, die Frage beantwortet, in welchem Verhältnisse der „Sebaldus Nothanker“ zur „Wilhelmine“ stehe: die Anknüpfung ist eine vollkommen äusserliche und willkürliche. Der Zweck, den Nicolai damit im Auge hatte, ist durchaus kein künstlerischer, sondern ein geschäftlich-praktischer. Thümmels Prosa-Epos war 1764 erschienen und hatte in kurzer Zeit einen bedeutenden Erfolg errungen. Mit der Anlehnung seines „Nothanker“ an die allgemein bekannte und beliebte Dichtung bezweckte Nicolai, als der findige Geschäftsmann, der er doch immer blieb, lediglich, seinem eigenen Werke ein starkes Interesse *a priori* zuzuwenden. Eine wohlberechnete Reklame, die ihre Wirkung that, und dann bald darauf, nachdem auch der „Nothanker“ einen grossen Erfolg errungen hatte, sich für die beiden Werke zu einer gegenseitigen gestaltete: die „Wilhelmine“ wurde „in dem Format des Lebens Seb. Nothankers“ neu aufgelegt (1773), und einer in der Schweiz 1774 und 1777 erschienenen französischen Übertragung des Nicolaischen Romans wurde eine Übersetzung der „Wilhelmine“ als des „Grundes dieser Geschichte“ vorangestellt.[1]) —

Eine wesentlich andere Funktion als dem Thümmelschen Epos ist im „Nothanker“ der Abbtschen Schrift „Vom Tode für das Vaterland“ zugeteilt. Sie ist, als litterarische Erscheinung überhaupt, organisch mit der Handlung verbunden und stellt ein wichtiges pragmatisches Moment der Geschichte dar. Zugleich eröffnet sie aber auch einen Ausblick auf bemerkenswerte politische Gegensätze jener Zeitperiode.

Der Reichsgedanke war unwirksam geworden; die

[1]) S. die Vorrede zur 4. Aufl. von „Seb. Noth.“, S. XI.

kleineren Staaten wurden von selbstsüchtigen Interessen geleitet; tüchtig, gesund und achtunggebietend zeigte sich nur der emporstrebende preussische Staat. Aber durch diese neue Machtentwicklung erlitt die zerrüttete deutsche Einheit eine neue schwere Schädigung; die centrifugalen Kräfte des Reichs sammelten sich zum Teil um einen neuen Mittelpunkt; der Dualismus zwischen dem protestantischen Norden und dem katholischen Süden prägte sich immer schärfer aus.

Unter der gewaltigen Einwirkung der Kriegsthaten Friedrichs des Grossen kam der preussische Sonderpatriotismus zu kräftiger Entfaltung. Auch die Abbtsche Schrift, die in einem für Friedrich den Grossen äusserst kritischen Zeitpunkte (1761) erschien, war erfüllt von enthusiastischer Begeisterung für den grossen König und sein tapferes Heer. Abbt, der geborene Schwabe, hatte sich mit der Frage: „Was ist wohl das Vaterland?“ ohne Zögern abgefunden und Preussen, als das Land, mit dem ihn seine „freie Entschliessung“ vereinigte, für das seinige erklärt.[1]) Die Schrift, aus dem Drange der Zeit geboren, war von durchschlagender Wirkung.[2]) Aber sie fand nicht nur begeisterte Zustimmung, sondern auch entschiedenen Widerspruch: einerseits von eifrigen Republikanern, deren Einwurf, dass in Monarchien die Vaterlandsliebe überhaupt unmöglich sei, Abbt schon in den ersten Hauptstücken seiner Schrift (S. 11 ff.) widerlegt hatte; andrerseits von solchen Leuten, „deren tiefe Einsicht in das deutsche Staatsrecht sie verhindert, zu erlauben, dass man das Land, worin man geboren ist, wo man den wohlthätigen Schutz der Gesetze geniesset, wo man alles, was uns in der Welt lieb sein

[1]) „Vom Tode für das Vaterland.“ Werke II, S. 17.

[2]) Sie war bekanntlich auch der Anlass, dass Abbt, auf Mendelssohns Anregung, zur Mitarbeit an den „Litteraturbriefen“ berufen wurde, um die durch Lessings Abgang entstandene Lücke nach Möglichkeit auszufüllen. Vgl. Nicolais Br. an Lessing v. 6. II. 1761 (Lessings Werke XX, 2. S. 157 f.).

kann. besitzet, Vaterland nenne, und deren thätiges Christentum von der Entbehrlichkeit aller Tugend sie so sehr überzeugt, dass politische Tugend ihnen vollends ein gänzliches Unding scheint". Nicolai, der diese Worte schreibt,[1]) zielt damit auf Friedrich Karl v. Moser. Dieser, einer der wenigen Publicisten jener Zeit, trat in seinen Schriften, hauptsächlich im Gegensatze zu dem preussischen Partikularismus, für das Fortbestehen der deutschen Reichseinheit unter kaiserlicher Oberhoheit ein. Von diesem Standpunkte aus schrieb er 1761 seine „Beherzigungen", liess 1765 seine Abhandlung „Von dem deutschen Nationalgeist" folgen und gab seiner Abneigung gegen Preussen und dessen König, die übrigens nicht bloss auf politischem, sondern auch auf religiösem Grunde beruhte, erneuten Ausdruck in den „Reliquien" (1. Aufl. 1766). In dieser Fragmenten-Sammlung wendet er sich auch speciell gegen die Abbtsche Schrift „Vom Tode für das Vaterland". Abbt hatte (a. a. O., S. 7) die Frage aufgeworfen: „Sollte wohl ein Diener der Religion sich entweihen, ... sollte er wohl dadurch sein Amt vernachlässigen, wenn er, nachdem er tausendmal gesagt hat: Thut Busse, auch einmal riefe: Sterbt freudig fürs Vaterland?" (Vgl. auch a. a. O., S. 10 Anm.) Gerade diese Stelle hatte bei Moser besonderen Anstoss erregt, und er wies darauf hin, dass ein Geistlicher, der die Nachfolge Christi in Leben und Lehre beweisen wolle, des Spruches: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt" eingedenk sein und es anderen überlassen solle, den Politiker zu machen.[2])

Die Berliner blieben dem Preussenfeinde die Antwort nicht schuldig. Schon in den „Litteraturbriefen" wurden Mosers „Beherzigungen" zurückgewiesen.[3]) Oefter noch

[1]) „Ehrengedächtniss Herrn Thomas Abbt" (1767), S. 12 f. N. spielt darauf an, dass Moser in seiner Schrift „Beherzigungen" von politischer Tugend nichts wissen wollte.

[2]) „Reliquien", S. 243 ff.

[3]) 178.—180. Brief (von Abbt). XI, S. 3—34. — Vgl. „Allg. d. Bibl." IX, 1. S. 228 f.

erhielt die „Allgemeine deutsche Bibliothek“ Veranlassung, sich mit Moser zu beschäftigen. Seine frömmelnde Richtung hatte noch Abbt im 2. Bande (1. St., S. 3 ff.) gekennzeichnet. Die Abhandlung „Von dem deutschen Nationalgeist“ wurde im 6. Bande (1. St., S. 3 ff.) höchst abfällig beurteilt. Der Recensent (Möser) [1]) leugnet, dass es gegenwärtig überhaupt eine Nation gebe; folglich könne auch von keinem Nationalgeiste die Rede sein. Moser hätte seine Schrift besser: „Der Geist der deutschen Höfe“ betiteln sollen.[2]) Die „Reliquien“, diese „mit devotem Hass gegen das Haus Brandenburg durchmengten“ Einfälle werden im 9. Bande (1. St., S. 227 ff.) von Eberhard besprochen; u. s. w. — Nicolai selbst liess seiner satirischen Laune in Bezug auf Moser an einer Stelle die Zügel schiessen, die eine Reihe von Jahren hindurch für derartige Angriffe bestimmt war: in der Vorrede zum „Vademecum für lustige Leute“ (3. Teil, 1768). Hier findet sich, neben verschiedenen Ausfällen auf Moser bezüglich seiner kaiserlichen Gesinnung, seiner Atheistenfurcht, seines Vaterlandsbegriffes und seines „deutschen Nationalgeistes“, die Frage, „ob ein Pfarrer, der in Kriegszeiten seine Mitunterthanen ermahnet, ihrem Könige zu folgen und ihr Haus und Hof zu verteidigen .... aus den Schranken seines Berufes trete, und ob hingegen ein Minister in den Schranken seines Berufs bleibt, der in Friedenszeiten diesen König einen Atheisten und Tyrannen schilt, der desselben Reich für ein Nest von Gotteslästerern und Freibeutern ausschreiet und den nahen Untergang dieses Reichs weissagen will.“ [3])

Noch fünf Jahre später, zehn Jahre nach Beendigung des grossen Krieges, waren diese litterarischen Kämpfe

---

[1]) Vgl. Nicolai, „Leben Justus Mösers“ (1797), S. 85 f. und Abbt, Werke V, S. 195 f.

[2]) Vgl. auch „Allg. d. Bibl.“ XI, 2. S. 315. — Nicolai selbst nannte den „deutschen Nationalgeist“ ein „politisches Unding“. („Leben Mösers“, S. 86.)

[3]) S. „Allg. d. Bibl.“ VI, 2. S. 309.

aktuell genug, dass Nicolai sie für seinen Zeitroman verwerten konnte. Die schöngeistige Wilhelmine hatte unter anderen Schriften auch die Abhandlung „Vom Tode fürs Vaterland“ erhalten (I, 28). Diese „setzte ihren ohnediess zum Romantischen geneigten Geist in ein neues Feuer. Sie fühlte Entzückung über die Gedanken, dass auch der Unterthan einer Monarchie nicht eine blosse Maschine sey, sondern seinen eigenthümlichen Werth als Mensch habe (vgl. Abbt, a. a. O., S. 16), dass die Liebe fürs Vaterland einer Nation eine grosse und neue Denkungsart gebe, dass sie eine Nation als ein Muster für andere darstelle.[1]) Von diesen Ideen erhitzt, sann sie nach, wie sie in dem allgemeinen Kriege, der damahls Deutschland verheerte, ein Beyspiel ihrer Liebe fürs Vaterland geben könne. Mitten unter diesen Gedanken fiel ihr gleich auf der ersten Seite folgende Stelle aufs Herz: ‚Sollte wohl ein Diener der Religion sich entweihen, sollte er wohl dadurch sein Amt vernachlässigen, wenn er, nachdem er tausendmal gesagt hat: Thut Busse, auch einmal riefe: Sterbet freudig fürs Vaterland?‘“ (Vgl. a. a. O., S. 7.) Wilhelmine bemüht sich, ihren Mann zu einer Predigt in diesem Sinne zu veranlassen. Aber Sebaldus giebt (I, 30 f.) seinen Bedenken in Worten Ausdruck, die für die zerfahrenen politischen Verhältnisse jener Periode bezeichnend sind: „Wo ist in unserem unter Krieg und Verheerung seufzenden Deutschlande wohl das Vaterland zu finden? Deutsche fechten gegen Deutsche. Das Contingent unsers Fürsten ist bey dem einen Heere, und in unserm Ländchen wirbt man für das andere. Zu welchem sollen wir uns schlagen? Wen sollen wir angreifen? Wen sollen wir vertheidigen? Für wen sollen wir sterben?“ — Es gelingt aber Wilhelmine doch, Sebaldus zu einer enthu-

[1]) Vgl. Abbt, a. a. O., S. 33: „Wenn wir also zeigen können, dass der Tod für das Vaterland .... eine neue und grosse Denkungsart erteilen könne: dass diese Denkungsart .... die Nation zu einem glänzenden Muster für die ganze Nachwelt machen werde“ u. s. w. Vgl. auch S. 38 ff. u. S. 51 ff.

siastischen Predigt vom Tode fürs Vaterland zu veranlassen. Die Wirkung davon ist, dass zehn Bauernburschen sich auf der Stelle von einem preussischen Unteroffizier anwerben lassen. Von der Kirche nach Hause zurückgekehrt, erfahren Sebaldus und Wilhelmine, dass ihr Sohn von der Hochschule entflohen und unter die Soldaten gegangen sei. Wilhelmine erschrak aufs heftigste, „besann sich aber bald, dass itzt die beste Gelegenheit sey, spartanische Gesinnungen zu zeigen, ermannete sich, stand auf und sagte mit thränenden Augen: ‚Ich habe ihn dazu geboren!‘“ [1]) (S. 34). — Bald darauf hat sich Sebaldus wegen jener Predigt vor dem Konsistorium zu verantworten, und das Verfahren endigt, wie bekannt, mit seiner Absetzung. Wilhelmine schlägt vor, die Hilfe des Hofmarschalls in Anspruch zu nehmen. Aber dieser, der in seinen alten Tagen fromm geworden war, machte Sebaldus Vorwürfe, dass er nicht zur Busse ermahnt hätte, anstatt durch seine Predigt die verhasste preussische Armee zu verstärken. „Er hielt ihm dabey eine lange Predigt vom deutschen Vaterlande, die der berühmte Verfasser des deutschen Nationalgeistes und der Reliquien irgendwo auch einmal gehöret haben muss, weil man in diesen Büchern wörtlich wieder findet, was damals der alte podagrische Hofmarschall zum Pastor Sebaldus sagte“ [2]) (I, 54). —

Wir haben schon mehrfach den gewaltigen Einfluss hervorgehoben, den die Ereignisse des siebenjährigen Krieges

[1]) Abbt hatte (a. a. O., S. 8) die heroische Gesinnung spartanischer Mütter als Vorbild hingestellt: „Wenn unsere Mütter bey dem Anblicke eines fürs Vaterland erschlagenen Sohnes noch sprächen: Ich habe ihn dazu geboren“ u. s. w.

[2]) Vgl. Nicolais Br. an Höpfner v. 26. VI. 1773 („Br. aus d. Freundeskr.“, S. 64): „Von Hrn. v. M.(oser) hat er (Merck) mir nichts gesagt. Ich wünschte also von Ihnen zu erfahren, in wiefern er sich gegen mich erklärt hat. In meinem Sebaldus habe ich S. 54 mir einen kleinen Ausfall gegen ihn entfahren lassen, das auch die ganze Rache seyn soll, die ich mir gegen sein unwürdiges Betragen gegen mich erlauben werde . . . .“

auch auf das geistige Leben der Nation ausübten. Am stärksten zeigt sich diese Wirkung in der deutschen Dichtung. Aber sie ist auch unverkennbar zu spüren auf einem geistigen Gebiete, das bisher nur schlecht bebaut war und unschmackhafte Früchte gezeitigt hatte: auf dem Felde der Geschichtschreibung. Der Zeitgeist weckte auch hier den Drang nach innerer Belebung, das Streben, die bisher herrschende pedantische Schwerfälligkeit und polyhistorische Breite zu überwinden, die Historiographie zur selbständigen Wissenschaft zu erheben und an die Stelle einer bloss äusserlichen Kriegs- und Fürstengeschichte eine Darstellung von politischen und kulturellen Zuständen, ihren Bedingungen und Entwicklungen, zu setzen. Einer der ersten, die in diesem Sinne anregend wirkten, ist Thomas Abbt. Seine soeben besprochene Schrift „Vom Tode für das Vaterland“ kann zwar, obgleich zahlreiche geschichtliche Momente enthaltend, nicht als historische Arbeit im eigentlichen Sinne gelten. Aber schon in ihr weht jener lebendige Geist, der bald darauf auch in den historischen Aufsätzen der „Litteraturbriefe“ zum Ausdrucke kommt.[1]) Abbt erörtert hier die Zwecke und Mittel der historischen Wissenschaft und stellt für die deutsche Geschichtschreibung besonders Voltaire als Vorbild auf. Bei diesem übersieht er die thatsächlichen Fehler und Lässigkeiten und richtet sein Augenmerk bewundernd auf die „Logik zur Geschichte“, die bei dem Franzosen zu lernen sei.[2]) Es war Abbt jedoch nicht vergönnt, den Wert seiner Theorie an einem eigenen Werke praktisch zu erweisen. Denn der von ihm begonnene „Auszug der allgemeinen Welthistorie oder die Geschichte des menschlichen Geschlechts“ war ein verfehltes Unternehmen und sollte abgebrochen werden, als der Tod ihm ohnedies die Feder aus der Hand nahm. Das Verdienst befruchtender Gedanken

[1]) Vgl. den 149.—152. u. den 296.—297. Br.
[2]) 296. Br. XX, S. 14 f.

aber bleibt ihm ungeschmälert. Glücklicher und wirksamer war Justus Möser, dessen „Osnabrückische Geschichte“ inmitten der Stürme des siebenjährigen Krieges entstand.[1])

Wie die „Litteraturbriefe“, so liess sich auch die „Allgemeine deutsche Bibliothek“ die Förderung der deutschen Geschichtswissenschaft ehrlich angelegen sein. Sie tadelte ebenso scharf die Schwerfälligkeit der bisherigen „Welthistorien“, wie die geistlose Art jener Mikrologie, die Zeit und Papier an chronologischen Lappalien vergeudete und auch auf den beschränktesten Specialgebieten vielfach mit einem unverhältnismässigen Aufwand von „ungedruckten Urkunden“ arbeitete. Namentlich über letzteren Missbrauch machte Nicolai selbst sich bei jeder Gelegenheit lustig;[2]) auch im „Nothanker“ giebt er sich als „gründlichen Geschichtskundigen“ aus, der in seiner Erzählung sowohl die Chronologie aufs genaueste beobachtet habe, als auch jede Begebenheit mit „vollständigen diplomatischen Beweisen“, mit „ungedruckten Urkunden“ aufs glaubwürdigste[3]) belegen könne (Vorrede, S. 2 ff.; vgl. auch II, S. 15 Anm.). Er tröstet sich, falls seine „wahre Geschichte“ etwas langweilig werden sollte, damit, „dass mehrere gründliche deutsche Geschichtschreiber, die die unwidersprechlichsten Thatsachen in der besten Ordnung erzählen, das nämliche Schicksal gehabt haben“ (Vorr., S. 7). Auch bei einer anderen Gelegenheit (I, 77 ff.) legt er dar, wie der Grundsatz, dass die Wahrheit das Wesen der Geschichte sei, die deutschen Historiker zu ungeniessbarer Weitschweifigkeit verleitet habe. Er mag an Abbt denken, wenn er schreibt, dass dieser Überfluss von Wahrheit manchen braven Deutschen zu dem angenehmen Lügner

---

[1]) In der Vorrede dazu stellte Möser grosse leitende Gesichtspunkte für eine deutsche Geschichte auf.

[2]) Vgl. „Vademecum f. lust. Leute“ IV (1768), Zueignung. (S. „Allg. d. Bibl.“ VII, 2. S. 308 f.). — Vgl. ferner Hoffmann, „Hamann-Briefe“, a. a. O., S. 132 f.

[3]) S. „Allg. d. Bibl.“ VIII, 2. S. 289.

Voltaire geführt habe,[1]) „der uns ein halbes Jahrhundert in wenigen Blättern übersehen lässt, aber dafür auch oft unverantwortlicherweise eine Hildegardis hinsetzt, wo eine Mathildis stehen sollte, oder die Jahrzahl funfzig angiebt, wo die Jahrzahl sechzig sollte angegeben werden.“ [2]) Nicolai definiert den Unterschied zwischen „unsern deutschen wahrhaften Geschichtschreibern und den oft lügenhaften Franzosen“ und stellt Voltaires, mit einer „kleinen Brühe von Erdichtung“ schmackhaft zubereitete Allgemeine Weltgeschichte der ungleich korpulenter geratenen deutschen Geschichte Häberlins[3]) vergleichend gegenüber, die Schlözer schon in der „Allg. d. Bibl.“ (IX, 2. S. 247 ff.) wegen ihrer Weitläufigkeit, ihrer gelehrten Überfracht, aber auch wegen ihrer Unvollständigkeit getadelt hatte. —

Von den in den litterarischen Partien des Romans vorwiegenden persönlichen Satiren fassen wir nun zunächst die auf Jacobi ins Auge.

Die dichterische Persönlichkeit des letzteren war zu der Zeit, als der „Sebaldus Nothanker“ erschien, bereits eine fest ausgeprägte. Seinen, seit den sechziger Jahren in Einzeldrucken erschienenen Dichtungen und Briefen folgten 1770—1774 die „Sämtlichen Werke“, in letzterem Jahre auch der erste Band der Damenzeitschrift „Iris“. Der „deutsche Gresset“, wozu ihn Gleim, der zärtlich liebende und geliebte Freund, gewaltsam stempelte, der zierliche, aber gedankenarme, in süssen Empfindungen und niedlichen Spielereien sich erschöpfende Anakreontiker, hatte bis gegen das Ende der sechziger Jahre überwiegenden Beifall gefunden. Allmählich aber wurde man, selbst auf befreundeter Seite, seines eintönigen Getändels müde, und zu Anfang der siebziger Jahre mehrten sich die ungünstigen Urteile über

---

[1]) Vgl. Nicolai, „Ehrengedächtniss“ u. s. w., S. 28.

[2]) S. „Allg. d. Bibl.“ X, 2. S. 254.

[3]) S. ebd. IX, 2. S. 247 ff. u. vgl. „Der Teutsche Merkur“ V, S. 336 u. VIII, S. 258.

ihn, sowie über das lächerliche Gebahren des Halberstädter Kreises überhaupt. Bodmer hatte schon 1769 anonym seine Schrift „Von den Grazien des Kleinen“ gegen Jacobi und Gleim gerichtet. Das Missfallen der ernster gestimmten Klopstockschen Schule an den anakreontischen Tändeleien kam in gelegentlichen öffentlichen oder brieflichen Urteilen zum Ausdruck. Klopstock selbst spricht schon 1768 verächtlich über das „ganze Unwesen mit diesem Amor“.[1]) Herder weist auf die „süssliche Eitelkeit“ Jacobis hin.[2]) Lessing nennt ihn „eine alte Jungfer“,[3]) Goethe seine „Iris“ eine „kindische Entreprise“.[4])

Es leuchtet ein, dass die ästhetische Richtung der jüngeren, die „männliche deutsche Leier“ nach der „französischen Weichlichkeit“ [5]) stimmenden Anakreontik auch dem trockenen und vorwiegend verstandesmässigen Geschmacke der Berliner Kunstrichter zuwiderlief. Bei Jacobi insbesondere fiel erschwerend in die Wagschale, dass er als treuer Klotzianer galt.[6]) Sein Briefwechsel mit Gleim zwar wurde in der „Allg. d. Bibl.“ von einem nachsichtigen Kritiker (Buschmann) glimpflich behandelt, wenngleich dieser den Missbrauch des Amor-Motivs und die ermüdenden Tändeleien rügt (X, 1. S. 189 ff.). Auch die von Mendelssohn-Nicolai herrührende Besprechung der „Winterreise“ (XI, 2. S. 16 ff.), welch letztere, im Gegensatze zu dem Sterneschen Vorbilde, eine „phantasierliche Reise“ genannt wird, —

[1]) „Briefe von und an Klopstock“, ed. Lappenberg (1867). S. 209.

[2]) „Briefe an Joh. Heinr. Merck“ u. s. w., ed. Wagner (1835). S. 30.

[3]) Br. an Mendelssohn v. 9. I. 1771. (Werke XX, 1. S. 400.)

[4]) Br. an Kestner vom März 1774. Weim. Ausg. II, S. 150.

[5]) S. „Allg. d. Bibl.“ XVI, 1. S. 110.

[6]) J. war allerdings mit Klotz befreundet gewesen und hatte auch an dessen „Bibliothek“ mitgearbeitet, ohne aber an seinen Intriguen teilzunehmen. Allmählich zog er sich dann von Klotz zurück, vermied es jedoch, in ein feindliches Verhältnis zu ihm zu treten. Vgl. Martin, „Ungedr. Briefe von u. an Joh. Gg. Jacobi“ (1874. QF. II), S. 11 u. 56; ferner: Martin, „Über Joh. Gg. Jacobi“. ZfdA. N. F. VIII, S. 325.

„denn sie ergötzet mehr durch Phantasey, als durch die Wärme der Empfindungen“ — entbehrt ebensowenig wie Eschenburgs Recension der „Sämtlichen Werke“ (XVI, 1. S. 103 ff.) eines gewissen wohlwollenden Zuges. Aus einer schärferen Tonart geht Ebelings Kritik der „Sommerreise“ (XIII, 1. S. 261 ff.), wobei hauptsächlich der Unterschied zwischen Sternes und Jacobis Art erörtert, und letztere als ein „kaltes widriges Getändel“ bezeichnet wird. Am absprechendsten und zugleich am interessantesten, weil von Nicolai selbst stammend, ist eine Recension verschiedener Einzelschriften Jacobis (XI, 2. S. 169 ff.), die wir als Vorläuferin der Romankarikatur zu betrachten haben. Dem „kleinen Liederdichter“, dem „sanften süssen Jacobi“ werden da seine „allzukindischen“ Tändeleien und Empfindeleien in einem ziemlich gereizten Tone vorgerechnet, und der Groll gegen die Klotzsche Clique bricht durch in einem höhnischen Seitenblicke auf die „freundliche deutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften, nebst den verschiedenen freundlichst-verbundenen Zeitungen, die itzt schon tanzen, wenn Hr. J. kaum pfeift.“

Die Satire auf Jacobi ist in unserem Romane die am sorgfältigsten ausgeführte und in gewissem Sinne die vollständigste: denn sie zielt nicht nur, wie die theologischen Satiren, auf die „Meinungen“, also gewissermassen auf den öffentlichen Charakter der karikierten Persönlichkeit, sondern überhaupt auf ihr gesamtes, auch äusserliches und körperliches Wesen und auf ihre privaten Besonderheiten. Dasselbe trifft, wenn auch in minderem Grade, bei der später zu besprechenden Karikatur Riedels zu, und in Bezug auf diese beiden Objekte erscheint es uns doch nicht sehr glaubhaft, wenn Nicolai behauptet, dass sich derartige „individuelle Züge“, die noch von der ersten Anlage des Plans herrührten, wider seinen Willen eingeschlichen hätten, und dass er weit davon entfernt sei, jemand persönlich charakterisieren zu wollen.[1])

[1]) Vgl. die Anm. 2 auf S. 71.

Die Karikatur Jacobis, der für den süsslichen Säugling Modell stehen musste, enthält also erstens einige Züge aus dem Lebens- und Bildungsgange des Dichters; zweitens eine charakteristische Schilderung seiner äusseren Persönlichkeit; sodann eine boshafte Zeichnung seiner allgemeinen Geistes- und Gemütsanlage; ferner, eng damit verbunden, einen Umriss seines poetischen Charakters; und endlich deutliche Anspielungen auf einzelne seiner Dichtungen.

Jacobi hatte — ähnlich wie Säugling — zwei Jahre (1758—1760) in Göttingen studiert, den Winter 1760/61 bei seinem Oheim in Celle verbracht und war um Ostern nach der Universität Helmstädt abgegangen. (Vgl. hiermit I, 185 f.) — Auch Jacobi hatte, schon in Göttingen, mit besonderer Liebe die schönen Wissenschaften und die neueren Sprachen, besonders das Italienische, Englische und Spanische, studiert, die alten Sprachen dagegen, sowie die Wolfische Philosophie und sein Fachstudium vernachlässigt.[1]) (Vgl. I, 186). — Auch Jacobi besass, wie sein Nachbild, einen schwächlichen und weichlichen Körper;[2]) auch er verwendete, selbst noch im hohen Alter, die grösste Sorgfalt auf seinen Anzug,[3]) gerade wie Säugling, der auch „beständig geputzt, geschniegelt und auf vier Nadeln gezogen war“ (S. 187). — Die hervorstechenden Züge, aus denen sich der Charakter Säuglings zusammensetzt, sind: Empfindungsseligkeit, Gutherzigkeit und völlige Abhängigkeit von den Frauen. Vergleichen wir die einzelnen Linien dieser Zeichnung mit dem Vorbilde. Nicolai kann sich nicht genug thun, besonders die erstgenannte Eigenschaft, mit geradezu übertriebener Häufung der analogen Bezeichnungen, zu betonen. Er erzählt uns immer wieder von Säuglings — schon der Name ist so boshaft bezeichnend! — „breiweicher Seele“, die „in sanften Empfindungen zerfliesst“,

---

[1]) S. (Ittner), „Leben Joh. Georg Jacobi's“ (1822) S. 25 ff.
[2]) Ebd. S. 16 u. 129.
[3]) Ebd. S. 139.

von seinen „lieblichen Empfindungen“, seinen „zuckersüssen Empfindungen“, seinem „schmachtenden Charakter“, seiner „zerschmelzenden Zärtlichkeit“ u. dgl. m. Ein Blick in den Briefwechsel zwischen Gleim und Jacobi genügt, um diese Schilderung gerechtfertigt zu finden. In den mehrfachen Hinweisen auf Säuglings „gutes Herz“ (I, 190; II, 154. 159; III, 89) liegt eine besondere satirische Spitze. Schon in der Vorrede zum „Nothanker“ (S. 11) hatte der Verfasser die ironische Befürchtung ausgesprochen, man könnte ihm „in einer Recension beweisen, dass er kein gutes Herz habe, sondern ein hämischer und boshafter Mensch sey“. Diese Anspielungen gründen sich auf folgende Thatsache. Gleim hatte in einem Briefe an Jacobi [1]) Boileau ein „gutes Herz“ abgesprochen und ihm Bosheit vorgeworfen, weil er ein „niedliches Liedgen“ von Quinault getadelt hatte. „Die Nachwelt hasst den boshaften zornigen Critikus und liebt den sanften gütigen Dichter.“ Gleim übersetzte das „niedliche Liedgen“ und sandte es Jacobi mit der Frage: „Könnt ich wohl ein böses Herz damit besänftigen?“ — „Was meint man aber wohl“, sagt Nicolai,[2]) „was der sanfte süsse Jacobi auf den seltsamen Brief seines Freundes antwortet. Man höre an: ‚Ob Sie mit dem nachgeahmten Liedgen des Quinault ein böses Herz besänftigen könnten? In Wahrheit, mein Liebster, mehr als ein Ungeheuer müsste derjenige sein, den es unempfindlich liess‘“ u. s. w. — Säuglings bei verschiedenen Gelegenheiten (I, 204; III, 87) sich bethätigende Barmherzigkeit gegen die Armut entspricht gleichfalls völlig dem Charakter Jacobis. Empfindungen und Thaten mildherziger Menschenfreundlichkeit schildert seine „Sommerreise“; der Inhalt des Kapitels „Das Vermächtnis“ beruht auf einem thatsächlichen Erlebnisse.[3]) — In der Episode (III, 87), wo Säugling dem

[1]) S. „Allg. d. Bibl.“ XI, 2. S. 177.

[2]) Ebd. S. 179.

[3]) „Sämtliche Werke“ II (1770), S. 129 ff. — Vgl. Scherer, „Über Joh. Gg. Jacobi“. ZfdA. N. F. VIII, S. 337 f.

das Dorfheck öffnenden Sebaldus eine reichliche Gabe spendet, lässt es der Verfasser unentschieden, ob Säugling das Almosen „der Armuth oder der schönen Scene oder dem Lorenzokopfe gegeben habe“. Hierin liegt eine ironische Anspielung auf den von Jacobi eingeführten empfindsamen Lorenzo-Kultus.[1]) — Säuglings eignes weichliches Empfinden steht in enger Verbindung mit seiner Abhängigkeit von den Frauen. Der beständige zärtliche Umgang mit diesen war ihm Bedürfnis und Glücksbedingung. Nächst dem Wohlgefallen an seiner „eignen kleinen Person“ war es „sein hauptsächlichstes Augenmerk, dem Frauenzimmer zu gefallen“ (I, 187). Erhielt er aus schönem Munde ein Lob seiner Gedichte, so „hatte er ein vergnügtes Tagewerk. gehabt“ (S. 188). Denn „die lebhafteste Empfindung in seiner Seele war immer die Begierde, seine Gedichte und besonders vom Frauenzimmer gelobt zu sehen“ (S. 190). Offenbar passen auch diese Züge genau auf Jacobi, dessen ganze Dichtung ja einerseits von zärtlich-spielender, aber sittenreiner Liebe zum Weibe inspiriert und andrerseits auf empfindsame weibliche Seelen berechnet ist. und der es deshalb oft schmerzlich empfindet, dass die Hallenser Mädchen so wenig Empfänglichkeit für Poesie zeigen.[2]) Freilich beruht die Liebesdichtung Jacobis meistens nicht auf realen Erlebnissen, sondern sie ist entweder abstraktes Getändel mit Amor und den Liebesgöttern, mit Grazien, Satyrn und Nymphen, oder, wenn er ein bestimmtes weibliches Objekt besingt, so hat er, „dem Zeuxis gleich“. aus vielen Schönheiten sich eine zusammengesetzt, aus realen Einzelheiten sich ein Ideal komponiert.[3]) „Ach, dem Amor und allen Grazien sei es geklagt! Wenn ich mir nicht selbst meine Mädchen bildete; welche von unseren

[1]) S. Jacobi, Werke, I (1770), S. 31 ff.

[2]) Vgl. „Briefe von den Herren Gleim u. Jacobi“ (1768), S. 7, 36, 103, 120, 143.

[3]) Ebd. S. 141 ff.

Schönen würd' es über sich nehmen, mich zu begeistern?“ [1]) So ist Nicolais Spott, dass der Umgang mit Frauen ihm das Öl für seine zärtlichen Phantasien liefere (vgl. III, 119), treffend und berechtigt.

Es steht also fest, dass der eitle, nach dem Beifalle der Damen lüsterne junge Dichter im „Nothanker“ von Jacobi abgenommen ist. Aber ich vermute doch, dass Nicolai noch eine andere Persönlichkeit dabei als Muster vorschwebte. In den von Göckingk aus Nicolais Nachlass veröffentlichten „einzelnen Ideen“ [2]) findet sich die Bemerkung, dass ihm der Berliner Dichter Joh. Wilh. Bernh. von Hymmen (gest. 1787) stets als wirksame Roman- oder Komödienfigur erschienen sei. Nicolai begründet diese Ansicht durch eine Charakterskizze des Genannten, die auf einige an Säugling gemahnende Züge: Gutmütigkeit, Liebenswürdigkeit, unschuldige kleine Schwachheiten u. s. w. hinweist und mit den Worten schliesst: „Er liebte alle hübsche Frauenzimmer, und wenn besonders ein solches seine Verse anhören wollte, so war er ganz glücklich.“ Auch Hymmen gehörte also in das „Geschlecht der Säuglinge“. —

Aus dem oben entworfenen Bilde der ganzen Persönlichkeit Säugling-Jacobis tritt der Umriss seines poetischen Charakters, dessen Hauptzüge gedankenarme, süssliche Anakreontik und weichliche Empfindsamkeit sind, von selbst hervor. Es erübrigt nun noch, die einzelnen Beziehungen der Satire auf Jacobis Dichtungen festzustellen.

Dieselbe ästhetische Grundstimmung, die Jacobi in Gegensatz bringt zu der Klopstockschen Richtung, lässt auch Säugling (II, 171 f.) seine „kleinen Dingerchen“ [3]) verteidigen gegen die „grossen Verse, welche man auf einem

[1]) „Briefe“ u. s. w., S. 36.

[2]) A. a. O., S. 126 ff.

[3]) „Allerliebste Dingerchen“ nennt Gleim (a. a. O., S. 5) die Gedichte Jacobis, wie überhaupt fast in jedem Briefe von den „Liederchen“ die Rede ist.

grossen Amboss schmiedet". So fragt der Cyklope in Jacobis „Gespräch": [1])

„Hörst du wohl von meinem Hammer
Den entfernten Wiederhall?"

Und der Hirte antwortet darauf:

„Mächtig dröhnt er! aber Jammer!
Vor dem Hammer
Hörst du keine Nachtigall."

Und wenn Säugling fortfährt: „Ihr (der grossen Verse) Donner störet unsre Ruh. So grosser Lerm wozu? wozu?" so denken wir an das Gedicht „Die Auferstehung", [2]) wo die „schwer wie der Donner" daherrollenden Harfenklänge der Barden von der sanftgestimmten, dem Frieden der Seligkeit ertönenden Leier Jacobis abgelöst werden. Die Klopstocksche Schule hat der Verfasser im Auge, wenn er die Gräfin ironisch von den „grossen mächtigen Hexametern" sprechen lässt, die Säugling künftig anstatt der kleinen tändelnden Liederchen schmieden wolle (II, 173). Neben diesen hier berührten Gegensätzen aber verstattet der Autor auch seinem eigensten Geschmack das Wort: „Schreiben Sie mir," sagt die Gräfin zu Säugling (S. 172), „eine gute derbe Prose, so für den gesunden Menschenverstand, ohne Niedlichkeit."

Wie Jacobi sich von dem modernen Kopfputz der Damen, Obeliske genannt, zu seinen zärtlichen Phantasien anregen lässt und ihn für eine neue Kriegslist der Amoretten erklärt, die sich stets in dem Anzuge der Schönen verbergen, um ihre Pfeile unsichtbar abdrücken zu können; [3]) wie er die kleinen Netze, die die „Halberstädtischen Nymphen" stricken, „um sie auf dem schönen Busen aufzustellen", als Fallstricke für Amoretten betrachtet: [4]) so bewunderte auch

[1]) Werke III (1774), S. 287.
[2]) Ebd., S. 240 ff.
[3]) „Briefe" u. s. w., S. 273 ff.
[4]) Ebd. S. 245.

Säugling die Arbeit einer Dame, mit der sie eben beschäftigt war, „lobte ihr wohl gestecktes *Demi-ajusté* und sagte ihr über einen *Assassin* tausend artige Sachen .... Er sagte ihr mit sanftlispelnder Stimme, er sehe die kleinen Amorn und Amoretten auf ihrem *Postillion* auf- und niedersteigen und sich unter den Falten ihrer *Respectueuse*[1]) verbergen, oder andere dergleichen niedliche Imaginatiönchen“ (I, 187 f.)

Säuglings „viele Gedichte an Phillis und Doris“ (I, 187) erinnern an die von Jacobi gepflegte Schäferpoesie. In denselben Bereich gehört es, wenn Säugling, wie auch bei Jacobi häufig zu lesen, den Wäldern und Fluren (I, 189), dem Echo und den murmelnden Bächen (II, 149) sein Leiden klagt. Die Scene, in der Säugling sich mit einem der kleinen, aber süss duftenden Veilchen, Mariane aber mit der Sonne vergleicht, die jene aus der Erde hervorlocke (I, 214), ruft die überaus häufige Verwendung des Veilchens in Jacobis Poesie ins Gedächtnis. Bei Säuglings „mythologisch-historischem Schäferspiele“, dessen Schauplatz die Elysäischen Felder sind (I, 194 f.), denken wir an Jacobis „Elysium“. Mit der „Heroide unter dem Namen des Leander an die Hero“ (I, 219, 225) spielt Nicolai vermutlich auf Jacobis prosaisches Gedicht „Leander und Seline“ an. Wie Säugling fleissig „an Sie“ gerichtete Lieder verfasst (II, 148), so sind auch zahlreiche Gedichte Jacobis „An Belinden“, „An Selinen“, „An Themiren“, „An Philaiden“ u. s. w. überschrieben. Säuglings Lieblingslieder „Über die Freuden des Lebens“ (III, 121) entsprechen einem Grundzuge der Jacobischen Dichtung: der Freude an heiterem, unschuldigem Lebensgenusse. So singt er z. B.:

„Mir aber gab der Himmel nur
Ein Herz voll zärtlicher Gefühle,
Dem auch die allerkleinsten Spiele
Der jungen Freude heilig sind. . . .“[2])

---

[1]) *Demi-ajusté* — ein Kopfputz; ***Assassin*** — ein Schönpflästerchen; *Postillon* — Brustschleife; *Respectueuse* — eine durchsichtige Busenhülle.

[2]) „Briefe“ u. s. w., S. 336 f. — „Bey allen Freuden dieser Welt“

Mit dem Liede, worin Säugling „der Liebe ganz und gar entsagte“ (II, 149), zielt Nicolai auf Jacobis „Abschied an Amor“, mit Säuglings „geistlichen Liedern“ (III, 118) auf Jacobis, 1772 im Einzeldruck erschienene „Kantate am Charfreytage“. Der an mehreren Stellen (III, 86, 125, 160) erwähnte „empfindsame Roman“ bezieht sich auf Jacobis „Winterreise“ und „Sommerreise“. Auf den französischen Geschmack Jacobis wird II, 173, auf die Übersetzung seiner Dichtungen ins Französische I, 192 angespielt. [1]) Und wenn schliesslich Nicolai von der „Wollust der Autorempfängniss“ spricht, in der Säugling im Walde dahinwandelte (III, 125), so denkt er vielleicht dabei an die Stelle in Jacobis Briefwechsel mit Gleim (S. 133), wo jener erzählt, die Erfindung mache ihm bei seinen Gedichten das grösste Vergnügen, und er freue sich, eine Idee aus der andern zu entwickeln und neue Bilder hervorkommen zu sehen.

Säugling ist glücklicher als Jacobi: was dieser, trotz seinem Kultus des Liebesgottes, immer vergeblich suchte, ein für seine zarten Gefühle, für seine empfindsame Dichtung dauernd empfängliches weibliches Herz, das findet Säugling in Marianen. Sie könnte als Typus des schöngeistig-sentimentalen „Frauenzimmers“ jener Epoche erscheinen. Sie ist gemeinsam mit Säugling die Trägerin jener „Empfindsamkeit“, die Nicolai verhöhnt.

Bekanntlich entfloh Mariane aus dem Hause des jungen Obersten und fand nach langem Umherirren Unterkunft in einem westfälischen Bauernhause. Den Besitzer des letzteren, einen wackeren ehemaligen Soldaten, schildert der Verfasser als einen Mann von „ungekünstelter Aufrichtigkeit“ und echten Bauern, der, wenn's not thut, dem schuftigen Rambold mit seinem Hebebaume entschlossen zu Leibe geht, und setzt somit diese durchaus nicht unsympathische, aber rea-

---

schwört J. in einem Brief an Raspe (Weimar. Jahrb. III. 1855. S. 72.)

[1]) Vgl. „Allg. d. Bibl.“ XVI, 2. S. 633.

listisch aufgefasste Episodenfigur, wie ich vermute, in bewussten Gegensatz zu Jacobis empfindsamem westfälischen Bauern, der in tiefste Trauer versunken war, weil sein Sohn einen Baum abgehauen, auf dem eine Nachtigall ihr Nest hatte.[1]) Der längere Aufenthalt in dem Bauernhause, das Mariane anfänglich im Lichte arkadischer Poesie erblickt hatte, lehrt sie zuerst ihren romantischen Neigungen, ihren „kleinen empfindsamen Schwärmeleyen“ entsagen (III, 107). Noch grössere Fortschritte in der Verständigkeit aber machte sie, als sie in die „wichtigen Verhältnisse des wirklichen Lebens“, d. h. als sie in die Ehe trat. „Ihre süssen empfindsamen Phantasien ersetzte ihr wirkliche Liebe, ihre unbestimmten Aussichten auf überschwengliche himmlische Seligkeiten gemässigtes, aber wahres Wohlbefinden.“ Sie wurde eine treffliche Hausfrau, und sie empfand nunmehr, „wie weit sentimentales Gefühl, im wirklichen Leben thätig angewendet, das leichte Geschwätz davon überwieget“ (III, 159). Säugling, „immer gewohnt, dem Frauenzimmer zu folgen“, entsagte gleichfalls seinen „zierlichen Gesinnungen“ und sogar seinen Gedichten, wurde ein tüchtiger Landwirt und schrieb statt seines empfindsamen Romans eine Abhandlung vom Bau der Kartoffeln (S. 160). So muss im Nicolaischen Romane die Empfindsamkeit das Feld räumen, und der „gesunde Menschenverstand“ bleibt unbestrittener Sieger. —

Waren bei der Satire auf Jacobi die sachlichen Beweggründe überwiegend, so treten andrerseits bei der Satire auf Riedel die Motive persönlicher Natur in den Vordergrund. Riedel hatte in den Glanzzeiten Klotzens zu dessen eifrigsten Anhängern gehört, als Mitbegründer der Halleschen „Deutschen Bibliothek“, Herausgeber der Erfurter und Korrespondent der Jenaischen Gelehrten Zeitung tapfer auf die „Nicolaiten“ eingehauen und wurde auch als einer der hervorragendsten Mitarbeiter an der „Bibliothek der

[1]) „Die Winterreise“. Werke II, S. 21 f.

elenden Scribenten“ (1768/69) und an den „Scurrilischen Briefen“ (1769) betrachtet. Besonders über den durch letztere ausgeübten „unerhörten Frevel“, diese „Niederträchtigkeit“ und „pöbelhafte Hohnneckerey“ war Nicolai aufs tiefste entrüstet,[1]) und die „Allg. d. Bibl.“, die Riedels „Theorie der schönen Künste und Wissenschaften“ (1768) noch mit Schonung behandelt hatte,[2]) war von nun ab unnachsichtig gegen die litterarischen Blössen des verhassten Klotzianers.[3]) Auch in privaten Urteilen über Riedel gab Nicolai seinem Unmut Ausdruck, so in einem Briefe an Gebler vom 10. März 1773.[4]) Riedel, seit 1771 in Wien, erfuhr von dieser Äusserung; aber, trotz seiner Verstimmung darüber und trotz den ihm bereits bekannten Anspielungen auf seine Person im ersten Bande des „Sebaldus Nothanker“, machte er den Versuch, sich mit Nicolai auszusöhnen.[5]) Aber letzterer erwies sich als unerbittlich und benützte die Gelegenheit, die alte Rechnung gründlich ins Reine zu bringen.[6]) Auch Riedels Rechtfertigungsbrief[7]) blieb ohne Eindruck, und die folgenden Bände des „Nothanker“ brachten verschärfte Angriffe.

Vermutlich war Riedel auch in der von Nicolai ursprünglich beabsichtigten Satire auf Klotz keine unbedeutende Rolle zugedacht; aber auch in dem neuen Plane des Werkes ist dieser Persönlichkeit ein hinreichend grosser Spielraum vorbehalten, um die tiefgewurzelte Abneigung des Verfassers gegen sie erkennen zu lassen. Während in der Satire auf Jacobi durch den beissenden Hohn auf seine

---

[1]) S. „Allg. d. Bibl.“ X, 2. S. 128.

[2]) Bd. IX, 1. S. 300 ff.

[3]) S. Bd. XI, 2. S. 55 ff. u. Bd. XXVI, 2. S. 459.

[4]) Werner a. a. O., S. 41; vgl. S. 49 f.

[5]) Brief v. 22. IX. 1773 (in Nicolais Nachl.). Der eigentliche Zweck Riedels war, durch Nicolais Vermittlung Subskribenten auf die von ihm geplante neue Ausgabe der Winckelmannschen Kunstgeschichte zu gewinnen.

[6]) Brief v. 22. XI. 1773 (Kopie in Nicolais Nachl.)

[7]) Vom 3. I. 1774 (ebd.).

Schwächen die Achtung für die Integrität seines Charakters für die Güte und Liebenswürdigkeit seines Herzens erfreulich hindurchschimmert, werden bei Riedel gerade die unangenehmen und verächtlichen Seiten seines persönlichen Wesens aufs schärfste herausgehoben. Sein Nachbild im „Nothanker" erscheint als ein unehrenhafter, ausschweifender, intriganter Mensch.

Ähnlich wie bei Jacobi unterscheiden wir als Bestandteile der Satire auf Riedel: erstens einzelne Beziehungen auf die Lebensgeschichte; ferner die Kennzeichnung der Persönlichkeit im allgemeinen, sowie des litterarischen Charakters; und endlich die Anspielungen auf einzelne Schriften.

Riedel wird im „Nothanker" unter zwei Namen persifliert: zuerst als Sebaldus' Sohn und später als Rambold. Die Identität beider Personen stellt sich am Schlusse des Romans heraus.

Wie Riedel in Leipzig studiert, die Philosophie als Fachstudium betrieben und ein lockeres Leben geführt hatte, so bezog auch der junge Nothanker eine „berühmte Universität", machte „Profession" von der Philosophie, in der er einst grosse Veränderungen vorzunehmen gedachte, studierte aber „nicht allein in den Collegien, sondern auch in den Caffehäusern, bey den Jungemägden, in den Dorfschenken, und überhaupt cavaliermässig in der grossen Welt" (I, 16; vgl. auch I, 33 und II, 164). Und wie Riedel durch Klotzens Protektion Professor in Erfurt geworden war und neben seinen Fachstudien sich einer eifrigen journalistischen Thätigkeit hingab, so hat sich auch Nothanker, der Sohn, *alias* Rambold, „in den Kopf gesetzt, Professor der praktischen Philosophie oder der schönen Wissenschaften auf irgend einer Universität zu werden, weil er sich einbildet, in diesen Wissenschaften wichtige Entdeckungen gemacht zu haben" (III, 165); und auch er ist „in Nebenstunden beflissen, Abhandlungen und Recensionen in verschiedene Journale und Zeitungen einzusenden" (III, 166) und ist „voll von

Anekdoten und Journalhistörchen" (II, 180). Auf Riedels liederliches Leben, besonders in Erfurt, und auf das dortige Cliquenwesen, das er gemeinsam mit Bahrdt im Klotzischen Sinne beherrschte, bezieht sich die Stelle (I, 220): „Er war ein witziger Kopf, der in den verschiedenen Stationen seines Lebens die Seele aller Cotterien, Schmäuse und Trinkgesellschaften gewesen war." Das II, 164 entworfene allgemeine Charakterbild Rambolds stimmt mit Riedels Persönlichkeit so ziemlich überein; jedenfalls entspricht es genau der letzteren in Nicolais Auffassung und lehnt sich eng, oft wörtlich, an Urteile der „Allg. d. Bibl." an. Wenn hier im „Nothanker" von der „Selbstgenügsamkeit eines Gecken", von Rambolds Oberflächlichkeit und Eigendünkel, von seinem Widerspruchsgeist und der Sucht, „jedermann zu hohnnecken", die Rede ist, so erscheinen in dieser Schilderung Riedels persönliche und litterarische Eigenschaften verquickt. Dieses Bild wird im weiteren Verlaufe der Erzählung durch einzelne Züge ergänzt und verschärft. Namentlich wird auf Rambolds Spottsucht immer wieder hingewiesen, auf seine niedrig-selbstsüchtige Gesinnung, seine Intriguen und sein Strebertum, das in den Mitteln nicht wählerisch ist. Diese hässlichen Charaktereigenschaften Rambolds aber basieren auf seiner Philosophie, in der es ein ausgemachter Satz war, dass Wahrheit sowohl als Schönheit und Tugend nur relative Begriffe wären (II, 165). Wir erblicken in dieser Stelle eine Anspielung auf Riedels Schönheits-Theorie, die er u. a. auch in den Briefen „Über das Publicum" (1768) aufgestellt und verfochten hatte. Er führt darin aus, dass der gute Geschmack, und infolgedessen auch die Begriffe von Schönheit und Hässlichkeit veränderlich seien (a. a. O., S. 32). Die Schönheit sei keine innere Eigenschaft der Dinge, sondern vielmehr eine Beschaffenheit des Gefühls (S. 37); sie sei bloss subjektivischer Natur (S. 45). Auf ähnliche Weise wie der Begriff des Schönen und Hässlichen entstehe in uns der Begriff des Guten und Bösen (S. 38). Anders aber verhalte es sich mit dem Be-

griffe der Wahrheit. „Wenn ich etwas mit Grunde wahr nennen will, so muss es wirklich auch ausser meiner Idee sich so verhalten, wie ich es mir vorstelle“ (S. 44). In Bezug auf den Begriff der Wahrheit also ist Nicolais Anspielung nicht gerechtfertigt. Riedels Theorie von der Schönheit wurde schon von der „Allg. d. Bibl.“ (XI, 2. S. 59 ff.) entschieden zurückgewiesen. Im „Nothanker“ protestiert Nicolai noch an einer andern Stelle (III, 167) dagegen, dass „verstandloses Gefühl über philosophische Wahrheit entscheiden, und verwirrtes Träumen einer angebrannten Einbildungskraft der höchste Schwung der Dichterey seyn soll“. Überhaupt zielt Nicolais Polemik gegen Riedel als Schriftsteller vorzüglich gegen die erwähnten Briefe „Über das Publicum“, die an Weisse, Mendelssohn, Kästner, Nicolai u. a. gerichtet waren. Darauf vor allem beziehen wir den Vorwurf (III, 166), dass Rambold „verdiente Männer mit naseweisem Geschnatter, fein superklug, über die ersten Gründe der Kunst oder Wissenschaft, in der sie vorzüglich gross sind“, belehren wolle. Möglicherweise hat Nicolai auch Riedels Laokoon-Kritik [1]) dabei im Auge.

In dem an Kästner gerichteten Briefe (a. a. O., S. 139 ff.) versucht Riedel, die „Skizze von einer Geschichte der Kritik und Dichtkunst unter den Deutschen“ zu geben. Er verfolgt die Schicksale der deutschen Litteratur von den vermeintlichen Bardengesängen bis zu den jüngsten Tagen und erörtert besonders die „glückliche Umbildung des Geschmacks“, an der die Schweizer, Gottsched und die Berliner gleichen Anteil hätten. Bodmer sei der erste Kunstrichter Deutschlands gewesen; Gottsched selbst habe das Genie gefehlt, aber er habe es erweckt (S. 156). „Die Verfasser der Litteraturbriefe machten, dass Gottsched mit Bodmern vergessen wurde; sie allein führten den Scepter, und die übrigen Kunstrichter wurden entweder verlacht, oder sie beteten

[1]) „Philosoph. Bibliothek“, herausg. v. Riedel (1769). I, 2. St. S. 1 ff., 3. St. S. 39 ff.

ganz andächtig die Aussprüche nach, welche ihre Befehlshaber diktierten“ (S. 169). Diese Erörterungen bilden die Grundlage für Rambolds „lange Geschichte von der Regierung Königs Joh. Christoph, des Dummen, und Königs Joh. Jakob, des Klugen, und von ihren Streiten um die Monarchie, und von ihren Schlachten“ etc. Und weiterhin erzählt Rambold, wie „der Geist der Freyheit erwacht sey unter dem Volke, und entstanden seyn Demagogen, die Litteraturbriefsteller, die laut gerufen, das ganze Volk habe gleiches Recht, seine Meinung zu sagen über alle Vorfälle; und wie man die Demagogen im Verdacht gehabt habe, dass sie wollten Könige werden und Ephoren der Könige; und wie diese schwachen Köpfe nicht daran gedacht, sondern ihre Hanthierung getrieben hätten, und wären gar nicht mehr gekommen ins Forum;[1]) und wie da gar keine Zucht und Ordnung sey gewesen unter der Menge“.[2]) — Auf eigene Rechnung macht sich dann Nicolai über die Bardendichter, den Hainbund und Klopstocks eben erschienene „Deutsche Gelehrtenrepublik“ lustig, wenn er Rambold weitererzählen lässt, es hätten sich da „weise und erlauchte Männer zusammengethan, und hätten festgesetzt, dem Volke sey es nützlich, wenn es beherrscht würde. Hätten ausgemacht, dass stattliche und ernsthafte Männer sollten am Regimente seyn, sollten umthun lange Feyerkleider und aufsetzen grüne Eichenkränze, sollten sitzen auf breiten Stühlen, und sollte ihnen jedermann tiefe Reverenze machen, und desgleichen mehr“ .... Schliesslich spielt Nicolai wiederum auf Riedels Strebertum und Cliquenfreundschaften an, wenn er Rambold die Hoffnung aussprechen lässt, „wegen seiner weitläufigen Verbindung mit vielen Zunftmeistern und Ausrufern ein ansehnliches Ehrenamt (in der Gelehrtenrepublik) davon zu tragen“ (II, 180 f.).

[1]) Anspielung auf das Eingehen der „Litteraturbriefe“, oder auf Lessings Fahnenflucht?

[2]) Vgl. Wielands Vorrede zum 1. Bande des „Deutschen Merkur“ (1773), S. XIII f.

Auf Riedels 1765 erschienene „Sieben Satyren“ weist der Verfasser I, 16 hin. Mit Beziehung auf Riedels „Theorie der schönen Künste und Wissenschaften“ wird II, 281 „Rambolds ästhetisches Lehrbuch“ erwähnt. Wie Riedel sich sowohl in seiner „Theorie“, als in den Briefen „Über das Publicum“ öfter auf Longinus und Homes „Grundsätze der Kritik“ beruft, so war auch der junge Nothanker „in der philosophischen Kritik so stark, dass er den Longin und Home immer beym dritten Worte citirte“ (I, 16). Ähnlich verhält es sich mit Hobbes, den Riedel gerne anführte, und dessen Idee von dem „*bellum omnium contra omnes*“ er auch auf litterarische Parteiungen anwandte.[1]) Darauf bezieht sich Nicolais Protest, dass „eine bestimmte Nothwendigkeit für den Grund der Moral, oder ein hobbesischer Krieg aller gegen alle für den Grund des Rechts der Natur gelten soll“ (III, 167). — Die wesentlichsten schriftstellerischen Eigentümlichkeiten Rambold-Riedels, die wir grösstenteils schon im einzelnen besprochen haben, werden schliesslich dann zu einem nicht eben schmeichelhaften litterarischen Charakterbilde zusammengesetzt (III, 166 f.). —

Beiläufig sei noch erwähnt, dass Nicolai sowohl in der Satire auf Riedel (I, 16), als in der auf Jacobi (II, 148) einen spöttischen Seitenblick auf die „Deutschen Gesellschaften“ wirft. Das Unwesen dieser Vereinigungen, deren Mitglieder durch gegenseitige Lobhudelei ihren Dichterruhm zu begründen suchten, machte sich an fast allen Universitäten und anderwärts breit. Nicolai hatte sich mit ihnen eingehend schon im 12. „Briefe über den itzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland“,[2]) ferner gelegentlich im 299. Litteraturbrief[3]) beschäftigt und den 2. Teil des „Vademecum für lustige

[1]) „Über das Publicum“, S. 166 u. 206.

[2]) Berliner Neudrucke. 3. Ser. 2. Bd., ed. Ellinger, S. 94 ff.

[3]) XX, S. 73 f. — Vgl. auch den 152. Litteraturbr. (IX, S. 129 f.), in welchem Abbt diesen Gegenstand berührt.

Leute“ (1766) in satirischer Absicht der „hochlöblichen deutschen Gesellschaft in Bernburg demüthig zugeeignet“.[1]) —

Ausser den sorgfältig durchgearbeiteten Karikaturen von Jacobi und Riedel, mit ihrer Fülle von litterarischen Beziehungen, finden wir im „Sebaldus Nothanker“ auch noch einige flüchtigere satirische Anspielungen auf bestimmte Persönlichkeiten.

Die Charakterzeichnung des Cyriakus Nothanker (II, 261 ff.) passt in den wesentlichsten Zügen auf eine in den siebziger Jahren vielgenannte und vielgeschmähte litterarische Persönlichkeit, auf Christ. Heinr. Schmid, den „Giessner Schmid“, oder „Theorien-Schmid“ (so geheissen nach seiner „Theorie der Poesie“). Wie Cyriakus hatte auch Schmid, als Sohn eines reichen Vaters, auf der Universität sich hauptsächlich, ohne Rücksicht auf Broterwerb, seiner Neigung zum Studium der schönen Künste und Wissenschaften hingegeben und sich zum „Polyhistor und schönen Geist“ herangebildet. Auf Schmids Vielseitigkeit und oberflächliche Vielschreiberei, auf seine Fähigkeit der Anpassung an gegensätzliche Richtungen, welche Eigenschaften auch Goethe zu schneidendem Hohne auf das Molluskenartige und Parasitische in seinem litterarischen Charakter herausforderten,[2]) bezieht sich die Schilderung im „Nothanker“: „Alles wusste Cyriakus, und was er nicht wusste, dünkte er sich zu wissen. Er selbst dachte eben nicht viel, aber wohl wiederholte er, was andere gedacht hatten, so oft, dass er meinte, er habe es selbst gedacht. Er las sehr viel, und ihm gefiel alles, was er las, und was ihm gefiel, wollte er nachmachen. Daher versuchte er alle Schreibarten und schrieb wechselsweise hoch, wie Klopstock, sanft, wie Jacobi, fromm, wie Lavater, weltlich, wie Clodius, tiefdunkel, wie Herder, populär wie Gleim.“ [3]) — Schmid hatte

---

[1]) S. „Allg. d. Bibl.“ IV, 1. S. 300.

[2]) „Dichtung u. Wahrheit.“ III, S. 95 ff.

[3]) Im Concept hatte gestanden: „flach wie Gleim“. Eberhard schreibt darüber an N. am 25. III. 1775: „ . . . statt flach wünschte ich:

in Erfurt zur Klotzischen Clique gehört: auf diesen Punkt ist auch bei ihm, wie bei Jacobi und Riedel, die Feindschaft Nicolais zurückzuführen.[1]) Schmid siedelte 1771, als Professor der Beredsamkeit und Dichtkunst, nach Giessen über und entfaltete dort eine rege kompilatorische und kritische Wirksamkeit, die die „Allg. d. Bibl." mit äusserst geringschätzigen Urteilen begleitete.[2]) Analog wird im „Nothanker" von Cyriakus berichtet, „dass er zuletzt bey einer kleinen gelehrten Republik, auf einer sichern Deutschen Universität, welche ihre Landtage, in Ermanglung eines Eichenhains, in einem Kaffegarten vor dem Thore hielt, als Nasenrümpfer gestanden hat". —

Als Vorbild des den D. Stauzius allmählich aus der Gnade des Fürsten verdrängenden Vicegeneralsuperintendenten, des „schönen Geistes", „welcher, nach neuester Art, in morgenländischen Bildern, und in abgebrochenen Kraftphrasen, bloss für das Gefühl predigte", und sich dabei „vieler Prosopopöien, Fragen und Ausrufungen" bediente (III, 163), erkennen wir Herder.[3]) Dessen kraftvolle poetische Prosa war seit dem Erscheinen der „Ältesten Urkunde" (1774) dem nüchternen Rationalisten ein Dorn im Auge. Nicolais arrogante briefliche Aeusserungen darüber[4]) hatten den Bruch zwischen ihm und Herder ver-

naiv wie Gleim. Alle andere *Predicamente* die sie angeführt, sind zweydeutig; dieses würde also ausser der Tour seyn, und auch würde er das flache nicht . . wollen. Naiv ist eben zweydeutig. Das Gleimsche Naive, das er *affectirt*, ist läppisch . . ." Die 4. Aufl. (III, 202), bringt die Varianten: „pomphaft wie Clodius", „popular wie Sturm" (Christoph Christ. Sturm, Hamburger Hauptpastor, gest. 1786).

[1]) Vgl. Nicolais Br. an Herder v. 4. XI. 1769 (Hoffmann, „Herder's Briefw. mit N." S. 50 f.).

[2]) S. Bd. XVIII, 2. S. 409; XX, 2. S. 582; XXI, 1. S. 191 ff.

[3]) Vgl. auch Erich Schmidt, „Richardson, Rousseau und Goethe" (1875), S. 277 Anm.

[4]) S. Hoffmann, a. a. O., S. 106 ff., u. vgl. Nicolais Brief an Höpfner v. 19. IX. 1776 („Br. aus d. Freundeskr." u. s. w., S. 140 f.)

anlasst. Eingehender und schärfer noch tadelte dessen Stil eine Recension der „Allg. d. Bibl." (XXV, 1. S. 55 ff.). Herders gleichfalls 1774 erschienene Schrift: „An Prediger. Funfzehn Provinzialblätter", mit der Spitze gegen Spaldings kühle Verständigkeit, präcisierte des Verfassers religiösen Standpunkt und verschärfte seinen Gegensatz zu den Rationalisten. Aus diesen Gesichtspunkten ist obige Stelle aufzufassen. —

Die charakteristische Verbindung des Litteraten und des Buchhändlers, des nüchternen, aber doch ideale Zwecke verfolgenden Schriftstellers und des praktischen Geschäftsmannes, in Nicolais Person prägt sich auch in verschiedenen Teilen des „Sebaldus Nothanker" aus. Seine umfassende Bücherkenntnis verleitet den Verfasser zuweilen zu einer geschmacklosen Zusammenstellung religiöser, belletristischer oder sonstiger Schundlitteratur (I, 20, 23, 24, 113 f.; II, 225); seinem bewährten Sachverständnis aber verdanken wir auch interessante, freilich nach seiner Eigenart allzuweit ausgesponnene und daher oft ermüdende Bemerkungen über den deutschen Buchhandel jener Zeit, über Buchmacherei, gelehrtes Handwerk und Übersetzungsfabriken.

Die Zustände des deutschen Buchhandels waren zu Nicolais Zeiten höchst unerfreulich. Es fehlte jenem vor allem die feste und einheitliche Organisation, die Raschheit des Verkehrs und der gesetzliche Schutz gegen unerlaubten Nachdruck. Der Schriftsteller, der von diesen Missständen am schwersten betroffen wurde, suchte sich durch Selbstverlag und Subscription zu helfen. Auf letztere, sehr gebräuchliche Form des Vertriebs wird auch am Schlusse des „Nothanker" angespielt, und der Buchhändler Nicolai behält damit das letzte Wort. Auch Lessing dachte, wie Klopstock, Gerstenberg u. a., an einen durch mehrere hervorragende Schriftsteller gemeinsam ins Werk zu setzenden Selbstverlag. Auf diesem Gedanken beruhte seine geschäftliche Verbindung mit Bode, und einer der leitenden Grundsätze des Unternehmens war, dass nur die Werke der besten

deutschen Schriftsteller gedruckt werden sollten.[1]) Nicolai, der in Gemeinschaft mit Mendelssohn oftmals mündlich, „halb in Scherz, halb in Ernst", mit Lessing über diese Dinge gestritten hatte,[2]) warnte nachdrücklich bei jeder Gelegenheit vor jenem Princip und vertrat die Auffassung, „dass diejenigen Schriftsteller, welche der Gelehrte und der Mann von Geschmack für die besten erkennt, sehr oft für den Buchhändler in Ansehung des Debits nicht die besten sind".[3]) Der Buchhändler werde nicht reich von gelehrten und vernünftigen Büchern, „so wenig als von Städten, wo viel Lektüre herrscht, sondern von dummem Zeuge, das Lessing gar nicht zu Gesichte bekommt, und von dummen Provinzen, wo meines Freundes Lessing's Schriften kein Mensch lesen will".[4]) Diese Gespräche und Korrespondenzen mit Lessing gaben Nicolai, wie er selbst berichtet,[5]) Anlass zu seinen, denselben Gegenstand betreffenden Bemerkungen im „Nothanker". Auch hier behauptet er (I, 112), dass die Buchhandlung nur in rechtem Flore stehe, wenn die Leute sehr dumm seien. Er beruft sich zum Beweise dessen auf die materiellen Erfolge des Buchhandels in den katholischen Provinzen Deutschlands und citiert aus dem ersten Beitrage Lessings „Zur Geschichte und Litteratur"[6]) die Äusserung, „dass die Bauerkalender viel häufiger verkauft würden, als die astronomischen Ephemeriden, aus denen sie gemacht sind" (S. 116). Der Buchhändler könne sich nie nach dem Geschmacke der besten Gelehrten, ja selbst nicht nach seinem eigenen, sondern nur nach dem Geschmacke des grossen Haufens richten, und dieser mache es ihm nur allzuleicht, die guten Schriftsteller beinahe ganz zu entbehren (S. 114). Wenn es aber auch demnach der eigene Vorteil des Buch-

[1]) S. Lessings Werke XX, 1. S. 264 f. (Anm. von Nicolai).
[2]) Ebd. — Vgl. XX, 2. S. 321.
[3]) Ebd. XX, 1. S. 265.
[4]) Ebd. XX, 2. S. 242.
[5]) Ebd. XX, 1. S. 265.
[6]) Vgl. die Anm. 3 auf S. 23.

händlers zu verlangen scheint, „dass die Welt dumm bleibe“ (S. 119), so lässt Nicolai andrerseits in charakteristischer Weise auch den Aufklärer in ihm zu Wort und Recht gelangen (ebd.): „Wenn ich als Kaufmann rede, so muss ich freilich wissen, was eigentlich mein Vortheil ist; aber ich liebe meinen Vortheil nicht so sehr, dass ich ihn mit dem Schaden der ganzen Welt erkaufen wollte. Ich liebe die Aufklärung des menschlichen Geschlechts.“

Unter dem Gesichtspunkte, dass jede menschliche Bestrebung vor allem der Aufklärung dienstbar zu machen sei, betrachtet Nicolai auch die Wissenschaft und die Schriftstellerei im allgemeinen. „Ich kenne keinen höhern Nutzen der Wissenschaften als die Erleuchtung des menschlichen Geschlechts“ (S. 130). In den Dialogen zwischen Sebaldus und dem Leipziger Magister, wie zwischen ersterem und Hieronymus, versucht es Nicolai, Wirklichkeit und Ideal, vorzüglich der gelehrten Schriftstellerei in Deutschland, darzustellen — beides von nicht geringem Interesse: denn, enthält die Schilderung der Wirklichkeit viele treffliche und wahre Beobachtungen eines mitten im litterarischen Leben stehenden, erfahrenen, freilich auch nicht selten durch die Brille autodidaktischen Eigendünkels blickenden Mannes, so erkennen wir andrerseits in dem von ihm skizzierten Wissenschaftsideal die Übereinstimmung mit den leitenden Principien der gesamten Popularphilosophie. Das negative Element ist auch hier wieder das vorwiegende. Was Nicolai gegen das deutsche Gelehrten- und Schriftstellertum überhaupt vorzubringen hat, lässt sich in zwei Worten formulieren: die deutsche Gelehrsamkeit erniedrigt sich einesteils zum Handwerke (I, 90 ff.) und ist andernteils zu exklusiv (S. 126 ff.). Diese Anschauungen werden in realistischer Weise vertreten durch den Magister und Hieronymus; vom idealistischen Standpunkt aus bringt Sebaldus seine äusserst plumpen und ungeschickten Gegenreden vor. Neun Zehnteilen aller Schriftsteller spricht der Magister höhere Zwecke ab (S. 84); das Bücherschreiben ist ein „Gewerbe, worin

jeder den Nutzen so sehr auf seine Seite zu ziehen sucht, als es nur möglich ist“ [1]) (S. 90). Die akademischen Schriftsteller, auf die Nicolai ohnedem schlecht zu sprechen ist, [2]) werden als „Kompendienschreiber“ abgefertigt (S. 92). Von den Buchmacher-Werkstätten erzählt der Verfasser S. 96; besonders angelegentlich aber beschäftigt er sich mit den „Übersetzungsfabriken“.[3])

Das geistige Bedürfnis der Nation wurde um jene Zeit

---

[1]) 25 Jahre später muss Nicolai selbst den öffentlichen Vorwurf der Buchmacherei über sich ergehen lassen. Vgl. Kant, „Über die Buchmacherey“ (1798), S. 17 f., u. Nicolais Verteidigung: „Über meine gelehrte Bildung“ u. s. w., S. 176 ff.

[2]) In Nicolais Nachl. findet sich die folgende Abschrift eines Briefes von ihm an Schlözer in Göttingen (v. 16. XI. 1772): „Ihre Briefe über das Professorleben, würden wenn sie heraus kämen, ein wahres Geschenk für die Nation seyn. Ich warte mit so viel mehrerer Begierde darauf da ich (welches ich im Vertrauen will gesagt haben) schon lange einen Tractat vom Gelehrten Leben entworfen habe, an dessen Ausarbeitung aber, ich wegen anderer Geschäfte noch in einigen Jahren nicht werde denken können. Ich bin sehr neugierig, zu wissen, in wiefern ich mit Ihnen könnte auf einerley Gedanken gekommen seyn. Da über diese Materie unseren Grossen und unseren Gelehrten viele unangenehme aber nöthigen Wahrheiten zu sagen wären, so wünschte ich wohl so einen Vorgänger der so viel Feuer und Talente hat, welcher die Bahn brechen möchte. — Eigentlich habe ich schon seit 18 Jahren über die deutschen Universitäten, sowohl über ihre Verbesserungen, als über ihr Verhältniss zur deutschen Litteratur, viel nachgedacht. Ich war willens darüber ein ausführliches Werk zu schreiben. Das . . . Raisonnement bestärkte mich noch mehr darin. Hernach aber habe ich bedacht, dass ich in ein Wespennest fahren würde, und habe mich also entschlossen, diese Materie fahren zu lassen.“ — Vgl. Nicolais Br. an Abbt v. 28. XI. 1765 (Abbts Werke V, S. 189) u. „Allg. d. Bibl.“ X, 2. S. 157 ff.

[3]) „Übersetzungsfabriken“ (I, 98) und „das fabrikenmässige beym Übersetzen“ (S. 101) in der 1. Aufl.; in den folgenden: „Übersetzungsmanufakturen“ und „das Manufakturmässige“. — Im Vorbericht zu seiner Verdeutschung des „emporgekommenen Landmannes“ von Marivaux (Berlin, 1787 S. XXI, Anm.) giebt W. Ch. S. Mylius über eine andere Übersetzung das Urteil ab: sie sei, „was wir seit Sebaldus Nothanker fabrikmässig nennen.“

zum grossen Teile auf fremde Kosten befriedigt. Die Zahl der Übersetzungen aus fremden Sprachen stellte einen auffallend hohen Procentsatz der jährlich erscheinenden litterarischen Erzeugnisse dar, eine Thatsache, durch welche sich die Unfruchtbarkeit der deutschen Litteratur an Originalprodukten, namentlich auf belletristischem Gebiete, klar dokumentiert. Diese den deutschen Büchermarkt überflutende Menge von Übersetzungen war aber für das geistige Leben der Nation um so bedenklicher, als ihr durchschnittlicher litterarischer Wert im umgekehrten Verhältnisse zu ihrer Zahl stand. Schon in den „Litteraturbriefen“ [1]) hatte Lessing die „Unverschämtheit der gelehrten Tagelöhner“ wiederholt gegeisselt. In gleichem Sinne beseufzt Wieland in seinem „Merkur“ [2]) das „Schicksal der Teutschen“, denen durch die Gewinnsucht der Verleger elende, von den „wohlfeilsten unter den schmierenden Taglöhnern“ hastig verfertigte Übersetzungen „aufgelogen“ werden. Wie sehr dieser Missstand auch Nicolai beunruhigte, ersehen wir aus seinen eingehenden Erörterungen im „Nothanker“ (I, 98 ff.). „Übersetzungsfabriken“ oder „Übersetzungsmanufakturen“ nennt er diese geschäftsmässig organisierten Veranstaltungen zur Übertragung fremdsprachiger Bücher ins Deutsche. Er behauptet (S. 105), dass beinahe die Hälfte der neuen deutschen Bücher Übersetzungen, und mindestens zwei Drittel davon Fabrikarbeit seien. Die Übersetzer werden klassificiert nach den Sprachen, aus welchen sie übertragen (S. 99). Als die schlechteste, aber auch als die gangbarste Ware werden in solchen Fabriken französische Übersetzungen betrachtet (S. 98). Sehr bezeichnend für das Verhalten des Lesepublikums einer derartigen Litteratur gegenüber ist die Äusserung (S. 106): „Kein deutscher Leser wird das Unglück einer neuen Übersetzung machen, so wenig als noch ein deutsches Parterre jemals eine neue übersetzte Komödie ausgepfiffen hat.“

[1]) Vgl. insbesondere den 2.—4. Br.

[2]) Bd. V (1774), S. 346.

Der zweite Hauptfehler der deutschen Wissenschaft ist nach Nicolai ihre Exklusivität. In den hierauf bezüglichen Bemerkungen zeigt er sich so recht als den flachen Aufklärer und Bildungsphilister, der nicht zu den einsamen Höhen der Wissenschaft hinaufklimmen, sondern diese auf das breite Niveau der Popularität herabziehen will. Er beklagt es (S. 121), dass man in Deutschland nicht, wie in Frankreich und England, populär zu schreiben verstände — „sehr selten ist bey uns ein Gelehrter ein *Homme de Lettres*“ — und dass infolgedessen das Amt, für Ungelehrte zu schreiben, den Verfassern der Inseln Felsenburg, den Postillenschreibern und den moralischen Wochenblättern bleibe (S. 122). Er verlangt, dass die gemeinnützigen Wahrheiten fasslich vorgetragen werden, sodass sie allen Arten von Lesern zugänglich seien, und die Wissenschaften sich „in mehrere Stände ausbreiten“ könnten (S. 127, 130). Nicolais Forderung, wiederum auf dem Utilitätsprincip beruhend, läuft also auf die Popularisation, diese „elende Behandlung der Wissenschaften“, wie Fichte sie nennt,[1]) hinaus und steht mit ihrem seichten Bildungs- und Aufklärungszwecke jeder wahren Wissenschaftlichkeit feindlich gegenüber. Aber Nicolai kennt noch eine „höhere Art der Gemeinnützigkeit, die man dadurch erreicht, wenn man nicht allein jede Wissenschaft für sich selbst, sondern auch in Absicht auf alle andere, und alle in Absicht auf die menschliche Gesellschaft betrachtet“ (S. 127). Er hat wohl, wenn er von den „grossen Schriftstellern“ spricht, die „von philosophischen und menschenfreundlichen Absichten belebt, mehrere Wissenschaften zugleich überschauen, und das wahre Verhältniss einer jeden zur allgemeinen Erkenntniss zu bestimmen suchen“ (S. 131), die berühmten Encyklopädien der Engländer und Franzosen im Auge, während er zu den deutschen Schriften dieser Art, deren es nur wenige, wenn auch vortreffliche, gebe,

[1]) „Friedr. Nicolai's Leben und sonderbare Meinungen“ (1801), S. 2.

Werke wie Sulzers „Kurzer Begriff aller Wissenschaften“ (1756)[1]) und ähnliches rechnen mochte. —

Auffallend ist es, dass im „Sebaldus Nothanker“ die neue Pädagogik, deren Bestrebungen die „Allgemeine deutsche Bibliothek“ kräftig unterstützte, nur ganz flüchtig, ja sogar skeptisch, berührt wird. In einer Anmerkung (I, 182) spöttelt der Verfasser über „diese feyerliche Benennung“, welche gebraucht werde, seitdem die Gelehrten die Erziehungskunst in verschiedene Systeme gebracht haben, „deren jedes für sich sehr genau zusammenhängt, nur dass eins dem andern schnurstracks widerspricht“. Mit grösster Achtung erwähnt er dagegen (II, 131) den „verehrungswürdigen menschenfreundlichen Verfasser des Versuchs eines Schulbuchs für Landleute“,[2]) nämlich Friedr. Eberh. v. Rochow, und macht kein Hehl daraus, dass dieser ihm als Vorbild für den wackeren Freund des Herrn F. gedient habe. Es stimmt genau mit der Lebensgeschichte v. Rochows überein, wenn der Verfasser berichtet, dass „dieser edle Mann, nachdem er in allen Feldzügen des letzten Krieges für das Vaterland gefochten und ehrenvolle Wunden erworben hatte“ [3]) sich auf seine Güter begab, „um, in Gesellschaft einer würdigen Gattinn, in häuslicher Zufriedenheit den Rest seines Lebens zuzubringen“ und seine ganze Kraft der sittlichen Hebung und rationellen Erziehung des Landvolkes zu widmen (vgl. II, 130). — Ausserdem stellt Nicolai gelegentlich der französischen Modelektüre in der zweiten Auflage des Romans (I, 180) Basedows „Ganze natürliche Weisheit für gesittete Bürger“, in der vierten Auflage (I, 210) dessen „Elementarbuch“ als gesunde Geisteskost gegenüber. Eingehender beschäftigte er sich mit der Pädagogik erst bei einer weit späteren Gelegenheit, in der „Geschichte eines dicken Mannes“ (1794).

---

[1]) Vgl. den 61. u. 62. Litteraturbr. IV, S. 225 ff.

[2]) Vgl. die Anm. auf S. 46 u. „Allg. d. Bibl.“ XIX, 1. S. 69 ff.

[3]) Er war im siebenj. Kriege an der rechten Hand schwer verwundet worden.

C. Sonstige Zeitbeziehungen.

Ausser den vorherrschenden theologischen und litterarischen Bestandteilen enthält der Roman schliesslich zerstreute Beziehungen auf verschiedene Zeitverhältnisse nationalökonomischer, politischer, socialer und sonstiger Art.

Es ist ein sonderbares Bild, das uns von dem thüringischen Vaterländchen des Helden der Geschichte entworfen wird. Man glaubt, in patriarchalische Zeiten zurückversetzt zu sein, wenn man liest, wie die Bewohner dieses Landes ausschliesslich von Ackerbau und Viehzucht leben, alles, was sie producieren, selbst verzehren und mit barem Gelde kaum die Röcke und Strümpfe bezahlen können, die aus einem Nachbarlande ihnen geliefert werden (I, 22 f.). In diesem noch ziemlich unerhellten Ländchen aber wird die Leuchte der Aufklärung von einem aufgeklärten Buchhändler entzündet, dem unverkennbar Friedrich Nicolai selbst Modell gesessen hat. Dieser Buchhändler, Namens Hieronymus, der „in seiner Jugend einige Schulstudien gehabt und dadurch vor verschiedenen seiner Handlungsgenossen den kleinen Vorzug erlangt hatte, die Titel der Bücher, die er verkaufte, ganz zu verstehen", der — wie es mit einem des gelehrten Nicolaischen Verlagszeichens [1]) würdigen Homerischen Anklang heisst — auch „Städte und Sitten der Menschen" kennen gelernt hatte und daher in der Lage war, ein vernünftigeres Urteil von verschiedenen Sachen zu fällen, als manche auf Universitäten gebildete Leute (I, 21 f.): dieser Buchhändler hat eine auffallende Ähnlichkeit mit dem Manne, der später seine Städte- und Sittenkenntnis weitschweifig zu erweisen sich bemühte, der mit hoher Selbstbefriedigung von seiner autodidaktisch er-

[1]) Der Kopf Homers. — Vgl. „Arch. f. Litteraturgesch.", ed. Schnorr v. Carolsfeld, IV, S. 337 u. 340.

worbenen „gelehrten Bildung“ Rechenschaft ablegte und, wie Hieronymus der Aufklärer seines kleinen Ländchens, so der Aufklärer von ganz Deutschland sein wollte. Freilich ist diese Analogie keine vollkommene; denn, wenn der Buchhändler im „Nothanker“ die „Einsichten, die er besass, eben nicht unablässig geltend zu machen“ pflegte und eine „natürliche Abneigung“ hatte, „jemand ins Gesicht zu widersprechen“ (S. 22), so könnte man diese „glückliche Temperamentstugend“ seinem Vorbilde schwerlich nachrühmen. —

Hieronymus erkannte das richtige Mittel, seinen Büchern einen guten Absatz zu verschaffen, indem er statt baren Geldes, das ja in dem armen Ländchen ein seltener Artikel war, Naturalien als Zahlung annahm, die er dann auf den Märkten des benachbarten Herzogtums in klingende Münze umsetzte.[1]) Durch diesen schwunghaften Handel mit Vieh und Getreide eiferte er seine Mitbürger zur Nachahmung und zum besseren Betriebe ihrer Landwirtschaft an, und es gelang ihm nicht nur, Bildung in seinem Vaterlande zu verbreiten, sondern auch den allgemeinen Wohlstand zu heben und bei alledem — auch darin Nicolai ähnlich — seinen eigenen Vorteil zu wahren (S. 25 f.).

Für den besonderen Zweck, den der Verfasser mit dieser Erzählung verfolgte, durfte er bei seinen Zeitgenossen auf ein volles Verständnis rechnen. Um die Mitte des Jahrhunderts war das physiokratische System in Frankreich aufgekommen und hatte auch in Deutschland ebenso

---

[1]) Bretschneider hatte in einem Briefe v. 15. VII. 1775 die Vermutung ausgesprochen, Nicolai wandere vielleicht in seinen Geschäften im Brandenburgischen und Pommerischen herum. „Sie müssen dabey natürl. an Ihren Freund Hieronimus dencken und sich vorstellen, ich vermuthete dass sie auf den Lande herumreissen und die Allgem. Bibl. gegen fette Ochsen vertauschen, allein, das ist nicht, ob ich Ihnen gleich sonst viel Ähnliches mit Hieronimus zuschreibe und sie darüber hochschätze. Ich dachte dabey an Ihre Stettiner Buchhandlung —“. (In Nicolais Nachl.).

begeisterte Anhänger wie entschiedene Gegner gefunden. Zu den letzteren gehörte bekanntlich auch Friedrich der Grosse, der das Merkantilsystem bevorzugte. Die „Allgemeine deutsche Bibliothek“ vertrat unter Iselins Führung die Ansicht der Ökonomisten und betonte u. a. auch die Notwendigkeit der unbeschränkten Ein- und Ausfuhr der Produkte.[1]) Nicolai selbst aber war, wie seine Korrespondenz mit Iselin[2]) beweist, kein so bedingungsloser Ökonomist und Freihändler wie letzterer, und auch hier im „Nothanker“ wägt er die Vorteile und Nachteile des Systems ab. Bestehen die ersteren nach seiner Meinung in der Vermehrung des Nationalwohlstandes durch rationelle Bodenbewirtschaftung und Abgabe des erzielten Überflusses, so zeigt er die letzteren an dem Beispiele des patriarchalischen Ländchens, das „gar keine einzige Art von Kunstfleiss“ hatte (S. 23) und daher in seiner Entwicklung und im Wohlstande weit zurückgeblieben war. An einer anderen Stelle (I, 120) deutet er die Nachteile der unumschränkten Ausfuhr an, wenn er Hieronymus von dem Kornmangel sprechen lässt, der so oft in seinem Vaterlande herrsche, „seitdem die ökonomischen Principien aus Frankreich bey uns Mode worden sind, und alles ruft: fahrt nur viel Korn weg, so werdet ihr viel haben“. Auch bei dieser Gelegenheit weist er auf die Ergiebigkeit

---

[1]) S. Bd. XVIII, 2. S. 363 ff.; XIX, 1. S. 3 ff.; XXII, 1. S. 143 ff. u. S. 279–283.

[2]) Am 4. VII. 1773 schreibt N. z. B. „So viel sehe ich wohl . . . , dass wir in der Theorie sehr einig sind, Sie mögen gleich ökonomistisch und ich unökonomistisch seyn.“ Ferner, in Bezug auf den Freihandel: „Es ist doch sichtbar, dass in manchen Fällen das Interesse der Engländer und Franzosen, der Hamburger und Brandenburger gerade entgegengesetzt sind.“ — „Dass man aber die Menschen immer wieder zur Simplicität, zum Ackerbau, zum freyen Handel, zur *fraternité des Nations* zurückrufen soll, wenn sie auch nicht dazu zu bringen sind, dies habe ich niemals bezweifelt.“ — Und am 20. XI. 1773: „Über die Oekonomisten wollen wir also nun schweigen . . . . Es ist auch gewiss, dass es sehr weise wäre, nicht das ganze System einem Lande auf einmahl aufzudringen . . —“. (In Nicolais Nachl.)

des Gewerbefleisses hin. — Es zeugt für den klaren und unbefangenen Blick Nicolais, dass er die Schäden des damals in weiten Kreisen herrschenden und auch in seiner Bibliothek kräftig vertretenen Systems, soweit sie aus dessen Einseitigkeit hervorgehen, richtig erkannte. —

Gelegentliche Bemerkungen im „Nothanker" verraten den preussisch-patriotischen Stolz auf die Tüchtigkeit des Heeres und in gleichem Masse die Verachtung der Reichsarmee. So ist z. B. I, S. 54 mit beissender Ironie die Rede von den „grausamen Metzelungen, die die Reichsexecutionsarmee unter den Preussischen Heeren angerichtet hatte". —

Einige satirische Streiflichter fallen auch auf das Fürstenleben im französischen Stile und auf den Nepotismus des Beamtentums. Der neue Wohlstand des Ländchens, der, wie wir wissen, eigentlich dem aufgeklärten Buchhändler zu verdanken ist, wird von den Geschöpfen des Hofes der „landesväterlichen Vorsorge des Fürsten zugeschrieben (der auf seinem Lustschlosse seine Zeit zwischen der Jagd und seiner Mätresse theilte) und nach derselben den klugen Anstalten seines ersten Geheimenraths (der in der fürstlichen Residenzstadt im Cabinet unermüdet arbeitete, alle Stellen im Lande mit seinen Verwandten und Creaturen zu besetzen)" (I, 26 f.). Von einem anderen Fürsten wird erzählt, dass er den bei seiner Stuterei und Hundezucht angestellten Rechnungsführer mit 800 Gulden, den Konrektor der lateinischen Schule dagegen mit 80 Gulden besoldet habe, weil er „der gnädigsten Meinung war, den Unterweisern seiner Unterthanen nur ungefähr den zehnten Theil dessen zukommen zu lassen, was die Erzieher seiner Pferde und Hunde foderten" (II, 258 f.). —

Weit eingehender aber als mit dem genusssüchtigen Treiben der Fürstenhöfe beschäftigte sich der Verfasser des „Nothanker" vom patriotischen Standpunkte aus mit den Schwächen und Thorheiten des deutschen Adels. Und in diesem Sinne setzt er nicht nur die Tendenz der „Wilhelmine"

fort, sondern er übernimmt auch aus letzterer, wie schon früher erwähnt, verschiedene für seine Zwecke brauchbare, dem Adelstande angehörige Personen, von denen aber nur eine, der Freiherr v. D***, als achtungswerter Charakter geschildert wird (II, 194), während die übrigen bekanntlich als Objekte der Satire dienen. Aber auch an selbständig erfundenen Charakteren geisselt Nicolai die Schwächen des Adels: seinen Standesdünkel, den innerlich hohlen, nur an Äusserlichkeiten haftenden Sinn, am schärfsten aber die Nachäffung französischen Wesens und die Verachtung der deutschen Sprache und Litteratur. Nicolais unbestreitbares satirisches Talent ist nie trefflicher und sympathischer zur Geltung gekommen, als in der Schilderung des Hohenaufschen Hauses (I, 165 ff.). Das dritte Buch des Romans, das diese Darstellung, verbunden mit der Exposition des Säuglingschen Charakters, umfasst, besitzt auch einen gewissen künstlerischen Wert. Es ist eine prächtige Figur, diese, trotz ihrer bürgerlichen Herkunft, von Adelstolz geblähte Frau v. Hohenauf, die alles auf „*Décence*“ und „standesmässige Manieren“ hält; die ihren Töchtern eine streng französische Erziehung angedeihen lassen will und die Aussprache ihrer Gouvernante sehr wohl beurteilen kann, „weil sie selbst mit einem angenehm gemischten, halb thüringischen, halb wetterauischen Accente französisch sprach“ (I, 165); die das „*Air allemand*“ verabscheut und, sich auf das Urteil ihres *Homme de Chambre*, dass in der deutschen Litteratur kein *brin* von *bon ton* zu finden sei, stützend, *Vapeurs* bekommt, wenn sie die gotischen Buchstaben nur von ferne sieht (S. 169). Auch die körperliche Schilderung dieser köstlichen Figur ist wohl gelungen; der Kontrast zwischen ihrer ureigenen Plumpheit und der angestrebten französischen Eleganz ist gut herausgearbeitet, und wir glauben, die „etwas stämmige deutsche Dame“ vor uns zu sehen, wie sie „in dem nachlässigen Tone einer *Petite-Maitresse* dahinlallt“ (S. 169), oder wie sie „ihr mit starken Knochen versehenes Vorderhaupt nachlässig auf die

rechte Schulter neigt, über ein paar vorwärts geworfene Lippen lächelt und mit ihren grauen, roth unterlaufenen Augen blinzelt“ (S. 167). Für die „galante Erziehung“, die ihre Töchter erhalten sollen, werden der Gouvernante ganz bestimmte Richtungspunkte aufgestellt (S. 167 f. und 175 f.); die Hauptsache war, dass die Fräulein „mit fertigen Lippen von nichts und über nichts französisch plappern könnten“, dass sie sich zu kleiden verständen und eine *Affaire de Coeur* mit Grazie zu führen wüssten. Aber Frau v. Hohenauf erreicht ihren Zweck nicht: ihre Töchter sind merkwürdigerweise — vielleicht nach einem atavistischen Gesetze — ganz anders geartet als ihre Mutter und werden als gute, natürliche und verständige Kinder geschildert (S. 176 ff.), deren eigenen Neigungen die treffliche, auf den gesunden Menschenverstand sowohl als auf das Gemüt wirkende, für die Aufklärungs-Pädagogik bezeichnende Erziehungsmethode Marianens entspricht (S. 178 ff., S. 210 f.). Dagegen wird uns an anderer Stelle ein Muster der französischen Erziehung nach dem Herzen der Frau v. Hohenauf in der Person des Fräuleins v. Ehrenkolb vorgestellt (II, 150 ff.). Sie ist der Typus einer „ausgemachten *Petite-maitresse*“, die zierliche französische Phrasen zu drechseln, sich mit Geschmack zu putzen und Liebeshändel anzuspinnen versteht und infolgedessen „wirklich ein sehr grosses Paket Liebesbriefe von den bestfrisirten Köpfen des Hofes“ besitzt. —

Mit gerechtem Zorne erfüllte Nicolai die Verachtung der deutschen Sprache und Litteratur seitens der Höfe und des Adels. Kurze Zeit, bevor der erste Band seines „Nothanker“ erschien, hatte er in einem Briefe an Herder seiner Entrüstung darüber in mannhaften Worten Ausdruck verliehen. [1]) Und so blitzt auch im „Nothanker“ gar manches

[1]) Br. v. 2. III. 1773 (Hoffmann, a. a. O., S. 91): „Die deutschen Gelehrten werden von den Grossen verachtet; sie solten sie aber nur eben so herzlich wieder verachten, und sich nicht die geringste Mühe

Wort zornigen Hohnes über jenen erbärmlichen Mangel an vaterländischem Sinne auf. Von Mariane heisst es (I, 179): „Sie hatte noch keinen Begriff davon, dass man, um standesmässig zu leben, in seinem eigenen Vaterlande fremde werden müsse". Dem geckenhaften jungen Obersten ist ein deutscher Poet ein ganz neues Geschöpf (II, 158). Auch Fräulein v. Ehrenkolb „hatte noch nie Deutsche Verse gesehen" (II, 154) und hielt überhaupt die deutsche Sprache für „zu bäurisch, um liebliche Ideen auszudrücken" (S. 173). Mit bitterem Spott äussert sich der Verfasser über die „gutherzigen Deutschen Genien", die wohl gar träumen, „die Zeit sey nahe, da sich der reichste und wollüstigste Theil der Nation des witzigsten und verständigsten nicht mehr schämen wird" (II, 155). —

Wie der aufklärerische Satiriker einerseits den aristokratischen Standesdünkel züchtigt, so fallen andrerseits auch einige Geisselhiebe auf die bedientenhafte Kriecherei der Pastoren und auf ihre charakterlose Art der Stellenjägerei. Allerdings ist die Mehrzahl derartiger Züge aus der „Wilhelmine" übernommen, die in mannigfacher Hinsicht als ein treffliches Spiegelbild der socialen Verhältnisse des 18. Jahrhunderts gelten kann. Es entspricht ganz der niedrigen gesellschaftlichen Stellung, die besonders die Landgeistlichen seit dem 17. Jahrhundert innehatten, wenn Sebaldus beim Abschiede dem Hofmarschall, den er vergebens für seine Sache zu erwärmen gesucht hat, nach dem Schlafrockzipfel fährt, um diesen zu küssen, was der Hofmarschall auch ruhig geschehen lässt (I, 54 f.), [1]) oder wenn er beim Grafen Nimmer sich „mit wenigstens zwanzig Bücklingen" dem „hochgräf-

---

geben, sich ihnen angenehm zu machen, welches doch nur ein ganz vergebliches Ding ist, sondern sich auf ihren eignen Werth verlassen, und warten, bis für die deutsche Litteratur, ein glücklicherer Zeitpunkt erscheinet." — Im gleichen Briefe wird die Stellung Friedrichs d. Gr. zur deutschen Litteratur erörtert.

[1]) Vgl. „Wilhelmine", S. 21.

lichen Lager“ nähert und „etwas einem Complimente ähnliches“ stammelt (I, 55 f.), u. s. w. —

Um eine Anstellung zu erhalten, oder in ein höheres Amt vorzurücken, waren Mitglieder des geistlichen Standes seit dem 17. Jahrhundert nicht eben engherzig in der Wahl der Mittel. Abhängig von der Gnade der Fürsten, Patronatsherren oder höheren Vorgesetzten, durch ihre Ungnade in die kümmerlichste materielle Lage versetzt, scheuten sich zuweilen die Kandidaten nicht, allen an sie gestellten, oft geradezu unsittlichen Anforderungen zu genügen, etwa die unbequem gewordene Mätresse des Herrn zu ehelichen, diesem gewisse Freiheiten in der eigenen Familie einzuräumen u. dergl. In belletristische Schriften jener Zeit sind nicht selten derartige, aus dem Leben gegriffene Züge eingeflochten, und auch unser „Nothanker“ liefert, teilweise im Anschluss an die „Wilhelmine“, kleine Beiträge zur geistlichen Sittengeschichte des 18. Jahrhunderts. Der Thümmelsche Sebaldus hatte in der Wahl zwischen der Liebe, dem Stolze und der Begierde nach einem bequemlichen Leben, mit anderen Worten: zwischen der kleinen Wilhelmine, der Tochter des vornehmen Kirchenrats und der Ausgeberin des Präsidenten geschwankt. [1]) Der Verfasser des „Nothanker“ berichtet uns sodann, dass kurz nach Sebaldus' Verheiratung mit Wilhelmine D. Stauzius die von jenem verschmähte Ausgeberin des Präsidenten geehelicht hatte und dadurch Generalsuperintendent geworden war (I, 36). — Kräftiger noch tritt ein von Nicolai selbstständig erfundener, überaus bezeichnender Zug hervor. Der liederliche Herr v. Haberwald verspricht Rambold, unter der Voraussetzung, dass dieser von Mariane das Jawort erhalte, die Adjunktur der Pfarre, weil er der Ansicht ist, „dass eine hübsche Frau Pastorinn in einem Kirchspiele eine nützliche Sache wäre“ (III, 111 f.). —

Als sonstige Zeitbeziehungen sind noch zu erwähnen:

[1]) „Wilhelmine“, S. 5.

ein Beispiel von den elenden socialen Verhältnissen der Bauern und von Patrimonialgerichtsbarkeit (I, 197 ff.); eine Anspielung auf den zum Gespötte gewordenen schwerfälligen Geschäftsgang des Reichskammergerichts und die Reichskammergerichtsvisitationen (III, 161); und endlich mehrfache Beziehungen auf die in damaliger Zeit alle Kreise beherrschende Lotteriesucht (III, 96 ff.).

III. Wirkungen.

A. Allgemeines.

Wenn Nicolai einen grossen Leserkreis für seinen „Sebaldus Nothanker“ erhoffte, so hatte er sich nicht verrechnet. Mit dem klugen Verständnis für die Bedürfnisse seines Publikums, das ihn, wenigstens in der früheren Periode seines Wirkens, auszeichnete und ihm manchen Erfolg verschaffte, hatte er auch jetzt den richtigen Zeitpunkt für die Veröffentlichung des längst geplanten Werkes erkannt. Eben jetzt war die Aufklärung in eine neue Phase des Kampfes eingetreten. In leidenschaftlicher Hingabe an die religiösen Fragen, zu denen als sonstige mächtige Faktoren Wissenschaft und Dichtung traten, lebte sich das Zeitalter aus, dessen politischer Sinn so unreif und unfruchtbar war. In grossen und kleinen Zügen tritt uns dieses rege theologische Interesse entgegen. Bezeichnend ist schon die Überfülle der theologischen Litteratur. Die Gebildeten suchten mit Begier ein gelehrt-theologisches Gespräch.[1]) In belletristischen Schriften waren Anspielungen auf theologische Dinge nicht ungewöhnlich und wurden allgemein verstanden.[2]) Selbst Goethe konnte sich dieser

[1]) Vgl. Erich Schmidt, Lessing. II, S. 244 f. u. 324 f.

[2]) So wird z. B. im „Werther“ die neue Pfarrerin als eine Närrin geschildert, „die . . . sich in die Untersuchung des Kanons melirt, gar

Strömung nicht entziehen und verschwendete einen Überschuss seiner Jugendkraft in theologischen Aufsätzen und Kritiken.[1]) Und diese Bewegung erstreckte, wie heutigen Tags die politische, ihre Flutwellen über die gebildeten Kreise hinaus bis in die untersten Schichten des Volkes. Wir erinnern uns z. B., dass an dem Kampfe der Hamburger Orthodoxen gegen die Reformierten, wie an dem Streite zwischen Goeze und Alberti, auch der Pöbel sich lebhaft beteiligte.

In einer so gearteten Zeit konnte eine theologische Streitschrift, wie es der „Sebaldus Nothanker", im Grunde genommen, ist, ein Werk, das die Ideen der Aufklärung, in gangbare Münze ausgeprägt, trug und verbreiten wollte, seine Wirkung nicht verfehlen. In kürzester Frist wurde der erste Band des Romans „das Lieblingsbuch dieser Zeit."[2]) Aber das Interesse an dem Werke erlitt, teilweise durch das verzögerte Erscheinen der beiden folgenden Bände, teilweise auch aus inneren Gründen, eine bedeutende Schwächung. Bemerkenswert ist in dieser Beziehung der Bericht eines Kritikers, der zwar den theologischen Standpunkt Nicolais bekämpft, sich aber dennoch bemüht, gerecht und unparteiisch zu urteilen.[3]) „Unter allen Fortsetzungen bereits angefangener Schriften, die in der letzten Messe ans Licht getreten sind, hat wahrscheinlicherweise keine ein so wenig erwartetes und wirklich auch so wenig zu erwartendes Schicksal erfahren, als die Fortsetzung dieses seltsamen Buchs, das nun mit dem dritten Bande beschlossen ist. Das

---

viel an der neumodischen, moralischkritischen Reformation des Christenthumes arbeitet" u. s. w. (Werke, Hempel-Ausg., XIV, S. 87.)

[1]) Goethes „Brief des Pastors zu ***" u. s. w. und „Zwo wichtige bisher unerörterte Bibl. Fragen" erschienen gleichzeitig mit dem 1. Bande des „Noth." Vgl. „Allg. d. Bibl." XX, 1. S. 160 ff. — Theolog. Recensionen von G. in den „Frankf. gel. Anz." von 1772.

[2]) S. das „Schreiben an den Hr. G. S. L. ** Über das Leben u. die Meynungen des Hrn. Mag. Seb. Nothanker" (1774). S. 29.

[3]) „Revision d. Teutsch. Litter." 2. St. (Mannheim, 1776). S. 229 ff.

allgemeine Aufsehen, das der erste Teil davon vor einigen Jahren gemacht hatte, der Beifall, den er bei einer, und der Widerspruch, den er bei einer anderen Partie fand, die schlaue Verzögerung des Verfassers, der es für dienlich hielt, beide Partien sich vorher müde loben und schelten zu lassen, ... die voreilige Fortsetzung eines andern, der ohne Zweifel dem künftigen Biographen des Hrn. Nicolai Gelegenheit zu einer Vergleichung zwischen ihm und dem Verfasser des Don Quixots geben wollte,[1]) . . . dies alles vereinigte sich, die Erwartung der lesenden Welt aufs höchste zu treiben.“ Beide Parteien sahen der Fortsetzung aus verschiedenen Interessen entgegen. Inzwischen wurden Lieder[2]) und Predigten von Sebaldus Nothanker herausgegeben, die „reissend verkauft wurden“. — „Unter diesen Umständen hätte man nun schwören sollen, dass die wirkliche Erscheinung der Fortsetzung einen fürchterlichen Lärm erregen würde, aber gerade das Gegenteil erfolgte. Man sprach sehr gelassen von dem Buche, bewunderte die wahrhaftig schöne Kupfer, die es zieren, liess den Hrn. Pastor nach Amerika[3]) sich einschiffen und wünschte ihm eine glückliche Reise: jeder ging wieder an sein Geschäfte und vergass den armen Mann, und nun erschien endlich der dritte Teil, und man schwieg gar still. Diese so unerwartete Veränderung der Gesinnungen unseres Publici schien uns so seltsam, dass wir nicht umhin konnten, sie zu bemerken.“ —

Dieser Bericht ist übertrieben. Auch irrt der Kritiker, wenn er die Verzögerung der Fortsetzung einer schlauen Berechnung zuschreibt: sie wurde thatsächlich, wie zahlreiche briefliche Äusserungen Nicolais bezeugen, durch die Vielgeschäftigkeit des Autors verschuldet. Soviel aber steht fest, dass der Wirkung des ersten Bandes, der bis zum Jahre

---

[1]) Auch vom „*Don Quijote*“ erschien vor dem rechtmässigen ein unechter zweiter Teil.

[2]) Von derartigen Liedern ist mir sonst nichts bekannt geworden.

[3]) Soll heissen: Ostindien.

1776 dreimal aufgelegt werden musste, die der folgenden Bände keineswegs gleich kam.[1]) Immerhin wurden, trotz dem ziemlich teuren Preise,[2]) von dem ganzen Werke etwa 12000 Exemplare abgesetzt;[3]) und dieser grossen Verbreitung entspricht auch nachweislich eine ungewöhnlich starke intensive Wirkung.

Auch daran erkennen wir die Bedeutung des Romans für seine Zeit, dass er das Objekt mannigfaltiger Mythenbildung wurde. Gerüchte von Konfiskation und Verboten schwirrten durch die litterarische Welt.[4]) In der von Schubart herausgegebenen „Deutschen Chronik“ (1774, S. 142) lesen wir: „.... Eine grausame Ahndung sagt mir, und das Gerücht bekräftiget es: Nicolai darf seinen Nothanker nicht fortsetzen. Wieder ein Räthsel! In einer Stadt, wo Edelmann, Damm, la Metrie, wider die Religion; der Verfasser der Schutzschrift für meine Mitbürger im Reiche der Möglichkeit wider den Staat, und Heinse wider die Sitten schrieb: — Da soll man den besten deutschen Roman, wo so viel Menschenverstand und Kenntniss deutscher Sitte ist, nicht vollenden dürfen? — Hat etwa der furchtbare Arm des Hochwürdigen Doctor Stauzius seinen Blitz bis nach Berlin geschleudert?“ — Auch Justus Möser ist das Gerücht zu Ohren gekommen, dass der zweite Band des „Nothanker“ „von den dortigen Censoren verworfen worden, weil er zum Indifferentismus

---

[1]) N. selbst befürchtete schon während der Ausarbeitung des 2. Bandes, dass dieser vielen Lesern nicht so interessant werden möchte. „Die theologische Falte, die in diesem Werke einmahl eingedrückt ist, wird immer tiefer.“ (Werner, a. a. O., S. 62). Vgl. auch Hoffmann, „Herder's Briefw. mit N.“, S. 101.

[2]) Der Roman kostete auf Schreibpapier 2 Thlr. 12 Gr., auf Druckpapier ohne Kupfer 1 Thlr. 12 Gr.

[3]) S. Göckingk, a. a. O., S. 40. — Ein Pianoforte-Fabrikant, der ein Klavier an N. verkaufen möchte, meint sogar: „Dero *Göltner* Nothancker hat Ihnen 10000 *Fortbiens* ein getragen . . . . “ (In Nicolais Nachl.)

[4]) S. „Rev. d. Teutsch. Litt.“, 2. St., S. 230.

führen sollte.“ [1]) Nicolai selbst registriert die Nachricht, dass der zweite Teil des Werkes in Wien ganz verboten sei. [2]) — Ein Recensent des zweiten Bandes will sicher wissen, dass die Geschichte mit dem dritten Bande noch nicht abgeschlossen sein werde. [3]) — Die wichtigste Frage aber war die nach dem Verfasser des Romans, der auf dem Titelblatte nicht genannt ist. Viele rieten sogleich auf Nicolai. Andere zweifelten oder behaupteten, dass Nicolai „mit einem andern zugleich“ den „Nothanker“ geschrieben habe. [4]) Als diesen „andern“ bezeichnete ein weit verbreitetes Gerücht den Professor Eberhard in Halle, den bekannten Popularphilosophen. Veranlassung zu dieser Meinung gab hauptsächlich der Umstand, dass man in der Geschichte des Herrn F. („Seb. Noth.“ II, 51 ff.) ein Stück der Lebensgeschichte Eberhards erkannte. [5]) Auch Fichte verzeichnet in seinem Pasquill: „Friedrich Nicolais Leben und sonderbare Meinungen“ (1801) die falschen Ausstreuungen (S. 53 f.): „Sein Sebaldus zwar hätte hingehen mögen. Dieser war dem

---

[1]) Mösers Werke, X, S. 156. Nicolai bemerkt hiezu: „Das ist nicht geschehen. Wohl gab es aber Geistliche in Berlin, welche es zur Gewissenssache machten, dieses Buch nicht zu befördern.“

[2]) Werner, a. a. O., S. 69. Thatsächlich war der Vertrieb des Buchs nur einer gewissen Beschränkung unterworfen. (Ebd. S. 74).

[3]) Schirachs „Magazin d. deutsch. Critik.“ IV, 2. (1776). S. 217.

[4]) Ebd. II, 2. (1773). S. 123.

[5]) Vgl. Mercks Br. an Nicolai v. 7. VII. 1775. („Br. aus d. Freundeskr. “u. s. w., S. 124). — Noch im Jahre 1798 nimmt Erdwin Julius Kochs Kompendium der deutschen Litteraturgeschichte von dieser Vermutung Notiz: „Auch verdienen hier die von glaubwürdigen Gewährsmännern herrührenden mündlichen Sagen, von welchen eine Hrn. Prof. J. A. Eberhard zu Halle zum alleinigen Verfasser und die andere denselben nur zum vorzüglichsten Theilnehmer macht, einer nähern Untersuchung unterworfen zu werden.“ N. ist über diese „läppische Erdichtung“ entrüstet, erklärt die „glaubwürdigen Gewährsmänner“ für „verächtliche Klätscher und Anekdotenmacher“ und schlägt seinerseits eine Untersuchung vor, ob das erwähnte Kochsche Kompendium „von einem Garkoch Namens Erdwin Julius möchte seyn zusammengetragen worden.“ (Vorr. zur 4. Aufl. des „Noth.“, S. XIII ff.)

Zeitalter seiner Erscheinung so angemessen, dass man ihn der Fähigkeit unseres Helden sogar nicht zutrauen wollte. Es sind wohl nicht viel unter meinen Lesern, denen ein zu jener Zeit ziemlich allgemein verbreitetes Gerücht nicht zu Ohren gekommen sein sollte: Nicolai sei gar nicht der Verfasser des Sebaldus, er habe sich unrechtmässiger Weise dafür ausgegeben; der wahre Verfasser, ein immer Geld bedürfender Gelehrter, bediene sich dieses Nicolaischen Plagiats, um durch die Drohung, es bekannt zu machen, in jedem Bedürfnisse Geld von ihm zu erpressen. — Wir haben dieses Gerücht nicht angeführt, als ob wir selbst ihm Glauben zustellten; jenes Werk trägt zu unverkennbar das Gepräge der Nicolaischen Feder; sondern um zu zeigen, wie das Publikum von jeher über unsern Helden gedacht". — Auch v. Bretschneider wurde für den Verfasser des „Nothanker" gehalten und beklagt sich darüber in einem launigen Schreiben.[1]) Zum Teil hat diesen irrigen Vermutungen wohl auch der Umstand Vorschub geleistet, dass Nicolai selbst zuweilen für gut fand, seine Autorschaft geradezu abzuleugnen.[2]) —

Zur Beliebtheit des Werkes trugen nicht wenig die zierlichen Kupfer Chodowieckis bei. Und es lässt sich allerdings nicht verkennen, dass diese eine sehr glückliche künstlerische Ergänzung des Romans und eine Harmonie mit diesem bilden, die aus der Geistesverwandtschaft beider Männer entsprang. Die scharfe Beobachtungsgabe, die

[1]) Vom 19. XII. 1773 (in Nicolais Nachl.; vgl. auch Bretschneiders „Denkwürdigkeiten", S. 195): „Ihr Brief hat mich in grosse Verlegenheit gesetzt. Man hält mich in Berlin für den Verfasser des Sebaldus und alle Rechtgläubigen halten dieses Buch für ein ketzerisches, freygeisterisches oder gar socinianisches Werk. Ein hiesiger (Frankfurter) Geistlicher sagt, dergleichen Bücher wären die wahren Vorboten des *Antichrists* und wir hätten nunmehro die Ankunft dieses feinen Herrn alle Tage zu fürchten. Soll ich dazu stille sitzen, wenn man mich für einen Johannes des Antichrists hält?" . . . .

[2]) Vgl. „Über das Leben u. die Meinungen des Hrn. Mag. Seb. Nothanker" (1774). S. 4 u. 14.

realistische Darstellungsweise, die phantasielose Nüchternheit sind beiden gemeinsam.[1]) Chodowiecki stand seit 1771 mit Nicolai in geschäftlichem Verkehre. Auf die Ausführung der Illustrationen zum „Nothanker“ verwendete er die grösste Sorgfalt. Studien nach der Natur[2]) und wiederholte Skizzierungen gingen den endgültigen Kompositionen voraus, die namentlich physiognomisch aufs feinste durchgearbeitet sind.[3]) Als der schnelle Absatz des Buches die Erneuerung einzelner Platten nötig machte, änderte und besserte Chodowiecki an den Zeichnungen.[4]) — So viele Berührungspunkte aber auch die geistigen Naturen des Schriftstellers und des Künstlers, die beim „Sebaldus Nothanker“ zusammenwirkten, hatten: in einem Punkte gingen ihre Ansichten weit auseinander: Chodowiecki war von einer strenggläubigen Religiosität erfüllt. Und dieser Umstand führte eine Krisis in seinen geschäftlichen Beziehungen zu Nicolai herbei. Schon früher hatten die Mutter und die Schwestern des Künstlers, sowie rechtgläubige Freunde, seine Mitarbeit an dem freigeistigen „Nothanker“ nur mit Kümmernis gesehen. Als nun die neue Aufgabe an ihn herantrat, den dritten Band zu illustrieren, da lehnte dies Chodowiecki entschieden ab und setzte Nicolai in einem sehr interessanten, bei v. Oettingen und schon früher gedruckten Briefe[5]) die Gründe seiner Weigerung eingehend auseinander. Auch aus diesem Zeitdokumente ersehen wir wieder, ein wie ernstes Interesse auch die Laien den theologischen Fragen entgegenbrachten. Chodowiecki nimmt auf verschiedene ihm missfällige Stellen

[1]) Vgl. Ludw. Geiger, „Berlin“. I. (1893). S. 697 f.

[2]) Siehe W. v. Oettingen, „Daniel Chodowiecki.“ (1895), S. 163.

[3]) Ein Vorzug, der u. a. auch durch Aufnahme von Kopien nach diesen Stichen in Lavaters „Physiognomische Fragmente“ und in die französ. Übersetzung seiner Schrift „von der Physiognomik“ anerkannt wurde. Vgl. Engelmann, „Dan. Chodowiecki's Sämmtl. Kupferstiche“ (1857), S. 82. Nachtr. u. Berichtigungen (1860), S. 13.

[4]) v. Oettingen, a. a. O., S. 141.

[5]) Ebd., S. 272 ff. — Vgl. H. A. Lier, „Analekten z. Gesch. d. neuer. deutsch. Kunst“ („Grenzboten“ 1885. I, S. 408 ff.)

im dritten Bande des „Nothanker“ (S. 60 ff.) Bezug und sucht sie Punkt für Punkt zu widerlegen. „Ich habe auch gehört,“ sagt er am Schlusse, „dass in einem *Journal* ich weiss nicht in welchem einen Rezensenten es befremdet hatt dass ich mich mit verzierung dieses werkes abgegeben hätte.[1]) Darüber würde ich doch lachen, wenn ich mich nur überzeugen könte dass ich mit guttem gewissen in diesem letzten Theil sowie er ist die Kupfer machen kan .... Ich gestehe dass mir Ihre Verlegenheit zu Hertzen geht, ich wolte Ihnen gerne helffen wenn ich könnte, aber wenn ich auch bei Ihnen für abergläubisch gehalten werden solte so sehr mich das betrüben würde, kan ich doch nicht.“ — Aber trotz dieser entschiedenen Weigerung entschliesst sich Chodowiecki, nach Rücksprache mit einem geistlichen Berater, einige Tage später dennoch, die Kupfer zu liefern. Zu dieser Umstimmung trug auch der Umstand bei, dass Nicolai sich zur Milderung einiger der anstössigsten Stellen bereit finden liess.[2]) — Die Gesamtzahl der von Chodowiecki für den „Nothanker“ gezeichneten Illustrationen beläuft sich auf 16, wozu, da der Künstler die Zeichnungen, namentlich für den ersten Band, mehrfach änderte und verbesserte, 22 verschiedene Platten verwendet wurden; es entfallen hievon 6 Blätter (11 Platten) auf den ersten, 5 Blätter (6 Platten) auf den zweiten und 5 Blätter (5 Platten) auf den dritten Band.[3]) Für die Ausgabe von 1799 (4. Aufl.) liess sich Chodowiecki nicht mehr gewinnen. Am 14. Februar d. J.

[1]) Dieser Vorwurf wurde öfter gegen den Künstler erhoben. So z. B. apostrophiert ihn Jung-Stilling („Schleuder eines Hirtenknaben“, S. 45) in dieser Weise: „Aber Ihnen, Herr Chodowiecki! muss ich sagen, dass ich mich wundere, wie Sie Ihre Meisterhand zu so rasendem Unsinne haben herleihen können. Die *Adjeux* von *Calas* machten mich weinen, die Kupfer im Nothanker auch. Von jenem haben Sie Ehre, von diesem aber nicht.“

[2]) Vgl. Chodowieckis Br. an N. v. 12. III. 1776 (ungedr.).

[3]) S. Engelmann, a. a. O., Nr. 92—96. 100—104. 122. 122a. 129 bis 132. 132a. 154—158. (Beiläufig: Engelmann schreibt durchgehends irrtümlich „Staupius“ statt „Stauzius“).

teilt er Nicolai mit, er schlage Arbeiten für Bücher, in denen man sich über berühmte Leute lustig mache, ab.[1]) An seiner Statt trat Joh. Wilh. Meil ein, der für die 4. Aufl. 6 Kupfer lieferte[2]) und seiner künstlerischen Aufgabe, sowohl bezüglich der Stoffwahl, als auch der Auffassung und Charakteristik in selbständiger Weise gerecht wurde. Auch die Meilschen Kupfer sind ansprechend, wenngleich sie an physiognomischer Feinheit und technischer Durchbildung weit hinter den Stichen Chodowieckis zurückstehen müssen. —

Nicolai erntete für seinen „Nothanker" auch den Beifall der Kaiserin Katharina von Russland. Sie sandte ihm eine grosse goldene Denkmünze, 36 Dukaten schwer, welche auf der einen Seite ihr Bildnis, auf der andern die von ihr Peter I. errichtete Statue zeigt. Auf den Umschlag, worin die Medaille lag, hatte sie mit eigener Hand geschrieben: *„Au Sr. Fr. Nicolai, Libraire à Berlin; et il est prié d'envoyer à St. Petersbourg tout ce qui pourroit sortir de la plume de l'Auteur de Sebaldus Nothanker."* [3])

Begreiflicherweise blieb Nicolai vor orthodoxen und pietistischen Anfeindungen öffentlicher und privater Art nicht verschont.[4]) Ja sogar auf der Kanzel warnte man vor dem gefährlichen Buche,[5]) und die holländische Ortho-

[1]) v. Oettingen, a. a. O., S. 273.

[2]) 2 für jeden Band (Engelmann erwähnt, a. a. O., S 67, irrtüml. nur 3 Titelkupfer); ausserdem wurde dem 2. Bande der auch in den früheren Auflagen enthaltene Stich von Chodowiecki: „Die Kleidermoden der Berlinischen Geistlichkeit" beigegeben (Engelm. Nr. 122a. II).

[3]) Göckingk, a. a. O., S. 41. — Auch Thümmel erhielt von der Kaiserin, aber später als Nicolai, die grosse goldene Denkmünze. (J. E. v. Gruner, „Leben M. A. von Thümmels." 1819. S. 68 ff.)

[4]) Aber auch von neologischer Seite wurde der Verf. des „Noth." der Unbilligkeit beschuldigt, „weil im zweyten Bande der damals noch ganz neuen verbesserten Theologie eben nicht viel Einfluss auf die Einwohner Berlins zugeschrieben war, da doch diese Herren glaubten, Berlin müsse vermöge derselben der Brennpunkt der höchsten Aufklärung seyn." S. die Vorr. zur 4. Aufl. S. I ff.

[5]) Meusel berichtet am 25. VII. 1775: „In Nürnberg hat die Satire so vortrefflich gewirkt, dass ein dortiger Wolkenkragenius, der

doxie gab sich ernstliche Mühe, es unschädlich zu machen. [1]) Aber der grosse Erfolg des Werkes konnte, wie Campe meinte, [2]) seinen Verfasser hinlänglich schadlos halten „für alles, was der beleidigte Verfolgungsgeist ihm an gutem Leumund zu entziehen sucht."

Als nach dem Tode Friedrichs des Grossen unter dem Ministerium Wöllner die Reaktion ihr Haupt erhob, da erstreckte sich deren Einfluss auch auf das Geschick des „Sebaldus Nothanker". Obwohl seit beinahe vier Jahren die dritte Auflage bis auf das letzte Exemplar vergriffen war, sah Nicolai auf den Rat einsichtsvoller Männer von einer neuen Ausgabe ab: „denn jene Menschen, welche sich schon so viel erlaubt hatten, würden ihre auffallende Ähnlichkeit mit dem verfolgenden Stauzius erkannt und entweder den Abdruck gehindert haben", oder der „Nothanker" hätte dasselbe Schicksal wie die „Allgemeine deutsche Bibliothek" erleiden müssen, die als ein „Buch wider die Religion" angeklagt und ohne alle Untersuchung 1792 in Preussen verboten wurde. Erst im Jahre 1799 — „jetzt, da unter der Regierung Königs Friedrich Wilhelm III. Heucheley und

---

sich vermuthlich am stärksten getroffen fühlte, namentl. auf der Kanzel gegen das gottlose Buch gewarnt hat." (In Nicolais Nachl.)

[1]) Die ersten Bände des „Noth." blieben, zum Erstaunen der holländ. Freunde Nicolais, lange unbehelligt. Erst im Frühj. 1776 brach das Ungewitter los. Die heftigste Erbitterung erregte natürlich der 3. Band. Es liegen (in Nicolais Nachl.) eingehende Berichte von Gülcher, Afsprung und Mutzenbecher über die Entrüstung und die Machinationen der holländischen „Seelenverkäufer" vor. Das Schicksal eines feierlichen Verbots schwebte längere Zeit über dem Buche. Am 3. II. 1777 endlich meldet Mutzenbecher, „dass Nothanker auf einer Geldernschen Synode förmlich verdammt ist." — Vgl. auch den im „Deutschen Museum" 1776 (S. 855) mitgeteilten Brief aus Holland, der diese Vorgänge ähnlich schildert und mit den Worten schliesst: „Ein Glück für ihn (den Verf. des „Noth."), dass er nicht, wie sein Held, Mantel und Kragen trägt, und, wenn er sie trüge, doch die Hände der *Suppooste* der *Eerwarden Heeren* nicht, wie die des deutschen Konsistorialpedellen, bis an seinen Hals reichen könnten."

[2]) „Allg. d. Bibl." XXVI, 2. S. 481.

Aberglauben in die verdiente Verachtung zurückfallen, und jeder freimüthige Mann sein Haupt emporheben darf“ — erschien, im wesentlichen unverändert, die vierte Auflage. [1]) —

Der bisher gewonnene allgemeine Eindruck von der Bedeutung des „Sebaldus Nothanker“ für seine Zeit wird vervollständigt und befestigt durch intimere briefliche Urteile, durch öffentliche Kritiken und durch eine ganze Reihe von Streitschriften, Nachahmungen, Anlehnungen und Übersetzungen. Ausserdem begegnen wir in der Litteratur jener Zeit, bis zum Schlusse des Jahrhunderts, nicht selten vereinzelten Anspielungen auf den Roman. Wir fassen zunächst die brieflichen Urteile ins Auge.

B. Briefliche Urteile. [2])

Nicolai hatte den ersten Band des „Nothanker“ Lessing mit folgenden Worten zugesandt: [3]) „Ob Sie gleich ein tauber und stummer Götze sind, der nicht antwortet, so richte ich doch immerfort meine Gebete an Sie und bringe Ihnen meine Opfer. Hier ist ein neues! Sie müssen es gut aufnehmen, weil ich Sie in diesem Buche citirt habe. Sie können wohl denken, dass ich nicht umsonst so höflich will gewesen sein. Lesen Sie also und schreiben Sie mir Ihr Urtheil, welches von einem orthodoxen Theologen, wie Sie sind, wohl nichts Geringers sein wird, als dass ich mitten im Himmel die Sünde, ein solches Buch geschrieben zu haben, im Sinne behalten und dadurch vielleicht mitten in der ewigen Herrlichkeit ewig verdammt bleiben kann.“ [4]) —

[1]) Vgl. die Vorr. zur 4. Aufl., S. IV ff.

[2]) Alle Briefstellen, bei denen nicht eine andere Quelle besonders verzeichnet ist, sind dem handschriftl. Nachlasse Nicolais entnommen.

[3]) Am 26. IV. 1773 (Lessings Werke XX, 2. S. 681 f.).

[4]) N. spielt hier auf Lessings Abhandlung über „Leibniz von den

Lessing antwortet hierauf am 18. Juli 1773:[1]) „Ihr Nothanker hat mir viel Vergnügen gemacht.[2]) Dass ich Ihnen aber meinen Dank dafür so lange schuldig geblieben, kömmt daher, weil er das letzte Buchvergnügen war, das ich seitdem genossen . . . . Ich weiss nicht, ob ich wache, oder ob ich träume. Wenn das Letztere, so schreibe ich Ihnen bei meiner nächsten Erwachung Alles das weitläuftig, was ich bei verschiedenen Stellen gedacht habe; und ich denke, ich habe Mancherlei dabei gedacht . . . . Die Anmerkung, welche Ihnen Cacault[3]) in beigehendem Briefe, den er mir offen hinterlassen, ... über Ihren Jacobi (nach dem Schlüssel, den er sich selbst gemacht) schreibet, unterschreibe ich vors Erste. Machen Sie doch ja, wenn es anders noch möglich, dass das arme Ding nicht einem

---

ewigen Strafen“ an (Werke XVIII, S. 69 ff.). Vgl. insbesondere S. 96: „Sondern wenn es wahr ist, dass der beste Mensch“ u. s. w.

[1]) Werke XX, 1. S. 557.

[2]) Minor sagt in seiner trefflichen Charakteristik Nicolais („Lessings Jugendfreunde“, S. 291) mit Bezug auf den „Seb. Noth.“: „Lessing hielt seinen Nicolai eben noch für den rechten Mann .zur Verbreitung solcher Ideen, die für ein gewisses Publikum, das doch auch mit diese Stufe besteigen müsse, wenn es weiter kommen solle, ihren Wert hätten, durch so einen Roman‘.“ Es könnte in diesem Zusammenhange scheinen, als ob die angeführte Äusserung Lessings den „Seb. Noth.“ betreffe, während sie sich thatsächlich auf den „John Buncle“ bezieht. Innere Gründe sprechen freilich dafür, dass Lessings wahre Meinung, trotz der dem Verf. gegenüber ausgesprochenen Anerkennung, den „Noth.“ ungefähr auf dieselbe Stufe gestellt habe wie den „Buncle“. — Der genaue Wortlaut jenes Citats (das in obiger Fassung mit Fichtes Anführung, a. a. O., S. 100, völlig übereinstimmt) ist übrigens dieser: „Wieland's Plaisanterie über den Bunkel („Teutsch. Merk.“ 1778) ist so gerecht als lustig, und Nicolai mag sie auch wohl gegen ihn verschuldet haben. Wenn er nur nicht damit eine ganze Sprosse aus der Leiter ausbräche, die ein gewisses Publicum mit besteigen muss, wenn es weiterkommen soll . . . . Wenn die Verbreitung solcher Ideen, die doch auch ihren Werth haben, nun nichts besser wäre als so ein ruppichter Roman?“ (Br. an Herder v. 10. I. 1779. Werke XX, 1. S. 777).

[3]) Vgl. Lessings Werke XX, 2. S. 671 u. XX, 1. S. 552.

solchen Geck in die Hände fällt!“ — Hierauf erwidert Nicolai am 13. August 1773:[1]) „Dass Ihnen mein Büchlein Vergnügen gemacht hat, macht auch mir, wie Sie leicht denken können, sehr grosses Vergnügen. Fast sollte ich glauben, dass mir etwas darin gelungen wäre, weil es einigen Leuten gefällt, von denen ich sehr befürchtete, dass es ihnen nicht schmecken würde. Sie waren darunter, — die Ursachen würden zum Theil für Sie ein Compliment sein, und das wollen wir einander nicht machen“. Daran schliesst sich nun die auf S. 17 f. mitgeteilte Entstehungsgeschichte des Romans, und Nicolai fährt dann fort: „Dies soll keine *Captatio benevolentiae* sein wegen der Anmerkungen, die Sie versprachen mir mitzutheilen. Ich bitte Sie vielmehr recht sehr, sie nur bald herauszusagen mit aller Offenherzigkeit, die wir unter einander gewohnt sind. Vielleicht können sie mir bei der Fortsetzung noch sehr nützlich sein; denn, mein lieber Lessing, drei Bände will ich schreiben. Drei Bände! — Dass Säugling mit Jacobi und Rambold mit Riedeln wider meinen Willen eine gewisse Ähnlichkeit hat, kommt noch von der ersten Anlage des Plans her. Aber ich werde mich in der Folge noch mehr bemühen, alle individuelle Züge zu vermeiden; denn ich bin weit entfernt, Jemand persönlich charakterisiren zu wollen. Wenn aber Jacobi in das *Genus* der Säuglinge und Riedel in das Geschlecht der Rambolde gehört, so ist dies wieder meine Schuld nicht. — Also auch Sie wollen, dass der arme Säugling Marianen nicht heirathen soll? Mein liebster Freund, die Mädchen wählen für sich selbst und lassen so wenig die Gelehrten als die Väter für sich wählen. Und wie, wenn das gute Geschöpfchen Säugling unter allen ihren Liebhabern der einzige gewesen wäre, der es mit ihr ehrlich gemeint hätte? Die Mädchen verzeihen für eine warme Liebe viel Thorheiten, und am ersten die, dass ihr Liebhaber sich putzt und Verse auf sie macht.“ — Den Empfang des dritten

[1]) Lessings Werke XX, 2. S. 706 f.

Bandes quittiert Lessing am 16. Juni 1776:[1]) „Ich bin Ihnen noch meinen Dank für den 3ten Theil Ihres Nothanker's schuldig .... Meinen Gruss und meinen Beifall, bis auf die Seelenverkäuferei,[2]) wird Ihnen indess Herr Gülcher[3]) schon überbracht haben." Nicolai sucht sich am 29. Juni zu rechtfertigen[4]): „Dass Ihnen mein Buch gefällt, ist mir sehr lieb, das können Sie denken. Was die Seelenverkäuferei anbetrifft, so ist es wahr, dass dergleichen Vorfälle in Amsterdam nicht selten sind, und dass noch jetzt ein Seelenverkäufer wegen grausamer Behandlung der Unglücklichen dort im Raspelhause sitzt; also konnte dies ein Romanschreiber wohl zu seinem Zwecke brauchen.[5]) —

Als ein glücklicher Zufall ist es zu betrachten, dass

[1]) Werke XX. 1. S. 640.

[2]) Vgl. „Seb. Noth." III, S. 37–51.

[3]) G. hatte, mit einem Empfehlungsbriefe von Nicolai versehen, auf seiner Reise im Frühjahr 1776 auch Lessing besucht. (Vgl. Gülchers Br. an N. v. 13. II. 1776; ungedr.).

[4]) A. a. O. XX, 2. S. 834.

[5]) Das Seelenverkäufer-Motiv ist aber im „Nothanker" nicht bloss ein abenteuerlich-romanhafter Zug, sondern dient hauptsächlich einer tendenziösen Absicht. Auch dazu gab Gülcher die Anregung. Bereits in einem Briefe vom 20. IX./12. X. 1773 hatte er mit beredten Worten das Elend jener Unglücklichen, „unsrer armen deutschen Lands-Leute", geschildert, die in die Hände von Amsterdamer Seelenverkäufern geraten sind und nach Ostindien transportiert werden sollen. G. wünscht, dass diese Zustände, zur Warnung des Volks, in Deutschland bekannt würden, und bittet N., die Sache gemeinsam mit Eberhard „mit dem warmen Gefühl der Menschheit zu überdenken" und event. eine Broschüre darüber zu schreiben. — Am 14. II. 1775 giebt Gülcher Nicolai den Rat, seinen Sebaldus eine Tour nach Holland machen zu lassen, „wo er in SeelenVerkäufers Hände fallen könnte, bey welcher Gelegenheit Sie über das schändliche von letzteren etwas sagen könnten". Weiterhin liefert G. genaue Nachrichten über das Treiben jener Menschenhändler und erzählt u. a. (am 20. II. 1776) von einem Seelenverkäufer, „der noch würklich in hiesigem Kesselhaus sitzt, nachdem Er gegeisselt und gebrandmarkt worden, der einem jungen Engländer noch ärger mitgespielt hat, als Sie es von Seb: erdichten."

wir auch von Mendelssohn, der doch mit Nicolai am selben Orte wohnte und in regem persönlichen Verkehre stand, schriftliche Äusserungen über den „Nothanker“ besitzen. Nicolai hatte, ehe er zur Michaelismesse 1774 nach Leipzig reiste, dem Freunde das Manuskript des zweiten Bandes zur Einsicht übergeben, und dieser schreibt ihm am 3. Oktober nach Leipzig sein ehrlich-unbefangenes Urteil:[1]) „Sie erhalten hierbei Ihr Manuscript zurück. Die erste Hälfte, muss ich gestehen, hat mir etwas trocken geschienen. Abbt würde sagen: Sie zeigen uns Berlin, wie Ihre Bibliothek die Litteratur, bloss von der theologischen Seite. Vielleicht bin ich des Streitens über die symbolischen Bücher schon überdrüssig, das für viele andere Leser noch frischen Reiz haben kann. Jedoch bilde ich mir ein, auch diese wollen dergleichen Materien in einer unterhaltenden Lektüre nicht so umständlich ausgeführt wissen. Die Geschichte des Hrn. F., die einige Mannigfaltigkeit hätte hineinbringen können, ist zum Verdrusse abermals die Geschichte eines unsymbolischen Predigers. Giebt es denn keine andere Stände in Berlin? Sogar unter den Linden, auf der 6 ten Bank, wird von nichts als symbolischen Büchern gesprochen. — In dieser ersten Hälfte hat mir nichts so gut gefallen, als die Unterredung mit dem Herrnhuter. — Aber die zweite Hälfte hält vollkommen schadlos. Da ist Handlung, da sind Charaktere; und an guten Vernunftgründen fehlt es auch nicht. Der Major auf dem Sterbebette ist sehr gut geschildert. Schade, dass keine weibliche Figur an dieser rührenden Scene Theil nimmt! diese würde eine angenehme Wärme darauf hauchen, und die Farben gleichsam verschmelzen ....“ Am 20. Februar 1775 äussert sich Mendelssohn über das ihm übergebene Manuskript des dritten Bandes:[2]) „Ist zwischen schädlichem Unglauben gar kein Unterschied? fragen Sie.[3]) Diese Frage scheint mir sehr unschicklich

[1]) „Gesammelte Schriften“ V, S. 529.

[2]) Ebd. S. 532 f.

[3]) Vgl. „Seb. Noth.“ III, S. 65: „Ist zwischen blindem Glauben

ausgedrückt. Allerdings, muss da der Freund der Offenbarung antworten, ist die Verwerfung der Offenbarung ein schädlicher Unglaube. Wenn Sie dem Gedanken seine gehörige Wendung geben, so suchen Sie ihn vielleicht auch ein wenig behutsamer auszudrücken. Ich weiss überhaupt nicht, bester Freund! ob Sie wohl thun, dass Sie hier offenherziger sind, als Sie in den beiden ersten Theilen gewesen. Vernünftige Leute haben Sie schon verstanden; und der Überrest der Menschenkinder thut vielleicht wohl, wenn er Sie nicht versteht. Sie hätten meines Erachtens den Bunkle [1]) ein wenig getreuer nachahmen sollen. Dieser hat warmen Eifer für die von ihm erkannte Wahrheit, brennende Liebe für die Religion; aber nur da sarcastischen Witz, wo sie (!) ihm die Bitterkeit eingiebt; er ist niemals spöttisch, wo der Spott schwachen Gemüthern bloss Leichtsinn scheinen könnte. — ‚Zu spät!' höre ich Sie rufen; ‚das Manuscript ist fertig zum Drucke, und ich mag es nicht nochmals wiederkäuen.' *Ergo imprimatur.*" —

Manche interessante Äusserung in Bezug auf den „Sebaldus Nothanker" ist uns auch in dem Briefwechsel Herders mit Nicolai überliefert. Am 2. März 1773 benachrichtigt Nicolai Herder, der damals noch an der „Allgemeinen deutschen Bibliothek" mitarbeitete, von dem bevorstehenden Erscheinen seines Romans. „Wenn ich nicht ganz besondere Ursachen hätte, vor der Messe kein Blatt von diesem Büchlein bekannt werden zu lassen, so würde ich Ihnen die fertigen Bogen senden, weil ich auf Ihr Urtheil am begierigsten bin, ob das Buch gleich nicht für Sie geschrieben ist." [2]) — Am 24. April sendet Nicolai ein Exemplar des ersten Bandes: [3]) „Wie beneide ich Herrn Hart-

---

an die Offenbarung und schädlichem Unglauben gar kein Mittelweg?"

[1]) S. die Anm. 5 auf S. 20.

[2]) Hoffmann, a. a. O., S. 91 f.

[3]) Ebd. S. 99.

knoch, dass er Sie von Angesicht zu Angesicht sehen soll! Wenn ich nicht an meine Galeere vom Morgen bis an den Abend gefesselt wäre, so würde ich mit ihm reisen. Aber! — wenigstens sende ich Ihnen anbei eine Kleinigkeit von einem Roman, oder einen Roman von einer Kleinigkeit. Betrachten Sie es als einen Strumpf, den ein Galeerensklave strickte, wenn der Wind ihm die Mühe des Ruderns ersparte. Er ist nicht so zierlich, als die Arbeit der zärtlichen Mutter, in einer müssigen Stunde auf dem weichen Sofa verfertigt, — doch ohne Allegorie! nehmen Sie, was ich geben kann." — Herder antwortet darauf am 19. Juni:[1]) „Reise, Heirath, häusliche Einrichtungen etc. etc. haben mich verhindert, weder Ihnen auf mehr, als Einen Brief zu antworten, noch selbst Ihr angenehmes Geschenk, meinen Hr. Vetter Nothanker bisher zu benutzen, der noch meistens aus Hand in Hand geht u. seinen Besitzer nicht wiederfinden will. So verschieden natürlich, wie Alles Götter u. Menschenwerk auch dies genommen werden muss: so sind wenigstens alle darüber einstimmig, dass es für Deutschland so wahr u. genau aufgenommen, so vest durchweg gehalten, u. so eigentlich u. stark angelegt sei, dass es von den 2 Seiten Nutzen schaffen müsse, von denen Deutschland denn auch so sehnlich Veränderung u. Umwechslung erwartet. Insonderheit fand ich in Göttingen ordentlich einen Kreis der Revolution. ‚Haben Sie Nothanker, haben Sie Nothanker etc.' und ich muste also immer den Barbar auf meine Schultern packen, der ihn noch nicht gelesen hätte — wie, wenn man gewust hätte, dass er selbst im Kasten läge? Die Rec. der Hern selbst zeigt, dass sie gern davon los seyn wollen, dass man nicht sage, ‚mein Hr. der schwarze Strich ist auf Seinem Rücken!' Also davon ein Mehreres Nächstens." — Hierauf Nicolai am 25. Juni:[2]) „Ihr Urtheil über meinen Sebaldus erwarte ich mit Begierde. Er ist deutsch, obgleich nicht

---

[1]) Hoffmann, a. a. O., S. 100.

[2]) Ebd. S. 101.

nach deutscher Art und Kunst.[1]) Ich bin also neugierig, zu sehen, in welchem Profile er sich Ihnen in dem Standpunkte, in dem Sie stehen, gezeigt hat. — Der Beyfall ist freilich gross, u. viel grösser, als ich ihn verdient habe. Ich finde es nun bestätigt, dass unsere Nation arm ist! Ich bin nicht willens gewesen einen deutschen Original-Roman zu schreiben. Das Büchlein ist sehr zufällig entstanden ..... Ich sehe, das Publicum legt einen viel höhern Werth darauf, als ich selbst; dies macht mich wegen der folgenden Theile besorgt, worin ich vielleicht manche Grillen ausspinnen könnte, die nicht nach dem Geschmacke meiner geneigten Leser sein dürften, doch *jacta est alea.* — Mein Büchlein hat sogar den Beifall — rathen Sie wessen — des Königs von Preussen, erhalten.[2]) Ich schreibe dies nicht um mich zu rühmen, sondern als etwas sehr sonderbares. Die Idee des Seb. u. des Königs haben in meinem Kopfe nie zusammengestanden, und ich hätte gedacht unter allen Sterblichen müste Er am wenigsten etwas interessantes daran finden können." — Die von Herder in Aussicht gestellte Beurteilung des „Nothanker" erwartete Nicolai ebenso vergeblich wie die Lessings. Im August 1773 zieht sich Herder von der „Allgemeinen deutschen Bibliothek" zurück,[3]) deren nüchterne Verständigkeit seinem eigenen phantasiereichen und poetisch schaffenden Genius mehr und mehr zuwider wurde. Im Sommer des nächsten Jahres platzen die Geister auf einander, und das ehedem sanft schmeichelnde Lüftchen der Anerkennung verwandelt sich plötzlich in einen rauhen Windstoss, der feindlich über die „Sandwüsten" des „Nothanker" hinfährt. Nicolai hatte in schulmeisterndem

[1]) Herders „Von Deutscher Art u. Kunst" war im gleichen Jahre erschienen.

[2]) Die im „Seb. Noth." gegeisselte Anmassung und Verfolgungswut herrschsüchtiger Priester war auch dem Könige verhasst. Bereits 1736 hatte er sich über diesen Punkt in einem Briefe an Voltaire geäussert.

[3]) Vgl. Hoffmann, a. a. O., S. 102.

Tone die Unverständlichkeit der „Ältesten Urkunde“ gerügt.[1]) Darauf Herder:[2]) „„Meine Einbildung — — in Sandwüsten, — — meine Schreibart —‘ u. habe ich Ihnen, m. H., je eine Sylbe über Ihre Einbildung in Nothnagels (!) Sandwüsten etc. gesagt, oder zu sagen, es nöthig gefunden! Und denn ..... ‚ob's nicht etwa einzurichten gewesen, dass die Schrift beim 3ten mal verständlich‘ etc. etc. — — — .... Warum mir das .... in den Bart werfen? Meinetwegen lafse sich die Schrift, wie Sebald. Nothanker lesen oder Eberh.(ards) Pr.(edigten) von J. Ch. dem Gekreuzigten oder Ludovic.(i) Kaufmannslex.(ikon),[3]) mir nur desto lieber! — —“ Herder sagt sich bei dieser Gelegenheit gänzlich von Nicolai los. Letzterer sucht sich in einem Briefe vom 9. Aug. zu rechtfertigen, schliesst aber auch mit einer scharfen Dissonanz.[4]) —

Die Briefe Hamanns an Nicolai über den „Sebaldus Nothanker“ müssen im Zusammenhange mit den Streitschriften beider betrachtet werden. —

Über den zweiten Band des Romans, den Nicolai am 6. Mai 1775 Merck zugesandt hatte,[5]) schreibt dieser am 7. Juli:[6]) „Ihren Sebaldus hab' ich mehr denn Einmal gelesen, und in diesem 2. Theil noch eine festere Manier als in dem ersten mit Vergnügen bemerkt. Besonders gefiel mir die Beschreibung Berlins, die Geschichte Eber-

---

[1]) Vgl. Hoffmann, a. a. O., S. 106 ff.

[2]) Ebd. S. 109 f.

[3]) Vgl. Nicolai, „An den Magum im Norden“ u. Hamanns Schriften, ed. Roth. IV, S. 172.

[4]) Hoffmann, a. a. O., S. 111 ff. — Über den 2. Bd. des „Noth.“ schreibt Herder an Hamann am 3. VI. 1775 („Herders Briefe an Joh. Gg. Hamann“, ed. Hoffmann 1889. S. 100): „Wird Nothankers 2ter Thl. Sie zu nichts wecken? Er hat ihn, wie seine Leiden und Freuden meinem gnädigsten Herrn zugesandt, da ich ihn denn und meinen Namen darinn auch zu sehn bekommen. Wohl uns des feinen Herrn! Ich hatte aber ein ganz anders erwartet.“

[5]) S. „Briefe an Merck“ (1835), S. 67.

[6]) „Briefe aus d. Freundeskr.“ u. s. w., S. 124.

hard's in der Person des Hrn. F., das Symbolum der Wollfabrikanten, die herrliche Geschichte der Priester-Mäntel, der grosse Theatercoup bei dem Ausserwesentlichen der Taufe u. s. w. In der Manier der Erzählung reizte mich überall die gute Exposition von der Entstehungsart menschlicher Handlungen, die in dieser Art Werken, die etwas mehr als Amüsement zum Zwecke haben, für den trägen Leser, besonders unter der grossen Classe der Weltleute nie deutlich und anschreyend genug seyn kann. Ich habe auch überall gefunden, dass das Vergnügen, das hierdurch aus der Bemerkung eigener Observationsgabe und Weltkenntnifs bei dem Leser erweckt wird, so gross ist, dass er dem Autor, der es ihm bereitet hatte, gerne auch etwas Weltkenntnifs zugesteht. Nur die Herren des geistlichen Ordens, auch die tolerantesten, mit bunten Röcken und schwarzen Knopflöchern, wollen Ihnen nicht so viel Gerechtigkeit widerfahren lassen. Die Laune und Urbanität der Schreibart, die Milde und Versteckheit der ausgestreuten Urtheile geben Ihrem Sebaldus vollends den freyen Eintritt in die Häuser der ekelsten Weltkenner deutscher Litteratur.“ — Darauf erwidert Nicolai am 8. Okt.:[1]) „Dass Ihnen der 2te Theil von Sebaldus Nothanker nicht minder gefallen hat, als der erste, macht mir empfindliches Vergnügen. Ich muss dieses Werk in Nebenstunden schreiben, und kann nicht meine ganzen Geisteskräfte daran wenden, zumal da ich es nicht weiter verschieben darf, da ich einmal mit dem Publikum angebunden bin. Der Plan, so zufällig er erdacht worden, und so willkürlich er scheint, hat doch seine grossen Schwierigkeiten, besonders, weil darin, nachdem er seit 6 oder 7 Jahren gelegen hat, verschiedene Veränderungen nothwendig werden. Unter diesen Umständen werde ich manchmal der Arbeit herzlich überdrüssig, und denke selbst sehr geringschätzig davon. So wenig ich literarischen Ruhm suche, so werde ich doch oft verdriesslich, wenn ich,

[1]) „Briefe an Merck“, S. 73 f.

indem mir das Lob des grossen Haufens vor den Ohren gellet, mir vorstelle, dass vielleicht Kenner die Köpfe schütteln. . . . Ihre Anmerkung, dass die Hrn. in blauen Röcken mit schwarzen Knopflöchern mit dem 2ten Theile unzufrieden sind, stimmt vortrefflich mit meiner eigenen Erfahrung. Besonders diejenigen, die die Menschen wollen zusammenfügen:

Wie Krebs und Kalbfleisch in ein Ragout
Und eine wohlschmeckende Sauce dazu

sind am allerunzufriedensten damit. Sie hatten so schön angerichtet, da kommt der 2te Theil, wirft Pfeffer und Ingwer hinein, da sie auf Eier und Mehl hofften, um Alles fein zusammen zu rühren.“ — In einem Briefe vom Dezember 1776 [1]) lobt Merck auch den dritten Band des „Nothanker“ und bedauert nur, dass der Verfasser so stracks zum Ende eile, „da Ihre Manier sichtbarlich immer fester wird, und Sie immer Ihr Publikum besser kannten, und wussten, wo und wie es zu greifen war.“ Merck nennt, „bey der schändlichen Seuche von Lesebüchern, womit uns Gott bisher heimgesucht“, den Roman „eine wahre Schlange, die zur Genesung aufgerichtet ist“. —

Die Frage, wie Thümmel selbst die Anlehnung des „Nothanker“ an seine „Wilhelmine“ aufgenommen habe, finden wir durch einen Brief des Dichters an Nicolai vom 26. Dez. 1773 beantwortet. Er schreibt, für die Zusendung des Buches dankend: „Ich bin mit Ihrem Sebaldus so von ganzem Herzen zufrieden, dass ich nicht einmal leiden kann, dass Sie so demüthig davon sprechen. . . . Rechnen Sie Ihre Schrift unter eine Klasse, unter der Sie nur wollen — genug! sie ist amüsant — sie ist voller feinen, richtigen, neuen und guten Bemerkungen, und ich finde mehr Kenntnifs des Herzens in den Schilderungen der Charaktere als in manchem Autor, der diese Kenntnifs mit Ausschluss aller Andern zu besitzen glaubt.“ Gülchers Briefe an

[1]) „Briefe aus d. Freundeskr.“, S. 145.

Nicolai und Gruners Biographie [1]) bestätigen die Wertschätzung, die Thümmel für den „Sebaldus Nothanker“ hegte, und beweisen, dass Thümmel sich durch die Anlehnung des letzteren an die „Wilhelmine“ geradezu geschmeichelt gefühlt habe. —

Auch Boie spricht sich sehr anerkennend über den ersten Band aus und meint: „Aber Lerm wird das Buch machen. Desto besser.

auch die Lache
führt oft des Ernstes Sache.“

Und gegen Ende des Jahres 1773 berichtet er aus Göttingen: „Sebaldus Nothanker ist noch immer hier in aller Händen, und alles wartet begierig auf den zweyten Theil.“ —

Eschenburg wünscht, mit Bezug auf den ersten Band, „dass doch dieses Buch, voller Worte, geredet zu ihrer Zeit, seines wohlthätigen Zwecks nicht verfehlen möchte“. Am 16. Mai 1775 schreibt er aus Braunschweig, sein Exemplar des zweiten Bandes gehe, da in den Buchläden noch keines zu finden sei, am Hofe und in der Stadt von Hand zu Hand; auch berichtet er, dass der „Nothanker“ dem Herrn Vicepräsidenten Jerusalem ausserordentlich gefalle. Für den dritten Band dankend, schreibt Eschenburg am 17. Juni 1776: „Nach meiner Vorstellung von der grossen Nutzbarkeit dieses Romans würden Sie sich noch um manche andere Stände und Verhältnifse des Lebens durch ähnliche Aufdeckung ihrer Missbräuche und Lächerlichkeiten sehr verdient machen können.“ [2]) —

[1]) A. a. O., S. 73 u. 75. — Am 30. I. 1776 sendet Gülcher N. die Abschrift eines Briefes von Thümmel, worin sich die Stellen finden: „Wann es solche Narren giebt die eine Feindschaft zwischen N. und mir erdichten können, so wird dieses doch unsrer Achtung gegen einander nicht schaden . . . . Es ist (die Anknüpfung des „Noth.“ an die „Wilh.“) der grösste Lobspruch der einem kleinen Gedichte gemacht worden, und der auch dem berühmtesten Verfasser schmeichlen würde.“

[2]) Ähnliche Anregungen ergingen nach dem Erscheinen des „Noth.“ öfter an N. So empfiehlt Gebler (Werner, a. a. O., S. 96) eine Satire gegen den Sturm und Drang als eine des Verf. des „Noth.“ würdige

Uz findet den ersten Band des „Nothanker“ über das Lob erhaben, rühmt insbesondere die „rührende Scene um das Sterbebette der lieben Wilhelmine“, meint aber, Nicolai habe in ein Wespennest gestochen und werde von der Geistlichkeit bitterböse gemacht werden. Die „Gespräche, welche *rem librariam* betreffen“, findet Uz etwas weitläufig. Er hofft, bald den zweiten Teil zu erhalten, „wenn auch gleich der Erste inzwischen *confiscirt* oder in irgend einer Reichsstadt gar verbrannt werden sollte.“ — Nach dem Empfange des dritten Bandes schreibt Uz am 4. Juli 1776: „Sie haben ein Werk vollendet, das Ihnen und der Nation zu allen Zeiten Ehre machen wird . . . . Wie wohl war mir beym lesen, da ich wieder einmal gutes Deutsch fand! Zu einer Zeit, da man unsre Sprache recht mit Gewalt wieder verderbt, nachdem es soviel Mühe gekostet, sie zu verbessern! Wir sollen itzt wieder, wie Hans Sachs, reden und schreiben; und nicht nur im Scherz, denn das möchte hingehen . . . .“—

Bezeichnend für die Wirkung des „Nothanker“ auf gewisse Kreise ist das von Musäus in einem Briefe vom 1. August 1775 an Nicolai ausgesprochene Bedauern, „dass . . . . Sie sich einen solchen Hass des Weimarer und des Berliner und Stettiner Publici zugezogen haben, dass seit der Erscheinung dieses zweyten Theils kein Mensch nicht ein Buch bey Ihnen kauft. Für so orthodox wird doch das Berliner Publikum gehalten.“ —

Raspe rühmt den ersten Band des „Nothanker“ als „unsern besten NationalRoman“ und hofft, dass der zweite Teil „dem gelehrten und ungelehrten Pöbel noch die Geheimnisse der Journal Boutiken entdecken werde.“ —

Ebeling berichtet aus Hamburg über den ersten Band des Werkes: „Jedermann liesst es hier, und unsre

---

Arbeit. — Klockenbring in Hannover meint: „Sollten . . in der juristischen und politischen Welt nicht auch manche Scenen seyn, die verdienten von Ihnen conterfeyet zu werden?“ — Vgl. auch die Briefe von Raspe und Heyne (S. 173 u. S. 184).

guten Prediger lachen ins Fäustchen darüber; einige machen indessen Fratzengesichter.“ —

Nicolai hatte den ersten Band im Frühjahr 1773 auch an Gebler gesandt: „Ich habe die Ehre Ew. Hochwohlgebohrnen anbey meinen armen Sebaldus vorzustellen. Er ist ein unansehnlicher Dorfpastor, der nicht gewohnt ist, vor Hofleuten zu erscheinen, Sie werden ihm daher vergeben, wenn er etwas ungelenck u. links sich anstellt. Ich hoffe wenigstens, dass die Censur in Wien erlauben werde, dass er Ew. Hochwohlgebohrnen und dem ehrwürdig. Pastor Denis aufwarte, wenn es auch sonst der Gemüthsruhe der Bürger zu Wien, sollte zuträglich gehalten werden, dass er von den Stadtthoren abgewiesen werde.[1]) — Gebler nennt in seiner Erwiderung[2]) den „ehrlichen Nothanker“ sein und aller seiner Freunde Lieblingsbuch und beschwört Nicolai, „ein so vortrefliches Werk, ein ächtes Original das unserm Vaterland Ehre bringt, nicht nur nicht unvollendet zu lassen, sondern auch bald zu vollenden“ .... Im weiteren Verlaufe der Korrespondenz mahnt Gebler immer wieder an die Fortsetzung des Romans. Am 14. Februar 1775[3]) bestätigt er, mit der Versicherung, dass ihm „Nikolaische Briefe und Produktionen allezeit ein Fest“ sind, den Empfang der „Freuden des jungen Werthers.“ — „Allein, wann werden wir die sehnlich erwartete Fortsetzung des Nothankers erhalten? fast möchte ich auf Euer Hochedelgebohr. unwillig werden, dass Sie Dero Musse auf eine andere Arbeit verwendet. Doch es sey Ihnen wegen der Güte des Werks verziehen. Nothanker und die Freuden des jungen Werthers sind herrliche Geschenke, die Sie uns machen: und wer wollte der Freygebigkeit Gesetze vorschreiben?“ — Geblers Wunsch wurde endlich im Frühjahr 1775 durch das Erscheinen des zweiten

---

[1]) Werner, a. a. O., S. 42.
[2]) Ebd. S. 49.
[3]) Ebd. S. 63 f.

Bandes erfüllt. Auch dieser findet seinen ganzen Beifall: „Nothankers zweyter Theil ist seinem ältern Bruder am Werth vollkommen gleich; vielleicht übertrift er ihn noch in einigen Stücken .... Möchte das allgemeine Verlangen, diesen ersten Nationalroman bald vollendet zu sehen, sich mit Euer Hochedelgebohr. anderweitigen Geschäften vereinbaren lassen! Noch ist meines Wissens .... das Urtheil des Censurgerichts über besagten zweyten Theil nicht ergangen. Ich hoffe aber, er werde entweder ganz frey oder wenigstens gegen Zettel passieren.“ [1]) — Später verbreitet sich das Gerücht, dass das Buch in Wien ganz verboten sei. „Der arme Sebaldus!“ schreibt Nicolai. [2]) „Sein Schicksal ist schon, aus allen Ländern vertrieben zu werden wo er sich zeigt.“ Ganz so schlimm war es in Wien nun freilich nicht: der zweite Band wurde, wie Gebler am 9. Dezember 1775 mitteilt, [3]) zwar nicht allgemein, aber gegen Zettel erlaubt. An dieser Beschränkung „mag bloss Schuld seyn, dass einige Umstände den mir wohlbekannten Censor furchtsamer gemacht haben. Unter gleichen Umständen, wäre es dem ersten Theil, wegen der Stellen die Endlichkeit der Höllenstrafen betreffend, nicht besser gegangen. Die gewöhnliche Frucht des Verbots, oder der beschwehrlichen Erlangung eines als gut und witzig bekannten Buchs ist, dass es nur um so stärker gesucht, und in der Stille eingeführt wird.“ — Schon, als der dritte Band erst in Aussicht stand, äusserte Gebler seine Unzufriedenheit darüber, dass damit das ganze Werk beschlossen sein solle. „Auf viere hatte ich mir wenigstens Hofnung gemacht .... Wir möchten gern von Nothanker soviel Theile lesen, als wir von ganzen Herzen dem Verfasser des Danischmende [4]) jedes Capitel der schleppenden unerträglichen Fortsetzung

[1]) D. h. mit besonderen Erlaubnisscheinen. A. a. O., S. 66.

[2]) Ebd. S. 69.

[3]) Ebd. S. 74.

[4]) Wielands „Gesch. des Philosoph. Danischmende“ erschien zuerst im „Teutsch. Merk.“ 1775.

schenken.“ [1]) — Am 24. Juni 1776 schreibt Gebler über den dritten Band: [2]) „Der ehrliche Sebaldus bleibt bis ans Ende interessant, liebenswürdig . . . .“ —

Denis dankt am 20. Juli 1773 [3]) für den „allerliebsten Roman, aus dem gemeinen Leben genommen, voll Wirklichkeit, und ganz nach den Ideen, die ich von dergleichen Werken habe. Er hat alle meine Empfindung aufgebothen. Oft habe ich im Lesen laut aufgeruffen: Er hat Recht! So sind sie! u. dergl. Und wenn ich dann mit Ihnen fertig war, so riss mich Chodowiecki zu sich hin. Habe ich doch in meinem Leben auf so kleinen Figuren diesen Ausdruck in den Gesichtern, Stellungen u. s. w. nicht gesehen! Trotz Franzosen und alle Welt! Viele Tage konnte ich den armen Sebaldus, wie er auf dem Titelkupfer ausgekleidet wird, nicht ohne innigste Rührung ansehen. Haben Sie noch einmal Dank mit Ihrem künstlichen (!) Freunde, und geben Sie uns ja bald die Fortsetzung! Aber machen Sie den ehrlichen Apokalyptiker zuletzt glücklich, ich beschwöre Sie, geben Sie dem zärtlichen Säugling seine Mariane! [4]) Er hat ja mit Thränen in den Augen für den armen Jakob gesammelt . . . .“ [5]) Denis schliesst mit den Worten: „Mit Freuden habe ich H. Riedeln sagen hören: Diese Schrift söhnt mich mit Nicolai vollkommen aus.“ —

Diese letztere Mitteilung wird von Riedel selbst bestätigt. Wir haben bereits bei einem früheren Anlasse [6]) davon gesprochen, dass der eben Genannte aus Zweckmässigkeitsgründen von Wien aus den Versuch machte, sich Nicolai günstiger zu stimmen. Bei dieser Gelegenheit schmeichelt er (in dem Briefe vom 22. September 1773): „Ihr Sebaldus hat mich vollends nicht nur mit Ihnen ausgesöhnt;

---

[1]) A. a. O., S. 71 f.
[2]) Ebd. S. 78.
[3]) Ebd. S. 140.
[4]) Vgl. den auf S. 162 f. mitgeteilten Br. Lessings v. 18. VII. 1773.
[5]) „Seb. Noth.“ I, S. 203.
[6]) Vgl. S. 127.

(ich bekam ihn eben, da Sie an den Baron Gebler geschrieben hatten, dass Sie sich über mich zu beklagen hätten, und dass ich weder in Jena, noch in Erfurt etwas von der Kunst könnte gelernt haben)[1]) nicht nur mit Ihnen ausgesöhnt, sondern mich voll von Hochachtung und Liebe gegen Sie gemacht." Am Schlusse des Briefes unterzeichnet Riedel „mit wahrer und aufrichtiger Hochachtung — des Herrn Sebaldus Nothanker — (eines Buchs, welches ich meinem Freunde *Chevalier Gluck* schon dreymahl vorgelesen habe)". —

Aus dem gerade in Bezug auf den „Sebaldus Nothanker" ziemlich ergiebigen Briefwechsel v. Bretschneiders mit Nicolai, aus welchem wir interessante Stellen schon bei anderen Gelegenheiten angeführt haben, sei hier noch einiges mitgeteilt. Bei dem ersten Bande, der „als das einzige Original in seiner Art bey allen Vernünftigen einen beständigen Rang behaupten wird", hat Bretschneider nur „den kleinen Anstand, dass mir des Herrn Sebald Charackter mit den LandPfarrer in der Wilhelmine nicht recht zusammenpasst." — Mit seinem eigenen Romane: „Familiengeschichte und Abentheuer des Junker Ferdinands von Thon" (1775) beschäftigt, schreibt Bretschneider am 28. April 1775 scherzhaft an Nicolai: „Ich will Ihnen dadurch aus der *possession*, dass sie der beste Romanschreiber in Deutschland sind, verdrängen und mich auf den Thron setzen"; und noch 1792 ist Bretschneider der Ansicht, „dass wir fast noch nicht mehr als etwa 3 gute deutsche Romane haben, worunter zwar Ihr Sebaldus ist, aber gewiss nicht mein Thon ...." — In einem Briefe aus dem Jahre 1780 teilt Bretschneider mit, dass er den Sebald sogar bei einem katholischen Geistlichen im Banat Temesvar angetroffen habe, „und was noch mehr — der Mann verstand ihn". — Sehr bezeichnend für die populäre Wirkung des „Nothanker" einerseits und andrerseits für die namentlich in Wien ge-

[1]) Vgl. Werner, a. a. O., S. 41.

pflegte Modesucht, mit gelehrten Bekanntschaften gross zu thun, sind einige satirische Stellen in Bretschneiders Briefen. Mit Bezug auf den von Nicolai beabsichtigten Besuch Wiens schreibt er am 12. April 1781: „Sie werden in einen Taumel von Festins gerathen, dass Ihnen Kopf und Magen wehe thun und das Herz über die verlohrne Zeit bluten wird; denn ein *Incognito* ist Ihrerseits gar nicht möglich, und mit Gelehrten bekannt zu seyn, und sich zu rühmen das man den Verfaſser des Seb. Nothanckers einen Faſsan im Sauerkraut hat zu efsen gegeben, das gehört in Wien zum Modeton. Man wird, um sich diese Ehre zu verschaffen, Ihren Bedienten bestechen und die Plätze bezahlen wie bey einer *Execution* ....“ Und am 10. Juni 1782: „O die Ruhmsucht eines gelehrten Geruchs, wenn er sich auch nur auf die Bekanntschaft mit grossen Männern gründet! ist hier etwas das zum besten Ton in Gesellschaften gehört ..... Diese Federn sind hier etwas sehr gemeines, wenn Sie aber erlauben, dass ich auf die runde Oberfläche darf stechen laſsen, *mit dieser Feder hat Friedrich Nicolai seinen Sebaldum Nothanker geschrieben*, so will ich sie der Behörde überliefern und ich bin versichert, dass sie mit eben der Ehrfurcht und Herrlichkeit aufgenommen wird, als ob sie aus dem Flügel des Engel Gabriels wäre.“ —

Justus Möser meldet am 3. November 1773 die „glückliche Ankunft des guten Sebaldus“.[1]) Er „hat inzwischen seine Sache vor allen kritischen Tribunalen rechtskräftig gewonnen, und ich kann ihm nur noch meinen aufrichtigen Glückwunsch zujauchzen. In der That scheint er mir auch das rechte weise Mass getroffen zu haben, und ich erinnere mich keiner Schrift, worin das Komische so unterrichtend und zweckmässig ist wie in dieser, besonders wenn die Episode im letztern Buche,[2]) welche jetzt noch etwas willkürlich zu sein scheint, zu einer nöthigen Maschine im

[1]) Werke X. S. 152 f.

[2]) I, 3. Buch: die Scenen im Hohenaufschen Hause.

künftigen Theile gemacht wird. Der Verfasser hat zwar in der Vorrede protestirt, dass er keine epische Geschichte liefere; aber die Verbindung aller Figuren zu einem Hauptzweck bleibt doch immer eine Hauptsache in jedem Gemälde". — Über den dritten Band schreibt Möser am 20. Juni 1776:[1]) „Es hat mich recht gefreuet, dass Ew. sich noch vorm Tode bekehrt, und im dritten Theile des Nothankers das Ärgernifs weggenommen haben, worüber alle Rechtgläubige so sehr aufgebracht waren. So fällt man in der Welt, wie im Roman, zuletzt den Orthodoxen in die Hände.[2]) Ein paar Episoden mehr hätten das Werk noch wohl ein Bischen verlängern können;[3]) aber es scheint, die Braut war endlich des Tanzens müde, und wollte nun auch einmal — ausruhen." —

Ein sehr enthusiastisches Lob spendet Zimmermann in Hannover dem Nicolaischen Romane. Am 31. Okt. 1773 schreibt er: „Aussprechen kann ich mit Worten nicht, liebster Nicolai, welche Freude Sie mir mit Ihrem Nothanker gemacht haben, und noch immer machen. Ich glaube nicht, dass ein angenehmeres und nützlicheres Buch jemals in irgend einer Sprache sey geschrieben worden. Nur der Religion allein thun Sie durch dieses Buch unendlich mehr Vortheil als ihr jemals durch alle dogmatischen ist gethan worden. Auch die Masse des allgemeinen Verstandes vermehren Sie durch das heilige Römische Reich in hundert Abrifsen . . . . Ich wankte vor einiger Zeit in dem Bremischen herum[4]) und Nothanker war damals bey mir im Wagen, so wie er allenthalben bey mir gewesen ist, ich hatte ihn unter den Thoren von Stade in der Hand, und vor lauter Lachen fiel er mir aus der Hand. — Ich

---

[1]) A. a. O., S. 160.

[2]) Vgl. III, S. 6 ff.

[3]) Auch am 1. VII. 1776 schreibt Möser (a. a. O., S. 163): „Haben Sie doch selbst Ihren Nothanker im dritten Akt zur Ruhe gebracht, da er doch gar wohl bis zum fünften hätte figuriren können."

[4]) Vgl. die Vorr. zu „Seb. Noth.", S. 5.

lese itzt den geistlichen Don Quixote, den Reich herausgegeben hat.[1]) Der ist auch ein Mann für Sie, und einen solchen Roman hätten Sie auch geschrieben, wenn Sie in England lebten. Aber Nothanker ist unendlich reichhaltiger, unendlich weiter umhersehend und tiefer in Leben und Sitten eingreifend als dieser an sich auch vortreffliche Donquixote. Agathon und Nothanker sind meines Erachtens zwey classische Bücher der Deutschen, die von keiner Nation übertroffen werden können.“ — Im gleichen Briefe giebt Zimmermann Verhaltungsmassregeln für den kranken Moses und empfiehlt „vor allem aus, wenn ihm alle Bücher der Welt nicht befser schmecken als einem Hungrigen Sägespäne schmecken würden, ein Capitel aus dem Sebaldus Nothanker“. — Als der zweite Band des Buches erschienen war, meint Zimmermann, dies werde wieder ein Trost für ganz Deutschland sein, „denn gewifs erwartet kein Jude den Mefsias mit grösserm Verlangen als jeder Vernünftige Leser von Nothankers erstem Theil den zweiten“. — Nach dem Empfange des dritten Bandes aber schreibt er: „Nothanker wird und muss die gantze deutsche Nation lieb haben so lange auf dieser Welt die deutsche Sprache gesprochen wird . . . . Unsere grossen Meister dreschen mehrentheils leeres Stroh. Von dem Nothanker hingegen kann man sagen, dass er unserm Zeitalter nöthig war, und dass er zum Besten der Religion . . . . anitzt und in folgenden Jahrhunderten unendlich viel Gutes wirken wird und muss.“ —

Iselin erwartet von dem ersten Bande des „Nothanker“ den „ausgebreitetsten Nutzen“; alles müsse ihn zu einem Lieblingswerke des grössten und darunter auch des besten Teils der deutschen Nation machen. Schon beim zweiten Bande aber mahnt er Nicolai: „Lassen Sie diese Orthodoxen gehen. Man ist ihrer überdrüssig; sie sind ge-

[1]) „Der geistl. Don Quixote, oder Gottfr. Wildgoosens den Sommer über angestellte Wanderschaft.“ Ein kom. Roman in 3 Teilen, aus dem Engl. Leipzig, bei Weidmanns Erben u. Reich. 1773.

züchtiget und gedemüthiget genug und einen Menschen, den man schon einmal am Pranger gesehen, verlangt man nicht wieder zu sehen.“ Nicolai aber entgegnet: [1]) „Mit den Orthodoxen müssen Sie schon aushalten, denn mein Plan lässt sich nicht ganz abändern, auch ist diese Rotte nicht, wie Sie, mein bester Freund, zu glauben scheinen, gedämpft, vielmehr sind sie noch fast allenthalben im Besitze höchster Macht und der einträglichsten Stellen.“ Am 19. August 1776 berichtet Iselin von einem „köstlichen Abend, da eine meiner Töchter und einer meiner Knaben mir viele schöne Stellen davon (eben vom „Nothanker“) auszeichneten und mich und ihre Mutter, wenn wir sie Meister gelassen hätten, uns die ganze Nacht aufgehalten hätten, um uns noch mehrere vorzulesen. Doch hätte ich gewünscht, dass bey einigen satyrischen Stellen sie weniger gelächelt hätten und ich weniger hätte lächeln können“. Iselins in einem späteren Briefe geäussertes Bedenken, dass den Orthodoxen und Pietisten im „Nothanker“ gar zu übel mitgespielt worden, und dass der beste Geistliche darin ein Narr sei, sucht Nicolai mit folgender bemerkenswerten, einen Einblick sowohl in die tendenziösen Zwecke des Romans, als in die künstlerischen Absichten des Verfassers gewährenden Verteidigung zu entkräften. [2]) „Der beste Geistliche darin sollte ein Narr seyn? — Was wäre Sebaldus selbst? Die edlen Qualitäten, die er hat, sind mit einer ganz unschuldigen Thorheit verknüpft, die in seiner Art zu studiren liegt, und die niemand, kaum einmahl ihm selbst schadet. Lass einen jeden vor und in seinen Busen greifen und untersuchen, ob er keine schändlichere Thorheit darin hege. Einen ganz vollkommenen Menschen schildern ist sehr leicht. Aber die Beschreibung macht dem Leser lange Weile, giebt zu keiner Handlung Anlass und bleibt ununterrichtend, weil sie der Natur nicht gemäss ist. Aber dass kein Geistlicher den Seb. aufrichtig

[1]) Am 17. VIII. 1775 (Kopie im Nachl.).
[2]) Brief v. 9. VI. 1777 (ebd.).

goutirt, daran ist schuld, dass die Herren ein *genus irritabile* sind, welche verlangen, dass man nicht anders als mit dem Hute in der Hand von ihnen sprechen soll. Der geringste Tadel, glauben sie, nehme ihnen etwas von der Würde, und viele glauben gar, der Religion geschehe dadurch Eintrag. Dass ich den Stand nicht habe schänden wollen, muss wohl jeder unbefangene Leser sehen. Aber ich habe den Stand geschildert so wie er ist, und wo ist der Stand, er sei, welcher er wolle, in welchem nicht die guten die allerwenigsten und der schlechten die meisten sind; wenn man nehmlich die wirkliche Welt und nicht eine kahle Imagination schildern will. Die Beschuldigungen der Pietisten und der Orthodoxen sind wahr, daher können sie nicht ungerecht seyn. Der Spott über ihre Thorheiten ist verdient, also darf ich mich dessen nicht schämen. Mein Tadel trifft den Thoren, nicht den braven Mann. Wer besonders glaubt, dass ich den Pietisten (nämlich den Wortpietisten von der Art, von welcher ich rede) zuviel thue, muss diese Leute gar nicht kennen.“ —

Höpfner schreibt am 11. Sept. 1773 u. a.: „Die gar zierlichen Verbeugungen, die Ihnen die Herrn Zeitungsschreiber samt und sonders gemacht haben, müssen Sie doch wohl bewegen, noch mehr als ein solches Buch zu schreiben.“ — Am 6. Jan. 1775 mahnt er: „Wo bleibt Ihr Nothanker. Meine Frau . . . sieht in jedem Mefscatalog sogleich nach dem L. (Leben und Meinungen etc.) mit grofser Sehnsucht, und das thun noch mehr ehrliche Leute . . . . . .“ Nicolai bemerkt dazu: „Der 2te Th. wird nun zur Ostermesse erscheinen. Aber ich befürchte: die Damen werden nicht damit zufrieden seyn; er sieht verzweifelt pedantisch darinn aus. Geduld! Ich will einmahl einen ausdrücklichen Roman für Frzmer (Frauenzimmer) schreiben.“ — Am 26. Juni 1775 dankt Höpfner für den zweiten Band und bemerkt: „Gott wie geht Ihr mit den Theologen um! Wifst Ihr nicht was *odium theologicum* ist?“ —

Springer (Erfurt) erklärt, dass Nicolai mit dem ersten

Bande des „Nothanker“ der „gesunden gelehrten und feinen Welt einen grossen Liebesdienst“ erwiesen habe .... „Gebenedeyet sey der Mann, der in solcher Brittischen Freyheit, in solcher köstlichen Laune, der Nation den Staar sticht; das ist mehr als verschraubte Könige von S . . .[1]) was brauchen wir soweit zu reisen, um Masken für Narren zu holen. Wir können auch offene Bäle geben oder unsere Masken im Vaterlande fabriciern lafsen.“ — Am 9. Okt. 1773 berichtet Springer, dass „unsere Kaysl. *Officiers* von *Lecture*“, sowie hochgestellte Damen den „Nothanker“ mit Enthusiasmus lesen. — Nach Empfang des zweiten Bandes entschuldigt er (in einem Briefe vom 11. Mai 1775) die Vorsicht, „dass wir Nothankern noch nicht *recensiren*. Die heilige Kolbe, die darin gelauset wird, hatt allzuviel Theil an gewissen ordentlichen auch wohl Hof-*rapports*, als dass sie nicht in finstern Schlichen und *rancunen* sich zu rächen suchen würde . . .“ In dem dritten Bande erblickt Springer eine „göttliche Predigt so herrlicher, meist aber unerkannter Wahrheiten“; er ist begeistert „von solchen Kraftstücken des Witzes, des guten Tons und Geschmacks, der Weltkenntnifs und des Patriotismus“. —

Mit überschwänglichen Lobsprüchen preist Unzer den ersten Band und meint naiv, Nicolai könne ein so angelegtes Werk so lange fortsetzen, als er lebe. Auf Unzers spätere Frage (vom 16. Juli 1774): „Wo mag doch der gute Sebaldus sich herumtreiben?“ bemerkt Nicolai: „Ich hoffe ihn bald wieder zu finden und ihn in die Nachbarschaft von Altona zu senden,“ worauf jener erwidert: „Ihr guter Genius führe ihn glücklich! Wenn Sie wüsten, wie viel Augen ihm hier entgegen sehen!“ Am 5. Juli 1775 drängt Unzer auch zur Vollendung des dritten Teils, „damit Ihnen nicht wieder ein Lumpenkerl einen unterschiebt“. [2]) —

---

[1]) Wieland, „Der Goldne Spiegel, oder die Könige von Scheschian“. 1772.

[2]) Bezieht sich auf den unechten zweiten Band.

Heyne in Göttingen wünscht nach Empfang des ersten Bandes in den folgenden „insonderheit zwey Punkte noch ins Licht gesetzt zu sehen: den Zustand unseres Recensions- u. Journalwesens, und die eigentliche Lage unsers Buchhandels, ich würde noch den Charakter unserer Glahrsamkeit beyfügen, wenn es nicht zu weit führte . . . Herr Wieland macht doch einen wunderlichen Auftritt mit seinem Mercur: er verdient doch auch ein Kapitel im Sebaldus". [1]) —

Niebuhr rühmt die Lebenswahrheit der geschilderten Charaktere und ist überzeugt, dass das Buch eben dadurch Nutzen stiften werde. —

Besonderes Interesse dürfen die Urteile der mit Nicolai befreundeten Theologen beanspruchen. Schrökh, der Kirchenhistoriker, lobt den ersten Band und seine Tendenz, berichtet von einem selbsterlebten Konflikte mit einem Wittenberger D. Stauzius, hat aber auch einiges an dem Buche auszusetzen, u. a., „dass Sie den ehrlichen Mann (Sebaldus) eben bey einer der rührendsten Scenen seines Lebens, die Sie auch sehr wohl beschrieben haben, durch seine Apocalyptischen Seufzer lächerlich werden laſsen." [2]) — In einer Besprechung des zweiten Teils (vom 29. Mai 1775) konstatiert Schrökh, dass er und Nicolai in der Theorie der Religion „ziemliche *Dissidenten*" seien, lehnt es aber ab, Nicolais oder „H. Nothankers Meinungen" theologisch zu beurteilen. Ja, er wünscht sogar „recht boshaft", dass Nicolai als Theologe überhaupt nicht ernst genommen werde. „Sie wären sonst ein gefährlicher Mann für unsern Evangelischen Lehrbegriff!" Auch bedauert Schrökh, dass Nicolai den guten Major „so *cavalierement* denkend" aus der Welt gehen lasse. —

Ein sehr interessantes, für die Vermittlungstheologie bezeichnendes Urteil Semlers über den „Nothanker" ist

[1]) Br. v. 29. VIII. 1773.

[2]) Br. v. 6. V. 1773. Vgl. I, S. 69. Eine in Kritiken öfter getadelte, in den späteren Auflagen geänderte Stelle.

uns gleichfalls im Nicolaischen Nachlass erhalten. Am 29. April 1776 schreibt jener nach Empfang des dritten Bandes: „ . . . ich werde es ferner in *collegiis* sagen, dass Nothanker mit *application* gelesen, nüzlicher ist, als 6 Postillen, 4 *quarto dogmatica* und sonstige Kirchenhistorien. Aber wo haben Sie den hervorstechenden *bon sens* gewonnen, über solche Dinge? völlig meine Denkungsart, würde ich sagen, wenn dis etwas hieſse; und wenn Sie nicht sogar meinen Namen etlichemal angebracht hätten.[1]) Meinen Dank verlangen Sie nicht dafür, wenn Ihnen gleich weder Büzow, noch Jena, noch Göze in der schwarzen Zeitung danken wird. Wie glückseelig sind Sie, dass Sie so reichhaltig predigen können, u. wir lateinische Schulmeister, doch was mich betrifft, *sans comparaison* hinken noch so um den alten Altar her. Wenn Sie es etwa erfaren, daſs ich heute hier *disputirt* habe, von *personalität* des heil. Geistes: so werden Sie ja nicht irre; ich suche eine Mittelstrafse, u. sie wird nach u. nach aufkommen, wenn Dinge für *clericos* separirt werden, wie sie es ehedem waren.“ [2]) —

Resewitz schreibt am 15. August 1773 über den ersten Band: „Die Charaktere sind so wahr, so deutsch und so treffend, als ich sie noch nie gesehen habe; und so wenig bedeutend und vornehmlich die Begebenheiten auch an sich sind, so intereſsieren sie doch man weiſs selbst nicht warum, vermuthlich aber, weil sie mitten aus uns hergenommen sind, und wir uns gleichsam darin zu Hause finden. Die Parthieen, welche die deutsche Gelehrsamkeit vors Auge bringen, werden es zwar nicht für jedermann seyn, aber für unsere deutsche Gelehrten sind sie lehrreich und beschämend. Man erblickt alle ihre schwachen und lächerlichen Seiten recht augenscheinlich, wenn sie in einer solchen Musterung vorgeführt werden. Eines wünschte ich, dass der Styl der Erzählung kürzer und gedrungener seyn

[1]) III, S. 63 u. 173.
[2]) Vgl. o. S. 60.

möchte, wo der Geschichtsschreiber und nicht die handelnde Person redet.“ — Über den dritten Band äussert Resewitz am 24. April 1776: „Sie haben dem geistlichen Stande viele nützlichen Wahrheiten gesagt, wenn sie nur gebraucht werden.“ —

Dem Prediger Lüdke, dem Verfasser des vielgelesenen Buches „Über Toleranz und Gewissensfreyheit“ (1774), hatte Nicolai das Manuskript des zweiten Bandes zur Beurteilung übergeben. Lüdke sendet es am 16. März 1775 mit freimütigen Bemerkungen zurück. „Heilsame Wahrheiten sind darin, übrigens viel Gespräch und wenig Geschichte. Ich glaube gern, dass es dergleichen abgeschmackte Geistliche in grosser Anzahl giebt, als Sie uns hier vorführen. Aber wird man nicht sagen, dass Sie es zu sichtbar darauf angelegt haben, den geistlichen Stand als denjenigen abzubilden, in dem es die meisten Dummköpfe, Narren und schlechte Kerle giebt?“ Lüdke führt verschiedene Stellen an, die ihm nicht gefallen haben. „Schelmischer Weise haben Sie mir auch mit meiner Fütterung meiner tolligten Hüner etwas abgegeben . . .[1]) Aber das schüttle ich ab, und hat in mein Urtheil keinen Einfluss. Mich dünkt nur, für einen Schriftsteller wie Sie, der gewisse Narrheiten auf die feinste Weise rügen kann, sind einige Ausdrücke und Schilderungen zu platt oder vielleicht zu gemein . . . .“ Lüdke schliesst mit den Worten: „Gut ist es, dass mein Buch von der Toleranz vor diesem Theil Ihres Sebaldus in der Welt ist, sonst traute ich mich nicht es bekannt zu machen.“ —

J. A. Hermes dankt am 1. Juni 1775 für den zweiten Band. „Da ich selbst den Eifer intoleranter Orthodoxie in so hohem Grade erfahren habe,[2]) so muss dies Buch mich natürlicher Weise um so mehr interefsiren.“ —

---

[1]) S. „Seb. Noth.“ II, S. 220.

[2]) In Nicolais Nachl. findet sich auch ein vom 2. XII. 1773 datierter Brief von J. A. Hermes an Lüdke, worin jener über ein von dem herzogl. mecklenb. Konsistorium mit ihm angestelltes, stark

Pistorius erklärt am 5. Mai 1773 seine völlige Zustimmung zu dem ersten Bande, findet den Charakter des Helden ebenso neu als glücklich gewählt und ist „bis auf die Apokalypse und die Kruſsische Philosophie“ auch mit dem theologischen System des Sebaldus einverstanden; ja, er bekennt, dass er ebenso wie dieser abgesetzt zu werden das Schicksal haben würde, wenn der Präsident und D. Stauzius seine Richter sein sollten. „Aber unter andern guten Wirkungen, die ich mir von diesem Buche verspreche, hoffe ich auch, dass es dazu dienen werde, bey manchen Lesern solche Präsidenten und Generalsuperintendenten nunmehr zu discreditiren . . . . und uns ehrlichen Sebalden immer mehr Gewissensfreyheit zu verschaffen . . . . Wenn ich etwas tadeln sollte, so würde es nicht die darin angebrachte Satyre, sondern die gar zu nahmentlich angebrachte Satyre sein.“ — Bemerkenswert ist das Gesamturteil von Pistorius über den ersten Band: „Dem empfindsamen Baumeister und scharfsinnigen Verfasser dieses Lebens war es vorbehalten, die deutsche Litteratur mit einer neuen Gattung zu bereichern und uns Deutschen einen deutschen Roman mit deutschen Charakteren und deutschen Sitten zu liefern. Möchte es ihm gefallen, diese Goldgrube, die er geöfnet hat, ferner zu bearbeiten.“ —

Walch (Schleusingen), ein Mitarbeiter der „Allg. d. Bibl.,“ berichtet am 19. Juli 1775: „Die poetische Predigt in Berlin [1]) ist nicht die einzige. Es ist in diesem

---

an die im „Noth.“ geschilderten Vorgänge erinnerndes Inquisitionsverhör ausführlich berichtet und schliesslich sagt: „Gott sey Dank, dass ich noch so eben mit einem blauen Auge davon gekommen bin, und dass es mir nicht vollends so arg, wie dem Herrn Sebaldus Nothanker ergangen ist.“ Lüdke verwertete die Erlebnisse Hermes', die grosses Aufsehen und verschiedene litterarische Wirkungen verursachten, in der Schrift „Vom falschen Religionseifer“. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass auch Nicolai, der den ihm von Lüdke mitgeteilten Brief zurückbehielt, Hermes' Schicksale, gemeinsam mit denen Eberhards, für die Geschichte des Herrn F. (II, 51 ff.; vgl. besonders S. 70) benützte.

[1]) S. „Seb. Noth.“ II, S. 74. Anm.

Jahre auch eine in Merseburg gehalten worden, deren Verf. J. Gottl. Kirchner sie in Leipzig drucken lafsen und sich darüber viele Verfolgung zugezogen hat. Zu erbaulichen Ewigkeits- und Abendmahlsliedern, die etwa H. Sebaldus in einem künftigen Theil mitsummen kann, kann ich aus dem hiesigen Gesangbuch einen wichtigen Beitrag liefern . . . ." —

Mutzenbecher (Göttingen) fragt am 12. Mai 1773, ob der Verfasser des „Nothanker" nicht den Hamburgischen Bannstrahl fürchte. „10 Jahr früher liefe wirklich der arme Nothanker Gefahr, nicht nur abgekanzelt, sondern wohl gar (Goeze zum süssen Geruch) sollenniter verbrannt zu werden. Itzt kann er wahr und richtig Nutzen stiften. — Den guten Säugling haben Kästner und fast jeder der ihn gelesen gedeutet. Lassen Sie ihn ja bald wieder erscheinen. Es bleibt dabei, dass die lachende Satyre immer die beste und kräftigste ist." — Über die grosse Verbreitung des „Nothanker" in Holland und seine Verfolgung durch die Orthodoxen berichtet Mutzenbecher in späteren, von uns bereits bei einer früheren Gelegenheit[1]) erwähnten Briefen. —

Friedr. Eberh. v. Rochow schreibt am 30. April 1773: „Ihr allerliebstes Büchlein macht meine Seele lachen und ist ein Pendant zur Wilhelmine, von dem man zweifelhaft ist, ob es ihr lieber zur Linken oder zur Rechten hängen soll. Aber was werden die Leute sagen? *quos perfricasti* — Es wird wieder ein Winseln entstehen von Hamburg bis Lindau am Boden-See: Und Berlin, der Mutter und Säugamme der *Heterodoxie*, wird manches Wehe! zugerufen werden." — An Nicolais Bedenken, „wie wenig das Publikum in Deutschland noch vorbereitet ist, gewisse Wahrheiten ganz nackend zu sehen", werden wir erinnert, wenn selbst einem Manne wie Rochow das Licht der Aufklärung, das aus dem „Nothanker" herausleuchtet, zu grell erscheint. „Als ich

[1]) Vgl. die Anm. 1 auf S. 160.

in dem zweyten Theile des Sebaldus blätterte," schreibt er am 7. Mai 1775, „da meynte ich über den Ton, oder das Colorit worinn gewifse Parthien gehalten sind, die Stirne falten zu müssen. Nur erst jetzo, da ich Zeit gefunden, ununterbrochen zu lesen, berichtigt sich mein Urtheil. Zwar, wenn Erleuchtung nach Stufen sich, wie uns die Geschichte zu lehren scheint, am besten für ein solches Wesen, wie der Mensch ist, schickt, dessen Augen keine *Membrana nictitans* haben, sondern bey zu vielem plötzlichen Lichte erblinden: So würde meine temperamentliche Furchtsamkeit mich vielleicht irre führen, dafern ich den Grad des Lichtes für jetzo bestimmen sollte. Zum Glück ist dann auch mein Wirkungskreys so klein, als mein Muth. In diesem kleinen Creyse aber bestimmen die Grundsätze der freysten Unpartheylichkeit und Hochschätzung für Wahrheit, wo sie steht, noch stets meine Handlungen." — Nach Empfang des dritten Bandes meint Rochow, dass Nicolai in dem ganzen Werke das *Delectando docet* so glücklich und so vollständig erreicht habe, als vielleicht sehr wenige seiner Vorgänger in dieser Gattung. — Über die im zweiten Bande des Romans enthaltenen Anspielungen auf Rochows eigene Persönlichkeit und eigenes Wirken findet sich in dessen Briefen keine Bemerkung. —

Campe erzählt am 5. Juni 1775: „Der Verstorbene H. Obrist (v. Quintus)[1]) hat ihren fortgesetzten Sebaldus einige Tage vor seinem Tode gelesen und ihn gar sehr goutirt." Der dritte Band gefiel Campe beinahe noch mehr als die ersten Teile. Er berichtet am 11. Juli 1776, dass er auf einer Reise oft Gelegenheit gehabt habe, sich „darüber herum zu beifsen" und den Roman gegen den Vorwurf zu verteidigen, dass er eine Satire auf den ganzen Stand der Geistlichen sei. —

Nicolais Amsterdamer Freund Theodor Gülcher rühmt an dem ersten Bande die treffenden und „original deutschen"

---

[1]) Quintus Icilius (Guichard), gest. 15. V. 1775.

Charaktere, sowie die „wahre Englische Laune oder *humour* und das untermischte naive niedrige Comische". Wie bekannt, war Gülcher an der Entstehung des dritten Bandes selbst wesentlich beteiligt. Nachdem Nicolai ihm den ersten Teil dieses Bandes im Manuskript zugesandt hatte, spricht Gülcher in einem Briefe vom 13. Februar 1776 seine volle Zustimmung dazu aus; er findet die Anlage vortrefflich und alle von ihm selbst angeratenen Züge geschickt verwertet. „Ich habe das Kind so lieb, dass ich mich anbieten würde, Gevatter dabey zu stehen, müsste ich nicht für üble Folgen bedacht seyn." Aber so vortrefflich „Einkleidung, Charaktere, Laune und feine Satyre" Gülcher im ersten Teile des dritten Bandes gefallen haben, so sehr sticht nach seinem Gefühle die Fortsetzung davon ab.[1]) „Man sieht ihr die Zerstreuungen und Unruhe, unter denen Sie geschrieben haben, gleichsam an — es ist alles so kalt, so langweilig, so uninteressant . . . ." Gülcher giebt Nicolai den Rat, die trockenen Begebenheiten „durch Laune und satyrische Züge aufzustutzen". —

Wir haben bisher aus der zahlreichen Menge brieflicher Urteile über den „Sebaldus Nothanker", die der Nachlass Nicolais enthält, nur die Äusserungen solcher Persönlichkeiten hervorgehoben, die litterarischen Kreisen angehörten; und zwar auch davon nur die wichtigsten. Zur Ergänzung des Eindrucks von der Aufnahme des berühmten Zeitromans dürfte es von Interesse sein, auch einige Stimmen aus dem grösseren Publikum zu vernehmen.

Friedrich, Fürst zu Waldeck dankt am 10. Mai 1773 für die Zusendung des ersten Bandes mit der Versicherung, dass Nicolai mit diesem Geschenke nicht nur seiner Eigenliebe, sondern auch seinem Nationalstolze geschmeichelt habe. „*Les Fielding et les Sterne Vous ont preté leurs crayons . . . . Quel excellent homme que ce Sebaldus, qu'il contraste bien avec son persécuteur. Wilhelmine métamorphosée est adorable. Je*

[1]) Brief v. 20. II. 1776.

suis amoureux de Mariane. La vieille folle de maitresse est dans son espece un morceau tout aussi achevé. Puissiés Vous en continuant d'enrichir notre litterature, inspirer, et la tolerance et la philosophie.“ — Nach Empfang des dritten Bandes schreibt der Fürst: „*Ce n'est pas uniquement comme amateur, que je crois devoir vous témoigner ma vive réconnaissance, c'est aussi comme citoyen d'une nation que Vous illustrés.*“ Und am 25. Juli 1776 sendet er Nicolai ein Schreiben mit der Bemerkung, dass dessen Überbringer, ein fürstlicher Konsistorialrat, „kein Tuffelius, kein Stauzius“ sei. „Ja ich wage es zu sagen, er ist der Ehre nicht unwürdig, mit Nothankers Vater bekannt zu werden.“ —

Eine Mad. Westfeld in Lautenburg bekennt sich in einem Briefe vom 16. August 1774 als eine begeisterte Verehrerin des „Sebaldus Nothanker“: „.... ich Schäze Ihnen als Denn *Vervasser* Diesses Sebaldus unEndlich hörer als Ihnen dieſses bloſs Sachen kan und behaubt fast mid dem gröſsen rechte sachen zu können das ich noch kein solges *originall* in unsrer Sprache känne.“ —

Den köstlichen Brief eines Breslauer Riemermeisters, Namens Benj. Gottlob Schlenker, der eine Oper geschrieben hat und sie von Nicolai verlegt wissen möchte, glauben wir nicht ganz übergehen zu dürfen. Der humoristisch veranlagte Meister kleidet seinen Wunsch in folgende originelle Form: „.... Die allgemeine sage ist: Wie dass Ewr. Wohlg. ein Sehr vertraulicher Freund, von des Schuldlos Leidenden *Magister Sebaldus Nothankers,* Seelen Freunde: Dem Ehrlichen Herrn Hieronimus wären; weil nun der aufenthalt dieses Liebenswürdigen .... nicht jedermänniglich bekannt ist ....; Ewr. Wohlg: aber, wie sicher zu vermuthen: Hiervon *avertiret* sein werden? O! So verzeihen dieselben Gütigst: Wenn Dero Beliebte Person ergebenst angehe, Beygeschloſsene geburt meines geistes .... dem Herrn Hieronimus zu überliefern; weil wie öffentlich bekannt: diesen Berühmten Buchhändler ein sehr leichtes ist, auch von unvollkommenen Dingen nutzbaren gebrauch zu machen“; ferner bittet er,

„dieses abortum, den Händen des Ehrlichen *Magister's*, im Dachstübchen zur *Correctur* und politur zu übergeben“ und letzteren zu bestimmen, „an das jüpon der geburt die garnitur zu heften“ u. s. w. —

Nicolai blieb aber auch nicht vor anonymen Zuschriften verschont, in denen er scharfe abfällige Urteile über sein Werk zu hören bekam. In seinem Nachlasse sind verschiedene derartige Briefe aufbewahrt. Als Probe dieser Art von Kritik mögen einige Stellen aus einem vom 4. Aug. 1775 datierten, mit „M. Serenus“ unterzeichneten Schreiben dienen. „Sein Sie so gut verwirren und verderben Sie das Publikum nicht mehr mit Ihrem erbärmlichen Sebaldus Nothanker. . . . Trotz alles Lobes erkaufter Journalisten bleibt es eine Schmiererei, die noch in den ersten Jahren ihrer Kindheit zum *Maculator* und zum — — verdammt werden wird.“ Es folgen nun kräftige Vorwürfe darüber, dass Nicolai den geistlichen Stand lächerlich mache, dass er ruhmwürdige Tote verhöhne und die Lehren der Bibel, wie die symbolischen Bücher verspotte. Am Schlusse des Briefes aber warnt der Verfasser: „Mit Ihren aufgesalzenen Spöttereien bessern Sie nichts, sondern stiften nur Schaden. Werden Sie gesitteter und klüger und nöthigen mich nicht, mit Ihnen laut zu reden.“ —

Die bisher erwähnten brieflichen Urteile über den „Sebaldus Nothanker“ sind dem Verfasser selbst gegenüber ausgesprochen. Wir lassen nun schliesslich noch einige Briefe folgen, die an andere Personen gerichtet sind.

Im Mai 1773 verspricht Boie, Bürger einen Roman zu schicken — „den ersten deutschen vielleicht, aber nur für den Theil des Publikums, der bey der Lampe studiert.[1]) Dahin gehören wir auch ja wol *vel quasi*. Leben und Meynungen des Magister Sebaldus Nothanker.“[2]) Aber

---

[1]) Vgl. „Seb. Noth.“ I, S. 121.

[2]) „Briefe von und an Gottfr. Aug. Bürger“, ed. Strodtmann (1874). I, S. 116.

Boie kann das Buch nicht lange entbehren. „Wenn Ihr Bote kömmt, mag er den Nothanker immer nehmen, aber auf das nächstemal muss ich ihn gewiss wieder haben. Es warten gar viele hungrige Seelen darauf.“ [1]) — Bürger schickt den Roman nach wenigen Tagen zurück und schreibt dazu: [2]) „Endlich hat sich denn doch einmal einer eines Originalstofs bemächtigt und ihn meistentheils schön verarbeitet. — Nicolai gebührt ja wohl die Ehre? Etwas hab' ich hin und wieder noch drann auszusetzen, welches aber für dies Blatt zu weitläufig anzuführen seyn würde. Bisweilen wird ein Umstand der Geschichte oder eine Meinung zu lang gezerrt. Bisweilen deücht mir sind die Gesetze der Wahrscheinlichkeit etwas verletzt. Denn wie kann die Fr. von Hohenauf zu Kindern von so unverderbter Natur kommen? Überhaupt scheint der Verfasser die Kunst, wovon Diderot zu seinen von Gessner übersetzten Erzählungen [3]) epilogirt, die Kunst durch kleine Umstände die Erzählung bis zur Wahrheit zu beleben, nicht völlig inne zu haben. Aber was sagen Sie denn dazu, dass Jacobi unter Saüglings Nahmen drinn seine Rolle spielt? Das Gesicht des D. Stauzius hat auf dem TitelKupfer, welches das schönste ist, einen meisterhaften Ausdruck. — Kurz im Ganzen hat mir Nothanker sehr sehr gefallen; und ich danke Ihnen recht herzlich den vergnügten Tag, den Sie mir gestern durch diese Lectüre gemacht haben.“ —

Chr. Fel. Weisse giebt einer persönlichen Verstimmung über Nicolai in einem Briefe an Thümmel Ausdruck: [4]) „Ich habe seit kurzem zwei Recensionen [5]) über den Sebaldus Nothanker eingeschickt bekommen, worin Nicolai jämmerlich gegeisselt wird. Man vergleicht Ihre Wilhelmine und zeigt

---

[1]) A. a. O., S. 119.
[2]) Ebd. S. 119f.
[3]) „Moral. Erzählungen u. Idyllen“ von Diderot u. S. Gessner. 1772.
[4]) S. Gruner, a. a. O., S. 74 f.
[5]) Für die „Neue Bibl. d. schön. Wissensch.“

darinnen die Wahrheit, die Natur, das Originale, das Launige, das Eigenthümliche, das in Ihren Charakteren so vortrefflich gezeichnet und so schön ausgebildet ist, und hält die albernen Karikaturen der Nicolaischen dagegen, wo kein Charakter mit sich übereinstimmt, der Natur der Sache widerspricht, und das ganze Verdienst ein wenig Witzelei ist, und nach genauer Prüfung habe ich es auch alles richtig gefunden. Die eine Recension, die an sich vortrefflich und mit viel philosophischem Geiste entworfen ist, habe ich zu meinem Leidwesen bei Seite legen müssen; denn sie ist so bitter, der Witz und das Herz Nicolai's wird so verdächtig gemacht, dass ich mich seiner offenbarsten Feindschaft aussetzen würde. Doch will ich die andere in meine Bibliothek einrücken lassen. Sie stimmt im wesentlichen mit jener überein, geht aber weniger ins Detail und räumt ihm doch noch etwas Verdienst unter einigen Komplimenten ein. Da er mit solcher Bosheit von meinen komischen Opern gesprochen [1]) und mich unter die schlechtesten Almanachsänger gesetzt, so sehe ich gerade nicht, warum ich ihn schonen soll; auch weiss ich noch die Zeit, dass er von der Wilhelmine verächtlich genug sprach und mit Ramler darüber einen ziemlichen Kampf gehabt hat." — Wenn Gruner, der Biograph Thümmels, diesem Briefe die Bemerkung hinzufügt: „Die heftige Recension war von Blankenburg", so irrt er, wie aus einem Briefe Weisses an letzteren vom 20. Mai 1775 [2]) hervorgeht. Weisse schreibt da, dass der eben erschienene zweite Band des „Nothanker" ihm noch mehr missfalle als der erste. „Als Geschichte bedeutet es gar nichts: keine feine Verwicklung noch gut herbeigeführte Situationen, und was die Ausfälle auf die Orthodoxie betrifft, so haben die Leser bereits alles, was über die symbolischen Bücher, die Ewigkeit der Höllen-

---

[1]) „Allg. d. Bibl." XIX, 2. S. 429 ff.

[2]) „Briefe aus Christ. Fel. Weisses Nachlass". Mitgeteilt von Jak. Minor. Arch. f. Litt. IX, S. 488.

strafen, die Erbsünde und die Genugthuung gesagt wird, in den Recensionen der allgem. Bibliothek bey Gelegenheit jedes dogmatischen Buchs gelesen. Es fehlt freilich nicht an drollichten und witzigen Einfällen: aber das Ganze bleibt doch immer das wichtigste. Nun aber, l. Fr. Sie haben mir die Fortsetzung Ihrer Recens. versprochen, und ein rechtschaffner Cavalier hält Wort; was werden Sie damit anfangen? Schonen müssen wir ihn doch, damit es nicht einer Verbitterung ähnlich sieht: aber auch die Wahrheit sagen: das Beste wird seyn, man zeichnet das Vorzüglich Gute aus und rüget die Fehler gelinde, damit der Tadel versüsset werde." [1]) — Am selben Tage schreibt Weisse über den zweiten Teil des „Nothanker" auch an Uz [2]) in ähnlichem Sinne wie an Blankenburg. [3]) —

C. Kritiken und litterarische Anspielungen.

Nächst den brieflichen Urteilen sind es die zeitgenössischen Kritiken in periodischen Schriften, in litterargeschichtlichen Werken und in Broschüren, die uns die Wirkung des Buches auf die litterarischen Kreise vergegenwärtigen. Aus der beträchtlichen Anzahl dieser Recensionen seien die nachstehenden hervorgehoben.

Einer der ersten „Zeitungsschreiber", die Nicolai „zierliche Verbeugungen" machen, ist Wieland. Im 2. Bande des „Teutschen Merkur" (Juni 1773, S. 231 f.) spricht er in durchaus lobender Weise über den „Sebaldus Nothanker". „Es ist ein angenehmes, lehrreiches, in einem simpeln Styl, aber in dem besten Ton, mit mehr Verstand

---

[1]) Eine Recens. des 2. Bandes erschien nicht in Weisses Bibl.
[2]) A. a. O., S. 490.
[3]) Vgl. auch Weisses Selbstbiographie (1806). S. 290.

als Witz und mit mehr Geschmack als Laune geschriebenes, in seiner Art ganz neues und originales Buch, für welches ich, als eine Erscheinung, auf die man in diesen Zeiten der sichtbaren Abnahme unsrer Litteratur (!) gar nicht hoffen durfte, dem Genius des Geschmacks und des Menschenverstands, der unsern Parnafs noch nicht ganz verlassen will, herzlich danke, und wovon ich der Fortsetzung mit Verlangen entgegensehe.“ Wieland empfiehlt allen Lesern des „Merkur“ die Bekanntschaft mit den Personen des Romans, „den zärtlichen Herrn von Säugling mit eingeschlossen“. Im 4. Bande des „Merkur“ (Dez. 1773, S. 251) rühmt auch ein anderer Kritiker den „Nothanker“ als „ein Werk von so einheimischem Nutzen und eigenthümlichem Tone“ und wünscht gleichfalls, dass es, „zum Vergnügen der Kenner und Urkenner“, bald vollendet werden möge. Diese entschieden freundliche Haltung Wielands, der in der „Allg. d. Bibl.“ oft „schief angeklozt, oft muthwillig misshandelt“ worden war,[1]) erregte einerseits die Verwunderung der Freunde Nicolais,[2]) andrerseits die Erbitterung der Jacobiten. Vor allem hatte Wieland sich gegen die Vorwürfe Friedr. Heinr. Jacobis zu verteidigen, und er that dies zunächst in einem mehr diplomatischen als ehr-

---

[1]) S. „Teutsch. Merk.“ IX, S. 284.

[2]) Boie schreibt am 14. XI. 1773: „Über nichts hab ich mich mehr gewundert, als über Wielands Lob im Merkur. Jacobi ist nicht damit zufrieden, aber W. selbst hat einem meiner Freunde gestanden, dass er zuviel vom Säugling habe.“ — Höpfner am 11. IX. 1773: „Auch Herrn Wiland werden Sie doch künftig in der Bibl: nicht mehr tadeln, nachdem er Sie im Mercur so hübsch gelobt hat. Ich höre, dass Sie sich persönlich mit ihm ausgesöhnt haben.“ Und ahnungsvoll fügt er hinzu: „Der Himmel gebe, dass die Freundschaft nicht durch Recensionen gestört werde.“ — Zimmermann am 31. X. 1773: „Aber der arme Säugling, den Sie dergestalt nach dem Leben gezeichnet dass ich bey jeder Zeile schrie O du armer J. —! Wieland hat es indefsen vortrefflich gemacht, er lobt den Nothanker im Merkur, und lobt ihn einem jeden, und lobt ihn auch gewifs in seinem Hertzen, und tröstet Säuglingen von einer andern Seite so gut er kann.“

lichen Briefe vom 16. Juli 1773:[1]) „Mit schamvollem Angesichte, in weissem Hemde, und mit der Ruthe in der einen, und mit einer langen, gelben Kerze in der andern Hand, stehe ich . . . . vor Sie hin, mein bester Jacobi, und bekenne, dass ich — nur ein dummer T. . . . . bin . . . . Denn seitdem Sie mir sagen, dass Säugling im M. Sebaldus eine Caricatur von unserem guten Bruder Georg seyn soll, seitdem finde ich, dass Sie Recht haben. Aber, bei den Grazien des Charmides! ehe Sie mir's sagten, fiel mir gar nicht ein, dass ein vernünftiger Mensch dieſs finden könnte, und ich hätte mir eben so leicht träumen lassen, dass ich Doctor Stauzius, als dass Georg Säugling seyn sollte.“ Wieland ist aber nicht gewillt, die zur Versendung bereit liegenden Exemplare mit der anstössigen Recension des „Nothanker“ zurückzuhalten, sondern erklärt: „Was ich geschrieben habe, habe ich geschrieben“, und warnt, „vor der Welt und vor dem auflauernden Nicolai“ die Empfindlichkeit darüber zu zeigen, „dass ein Säugling im Sebaldus ist, der in einigen Zügen einige Ähnlichkeit mit Georg hat, und welcher Säugling, einiger Ridicülen, die ihm der Autor giebt, ungeachtet, der liebenswürdigste, edelste Mensch von der Welt ist“. Mit schlauer Berechnung fährt Wieland fort: „Unser George soll sich damit beruhigen, dass er Orpheus und Eurydice geschrieben hat. Am Ende dächte ich doch der Ton, worin ich in der Vorrede des zweiten Theiles des Merkurs von Georgen spreche, wäre allein schon Vergütung genug für das wenige Böse, welches ihm Nicolai's Säugling zufügen kann. Überdieſs, wenn dieser Herr Nicolai, der bei allem dem eine sehr glänzende Seite und das Publicum zum Freunde hat, wirklich, wie ich nun selbst glaube, ein Schalksauge auf unsern Bruder geworfen hat, so war seine Absicht, uns wehe zu thun; und die beste Rache, die wir dafür nehmen können, ist: dass wir ihm zeigen, er habe uns nicht getroffen.“ Jacobi schweigt zunächst im Gefühle

[1]) „Friedr. Heinr. Jacobi's auserles. Briefw.“ I (1825), S. 116 ff.

der Kränkung. Auf ein weiteres „Anpochen“ Wielands aber legt er in einem Briefe vom 8. August[1]) ausführlich dar, wie sehr jener durch sein Liebäugeln mit Nicolai an der Freundschaft gesündigt habe. Schon vor der Katastrophe hatten Wieland und Jacobi über den „Nothanker“ korrespondiert. Letzterer hatte das Werk abgeschmackt und langweilig gefunden; Wieland dagegen, der eben den Besuch Nicolais in Weimar empfangen hatte,[2]) rühmte den „Nothanker“ als ein vortreffliches Buch. „Auf Ihr Anrathen, mein lieber Wieland, fing ich den Nothanker von vorn an, fand zuletzt das Pasquill auf meinen Bruder, und gerieth in Zorn, nicht sowohl über das Pasquill, als über den ganzen Nicolai, über alle seine Ränke und seine vielfältigen Verräthereien am Guten und Schönen. — Ich glaubte fest, Sie hätten den Nothanker nur stückweise gelesen, und die Episode von Säugling überhüpft .... Dass Sie den Artikel auf die blofse Anzeige der Sache vertilgen würden, davon glaubte ich gewiss zu seyn.“ Um so schmerzlicher war Jacobi von der Weigerung Wielands überrascht. Dieser verteidigt sich am 14. August,[3]) hält sein Urteil über den „Nothanker“ aufrecht, hebt noch einmal das Liebenswerte in Säuglings Charakter hervor und versteigt sich zu der Behauptung: „Wenn ich nicht an der allgemeinen Thorheit krank wäre, lieber Ich, als irgend etwas anderes zu seyn, so wünschte ich Säugling zu seyn.“ Recht gewunden argumentiert er weiter: „In meinen Augen ist es lächerlich, wenn Georg Jacobi's Freunde sagen: Säugling ist ein Pasquill auf G. J. Denn 1. womit wollen wir beweisen, dass Säugling nicht

[1]) A. a. O., S. 121 ff.

[2]) Vgl. Hoffmann, „Herders Br. an Hamann“, S. 94 f.: „Freilich ists abzusehen, dass der Sprosse der todten Wurzel aus Berlin Hr. Fr. Nikolai mit der Weide an Wafserplätzen Weimars sich zusammenthun werde; oder sie sinds vielmehr schon lange. Er zog ja schon mit seinem Sebaldus unterm Arm hin, sich und denselben in eigner Person zu empfehlen ....“ (Br. v. 25. III. 1775.)

[3]) A. a. O., S. 131 ff.

gerade so ein Charakter ist, wie deren in allen Romanen, Satyren, Comödien zu Tausenden sind? 2. Gesetzt auch, wir könnten beweisen, dass Nicolai in seinem Säugling unseren Dichter habe schildern wollen, so muss man gar nicht wissen, was ein Pasquill ist, um einen Charakter ein Pasquill zu nennen, der, bis auf einige Schwachheiten, dem besten Menschen Ehre machen würde. So ein Ding verdient kaum den Namen einer Personal-Satyre. — Mit Einem Worte: entweder ist Säugling ein Bild, worin jedermann, der unseren George genau kennt, ihn erkennen mufs, oder ist es nicht; im ersten Falle bliebe ihm und seinen Freunden nichts übrig, als die Lippen zusammen zu beissen und uns mit gesenkten Ohren ganz leise in unser Kämmerlein zu schleichen; im andern Falle *quid ad nos?* . . . . ." Schliesslich erklärt Wieland, dass Jacobis Genius dem seinigen zu stark sei und macht den Vorschlag, wie Abraham und Lot in Frieden zu scheiden. In einer Nachschrift aber zeigt er sich versöhnlicher gestimmt, und von beiden Seiten machte man den Versuch, über das Trennende hinwegzukommen. Man einigte sich zunächst auf eine Freundschaft ohne Enthusiasmus,[1]) bis die Zeit auch über diesen Zwiespalt Gras wachsen liess. Im Herbst 1776 versöhnte sich dann Wieland auch mit Joh. Georg Jacobi wieder.[2]) —

Die Nicolaische Satire, in Verbindung mit der verhängnisvollen Kritik im „Merkur", hatte indessen nicht nur den im Stillen austobenden Zorn des jüngeren Jacobi, sondern auch einen litterarischen Sturm im Wasserglase, oder vielmehr in der „Büchse", dem Bundesbuche des Halberstädter Dichterkreises,[3]) erregt. Die empörten Jacobiten gaben ihren Gefühlen in heftigen Angriffen auf Nicolai und Wieland Ausdruck. Da finden sich z. B. die Verse:

---

[1]) A. a. O., S. 155.

[2]) „Ausgew. Briefe von C. M. Wieland" (1815). III, S. 265.

[3]) S. Pröhles Mitteilung im „Arch. f. Litt." IV, S. 323 ff.

„Wie so listig der Gott der Diebe doch den
Alten Nickel, den Kettenhund, zum Schweigen
Brachte! Lekkere Bissen von der Götter
Tafel steckt er dem Knurrer in den Rachen“ u. s. w.

Oder:

„Momus.
Neben Klopstock Nickel? Mercur!
Dies schriebst du aus bezahlter Pflicht,
Als Dichter nicht!
Gesteh es nur!

Mercur.
Bezahlet eben nicht — allein
Nickel kann warlich grimmig schrein,
Und du weist, solcher Trommeten,
Sie mag auch noch so schnarrend sein,
Hat man sehr oft von nöthen“ u. s. w.

Oder:

„. . . . . .
Warum uns mit den Narren balgen?
Schlägt doch ein Nickel in Berlin
Der Musen Namen an den Galgen
Und Wieland sieht's, und — lobet ihn.“

Und dergleichen mehr. —

Die bereits mehrfach erwähnte Blankenburgsche Kritik des ersten Bandes in der „Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste“ (1775. XVII, 2. S. 257 ff.) richtet sich nur auf zwei Punkte: auf die Anknüpfung des „Nothanker“ an Thümmels „Wilhelmine“ und auf den Charakter des Sebaldus. Die äusserliche und willkürliche Art jener Anknüpfung tadelt Blankenburg entschieden. Seine auf Lessings Autorität gestützte Ansicht, dass es dem Dichter nicht gestattet sei, die aus einer anderen Dichtung entnommenen Charaktere zu verändern, haben wir in der Hauptsache schon früher wiedergegeben.[1]) „Die Wilhelmine wurde, durch die Wahl

[1]) Vgl. S. 107.

einer Person aus ihr, das für den Verfasser, was die Geschichte für den epischen und dramatischen Dichter ist, oder die Iliade für die tragischen Dichter der Griechen war, die die Charaktere ihrer Werke aus ihr wählten.“ In dem Thümmelschen Sebaldus aber liege nicht einmal die Möglichkeit einer Entwicklung zu dem Charakter des Nicolaischen Helden. „Wir werden gleichsam durch die Luft, von einem Zustande in einen beynahe entgegengesetzten geführt.“ — Es werden sodann die Widersprüche im Charakter des Sebaldus erörtert, der uns „bald in dem Lichte eines sehr richtig denkenden Mannes und bald in dem Lichte eines aberwitzigen Träumers“ erscheine. Die Wahl der Apokalypse als Steckenpferd dünkt dem Recensenten eine verfehlte, wenngleich er es billigt, „dass der Verfasser, nach Anlage des menschlichen Herzens, so richtig und so wahr, den Sebaldus vorzüglich durch seine Lieblingsleidenschaft in Bewegung und Handlung setzen lässt“. Blankenburg tadelt ferner, dass Sebaldus in den Dialogen eine so alberne Rolle spielt; er stelle sich zuweilen, „als ob er aus dem Monde zu uns herab käme“. Alles in allem vermisst der Recensent im Charakter des Helden die notwendige Wahrscheinlichkeit und Übereinstimmung. Er weist auf Fielding, Sterne und Goldsmith als Muster hin und meint, bei der an Originalen so reichen Nation der Engländer wäre vielleicht eher noch ein entferntes Urbild zu einem solchen Charakter zu finden gewesen als in Deutschland. Trotz diesen Aussetzungen aber hebt der Kritiker schliesslich den Wert des Romans, in dem sich „viel Nahrung für den Geist“ finde, hervor und rühmt dem Verfasser „Kenntnifs des Herzens und unserer Sitten, eine angenehme und oft rührende Art der Erzählung, treffende Satyre und eine ganz natürliche Laune“ nach. —

Schirachs „Magazin der deutschen Critik“ (1773. II, 2. S. 123 ff.) bespricht den ersten Band des „Nothanker“ in günstigem Sinne. Der Recensent findet den Roman „artig, witzig, und im Ganzen betrachtet, schön“;

der „Sebaldus Nothanker“ sei „ein wirklicher deutscher Roman ....., so sehr, dass wir immer wünschen möchten, er wäre etwas weniger deutsch. Er ist ein Nationalstück, mit Wahrheit grösstentheils gemahlt, und sehr gut colorirt .....“ Auch die Zeichnung der einzelnen Charaktere, der Plan und die Schreibart finden den Beifall des Kritikers. — In derselben Zeitschrift (1776. IV, 2. S. 215 ff.) wird auch der zweite Band des „Nothanker“ besprochen. Der Recensent bewundert die Freimütigkeit, mit welcher die Verhältnisse in Berlin geschildert sind. Er ist auch einverstanden mit der Satire auf die Prediger, mit den Ausführungen über die symbolischen Bücher und über Toleranz. Dagegen rügt er das allzu abgenutzte Motiv der Entführung und die Nachahmung der „Klarissa“ (vgl. „Seb. Noth.“, S. 204 ff.): „die ganze darauf folgende Scene ist zu sehr im Geschmacke der Engländischen Romane, gar nicht deutsch“. Im allgemeinen wird auch dieser Band als vortrefflich bezeichnet. —

In der „Revision der Teutschen Litteratur“ (Mannheim, 1776, 2. St., S. 229 ff. und 3. St., S. 204 ff.) begegnen wir einer sehr ausführlichen Recension über die drei Bände des „Nothanker“. Der Verfasser betrachtet das Werk von einem zweifachen Gesichtspunkte aus: einmal als Roman und dann als theologische Streitschrift. Den Charakter des Sebaldus findet er vortrefflich angelegt. Auch gegen die Wahl der Apokalypse als Steckenpferd hat er nichts einzuwenden, obgleich die Theologen geeifert hätten, dass der Verfasser des „Nothanker“ „aus dem ganzen grosen Marstall der Steckenpferde grade difs für seinen Mann ausgesucht habe, das ihnen zu heilig schien, um von einem Menschen geritten zu werden“. Aber er findet in dem Charakter des Sebaldus auffallende Widersprüche und Unwahrscheinlichkeiten. Auch tadelt er die Einförmigkeit und die dadurch bedingte ermüdende Wirkung der Geschichte. Nie eine neue Situation. Stolz und Neid herrschsüchtiger und unwissender Priester sind überall die Triebfedern. Von

allen den orthodoxen Geistlichen — „ist nicht jeder der nämliche Stauzius, den wir schon im I. Theile bis zum Eckel gesehen haben?“ — Ferner nimmt der Kritiker Anstoss an den romanhaften und abenteuerlichen Begebenheiten und stellt dem gegenüber das Vorbild der englischen Dichter auf, die gezeigt hätten, dass die alltäglichen Vorkommnisse „weit interessanter dargestellt werden können, und weit mehr Rührung erwecken, als jene erträumte Begebenheiten, die immer ein Romanmacher dem andern abstiehlt“. Die Versuche deutscher Schriftsteller in dieser Hinsicht seien misslungen, und es sei ärgerlich, zu sehen, „wie weit es noch von einem Fielding, oder nur von dem Verfasser eines Humphry Klinckers [1]) zu den Verfassern unserer besten teutschen Romane ist“. Gleichwohl gesteht der Recensent, dass er „vortreffliche einzelne Stellen, höchstrührende Auftritte (z. B. III, 6—12) und unnachahmliche Züge einer sehr feinen Menschenkenntniſs und eines lachenden Wizes in diesem Buche angetroffen habe, das bei allen seinen Unvollkommenheiten doch noch alle die schöne Werke dieser Art, mit denen wir seit einiger Zeit überschwemmt werden, die empfindsame Beiträge zu der Geschichte teutschen Reichs und teutscher Sitten, [2]) die lehrreiche Geschichte der Herren Martin Flachs [3]) und Dickius, [4]) das wizige Leben des Junker Ferd. v. Thon, [5]) und selbst den gepriesenen Tobias Knaut, den Stammler, [6]) noch mehr aber seinen Bruder, den philosophischen Belphegor [6]) weit hinter sich lässt.“ — Gegen den „Sebaldus Nothanker“ als theologische Streitschrift erhebt der Recensent vor allem d e n Vorwurf, dass er das Ansehen der symbolischen Bücher untergraben wolle. Keinem Geistlichen könne es verwehrt werden, die in letzteren fest-

[1]) Smollet.
[2]) Von Blankenburg.
[3]) Von Schöpfel.
[4]) Von Schwager.
[5]) Von Bretschneider.
[6]) Von Wezel.

gesetzten Punkte zu glauben oder nicht zu glauben; aber das könne ihm verwehrt werden, gegen die symbolischen Bücher, auf die er verpflichtet worden sei, zu lehren. Deshalb beklage sich Sebaldus mit Unrecht über seine Amtsentsetzung. Auch die Neologen könnten, wenn es ihnen gelänge, ihren ganzen „gereinigten Lehrbegriff“ in einer Kirche zu verwirklichen, nicht dulden, dass die Geistlichen dieser Kirche etwas anderes lehrten. —

Die „Allgemeine deutsche Bibliothek“ bringt im 2. St. des 26. Bandes (1775, S. 479 ff.) eine Besprechung der beiden ersten Bände des „Nothanker“. Der Recensent (Campe) geht bei der Beurteilung des Buches von dem fragwürdigen ästhetischen Grundsatze aus: „alles, was zum Gebiet der schönen Wissenschaften gerechnet wird, habe den gedoppelten Zweck, dass es belustigen und belehren, oder durch Belustigung bessern soll“. Eine solche Anschauung stellt natürlich die Tendenz des Romans in den Vordergrund des Interesses, die Absicht: „den an sich ehrwürdigen Orden der Geistlichen auf die Mängel und Gebrechen einzelner unwürdiger Mitglieder desselben aufmerksam zu machen, um diese faulende, die allgemeine Glückseeligkeit vergifftende Glieder eines im Staate so nothwendigen Körpers, wo möglich, durch öffentliche Beschämung zu heilen, oder ihnen doch wenigstens .... ein abschreckendes Brandmal aufzudrücken“. Der Recensent erwägt die Misslichkeit dieses Unterfangens und weist darauf hin, „wie dergleichen Schandflecke eines ansehnlichen Ordens, wenn sie sich unvermuthet an das helle Tageslicht hervorgezogen sehen, sich zu gebehrden pflegen; wie sie ihre eigene schlechte Sache zur Sache ihres Standes, oder vielmehr zur Sache der Religion und des allmächtigen Gottes selbst zu machen wissen; wie sie über einreissende grundstürzende Irrthümer, über Unglauben und Gotteslästerungen zu schreyen pflegen, indefs doch lediglich nur von ihrer eigenen Unwissenheit, Gleifsnerey, Verfolgungssucht, und von der, in den Mantel der Frömmigkeit eingehüllten, Bosheit ihres

Herzens die Rede war. Unglücklicher Weise bedenken diese angeblichen Wächter in Zion nicht, dass sie durch ihr jämmerliches Geschrey nur allzu deutlich zu erkennen geben, dass sie selbst zu der gebranntmarkten und wollte Gott! weniger ausgebreiteten Familie der Stautziusse gehören, und sich also selbst verdammen, indem sie ihrem Ankläger das Urtheil zu sprechen meinen". — Der Kritiker rühmt zum Schlusse auch die vortrefflichen Kupferstiche Chodowieckis, der es verstehe, „die Menschen, ohne einseitiges Ideal, ganz so, wie sie in der Natur sind, mit den Kennzeichen ihres Charakters und mit ganz individuellen Zügen darzustellen". —

Der Recensent der „Frankfurter gelehrten Anzeigen" (1773, S. 353 f.) spricht den im ersten Bande geschilderten Charakteren für die gegenwärtige Zeit die Lebenswahrheit ab; derartige Persönlichkeiten, wie Stauzius, Tuffelius, Hieronymus u. s. w. hätten allenfalls „vor etlichen und dreysig Jahren" leben können. — Im Jahrgang 1775 (S. 419 ff.) findet sich eine seltsame, im Marktschreierton gehaltene, teilweise gereimte Inhaltsangabe des zweiten Bandes. — Vom dritten Bande ist der Berichterstatter am wenigsten befriedigt, „weil das Buch mit Karikaturen schliesst, die selbst ausser den Grenzen der äusserst verderbten Natur liegen. Rambold ist ein Wechselbalg .... Mich wunderts, dass dieser ungeleckte Bär vom Recensentenvolke so unbemerkt mit Stillschweigen übergangen worden ist" (1776, S. 628). —

Die Leipziger „Neuen Zeitungen von Gelehrten Sachen" (1773, S. 541; 1775, S. 331 ff.; 1776, S. 566 f.) bringen aus der Feder Schrökhs[1]) günstige Besprechungen des Romans. Auch hier wird aber in Bezug auf die „Wilhelmine" hervorgehoben, dass „weder der Zuschnitt von jener nachgeschnitten, noch der Ton nachgestimmt" sei. Das Werk wird deutschen Lesern aller Art als eine „Nationalunterhaltung" empfohlen. Chodowiecki, der sich so treff-

[1]) Vgl. dessen Briefe v. 17. u. 29. V. 1775.

lich in den Geist des Biographen hineingearbeitet habe, erregt bei dem Kritiker den Wunsch: „Möchte dieser vortrefliche Künstler, der den Ausdruck so sehr in seiner Gewalt hat, doch auch etwas mehr auf Anordnung und Haltung sehen!“ —

Weitere Zeitungs-Berichte über das Nicolaische Werk schrieben: Kästner[1]) für die Göttinger Gelehrten Anzeigen (1773), Meusel[2]) für die Erfurter Gelehrten Zeitungen (1773; 1775), Eschenburg[3]) für die Braunschweigische Zeitung (1773; 1775), Ebeling[4]) für die Hamburgische Neue Zeitung (1773), Riedel[5]) für das Wiener „Diarium“ (1773). Ferner brachten Besprechungen des Romans die Gothaischen Gelehrten Zeitungen (40. St. v. 18. Mai 1776), der Altonaer „Postreuter“ (1773)[6]) u. a. Die holländische Orthodoxie verdammte das Werk in der „Nederlandschen Bibliotheek“ (IV, 3. St.).[7]) —

---

[1]) S. Heynes Br. an Nicolai vom 29. VIII. 1773.

[2]) Vgl. Meusels Br. v. 25. VII. 1775.

[3]) S. Eschenburgs Briefe v. 4. V. 1773 u. 16. V. 1775.

[4]) Ebeling an N. am 17. VII. 1773.

[5]) Vgl. Riedels Br. v. 22. IX. 1773.

[6]) S. Ramlers Br. v. 12. VI. 1773.

[7]) Gülcher sendet diese Recension, welche die beiden ersten Bände des „Noth.“ betrifft, am 2. IV. 1776 an Nicolai: „Lesen und bewundern Sie wie weit die geistliche Bofsheit gehen kann, Welche Verdrehungen, falsche Anführungen, welche elende, niederträchtige und unwürdige Beschuldigungen! . . . . Das Herz blutet mir, da ich einen Mann dessen Absichten so edel — so rechtschaffen sind, auf diese Art misshandelt sehen muss — doch eben dieses reine Bewusst-seyn wird Sie schadlofs halten —“ Auch Afsprung teilt Nicolai am 18. V. 1776 einzelne Stellen aus jenem Artikel der „Nederl. Biblioth.“ — „Hofstede und seine Gesellen schmieden sie“ — mit. Der holländische Kritiker sieht die Haupttendenz des „Noth.“ darin: „die zügellose und alle gute Sitten verwüstende Denkungsart dieses Jahrhunderts zu vertheidigen“. Er ist vor allem darüber entrüstet, dass die Geistlichen in dem Werke so „höllisch gelästert“ werden, und dass darin „das Blut des Sohnes Gottes gleichsam mit Füssen getreten wird“. Schliesslich ruft er das Gesetz gegen den „Noth.“ auf.

Eine rückhaltlos anerkennende Kritik des „Nothanker“ findet sich in Kütners „Charakteren teutscher Dichter und Prosaisten“ (1781, S. 402 ff.). Der Verfasser zählt das Buch „zu den wenigen lehrreichen Romanen, die für Geist und Herz gleich nahrhaft sind“, und rühmt ihm, übereinstimmend mit verschiedenen anderen Kritikern, „tiefste Menschenkenntnifs“, „Kenntnifs der teutschen Sitten“ und „scharfen Beobachtungsgeist“ nach. „Welche Mannichfaltigkeit von Charakteren, wie viel treffende Satire! ....“ Der Verfasser „hat verjährte Nationalthorheiten gerügt ..... Er hat sich als einen erklärten Feind des Schul- und Modewitzes, der fanatischen Scheinheiligkeit, unserer armseligen Übersetzerey und alles gelehrten Afterstolzes, als einen freyen teutschen Biedermann und muntern Humoristen bewährt, und durch seinen schönen und klassischen Ausdruck unter unsern besten Schriftstellern sich ausgezeichnet.“ —

Auch Eschenburgs „Beispielsammlung zur Theorie und Literatur der schönen Wissenschaften“ (1795. VIII, 2. S. 260) stellt dem „Nothanker“ das beste Zeugnis aus und hebt seine günstigen Wirkungen hervor. Eschenburg ist der Meinung, dass, trotzdem der „Nothanker“ in erster Linie ein Zeitroman gewesen sei, doch immer noch von allgemeinem Interesse genug daran übrig bleibe, um ihn für jede Zeit anziehend zu machen. —

Schliesslich verzeichnen wir noch die Ansicht von Jördens (Lex. d. D. u. P. IV, S. 43 und 46), der den Romanen Nicolais zwar die Lebhaftigkeit des Stils und die Energie der Empfindungen abspricht, ihnen dagegen eine angenehme Darstellungsweise, deutliche Vorstellungen und richtige Charakterzeichnung nachrühmt. Besonders gelte dies von dem „Sebaldus Nothanker“, wenngleich dieser die Forderungen, die man an ein Kunstwerk macht, nicht ganz befriedige. —

Auch als selbständige Schriften traten eingehendere Kritiken über den Roman auf. Noch 1773 erschienen zu Berlin und Leipzig: „Gedanken über das

Leben und die Meinungen des Herrn Magister Sebaldus Nothanker.“ [1]) —

Eine ausführliche Besprechung des ersten Bandes bietet ferner die Broschüre: „Über das Leben und die Meinungen des Herrn Magister Sebaldus Nothanker“ (Halle 1774). Auch diese Kritik tadelt, wie viele andere, die erzwungene Anknüpfung an die „Wilhelmine“ und die Verwendung der Apokalypse als Sternesches Steckenpferd. Der Autor des „Nothanker“ liebe es überhaupt, alle Charaktere von der lächerlichen Seite zu zeigen, um sich dadurch zum „Originalautor“ zu erheben. Die Charakterzeichnungen des Stauzius und Tuffelius erhalten den Beifall des Kritikers. „Stauzius ist ziemlich treffend, und es liefse sich dazu vielleicht eine Person finden, die ihm beinahe, nur nicht völlig, gleich wäre.“ Noch gelungener sei die Figur des Tuffelius, dieses „orthodoxen Tartuffe“. „Jedes Wort, jeder Gedanke schildert ihn mit meisterhaften Zügen.“ [2]) Der Tod Wilhelminens und ihres Kindes ist nach der Meinung des Recensenten rührend dargestellt. In den Hohenaufschen Episoden vermisst er die Motivierung, inwieferne die Gemütsart der Kinder von der der Mutter so auffallend abweichen könne. Dagegen entlockt ihm eine der rührendsten Scenen im Hohenaufschen Hause[3]) das für die empfindsame Zeit recht charakteristische Geständnis, dass er dabei „die süssesten Thränen verweint habe“. Den Charakter Säuglings findet der Recensent zwar auch lächerlich, aber gut geschildert; die Liebesscenen zwischen diesem und Mariane bezeichnet er als naiv, zärtlich und interessant. Das sauersüsse Gesamturteil über den ersten Band lautet: „Dieser Roman, oder diese Lebensbeschreibung könnte in der That eine von den besten werden, die wir in unserer Sprache haben, wenn der Verfasser künftig seine Personen mehr studirte; sie treffender

[1]) Diese Schrift war mir nicht zugänglich.

[2]) Vgl. „Seb. Noth.“ I, S. 44 ff

[3]) Ebd. S. 203 ff.

und abstechender schilderte; wenn er alles Unnatürliche, Weitschweifende und Unerhebliche sorgfältiger vermiede; wenn er auch die wenigen Satiren, wie hier z. E. von Lavater [1]) und Stiebritz [2]) künftig unterliesse, und wenn er weniger gelehrt scheinen, aber dafür mehr wirklich intressiren wollte.“ —

Wie ein ins Wasser geschleuderter Stein nicht nur unmittelbar eine heftige Bewegung und weitgezogene Kreise darin hervorruft, sondern auch nachher noch einzelne Luftblasen an die Oberfläche aufsteigen lässt, so verursachte auch der „Sebaldus Nothanker“, ausser den bereits geschilderten, bezw. noch zu schildernden grösseren Wirkungen der Kritiken und Streitschriften, kleinere litterarische Effekte, die uns zerstreut da und dort begegnen, und deren wichtigste wir am besten an dieser Stelle, im Anschluss an die Kritiken, zusammenfassen.

Gelegentlich der Besprechung der Wielandschen Kritik des „Nothanker“ haben wir schon einige Proben aus dem Halberstädter Dichterbuch, der „Büchse“, gegeben. In dieser finden sich aber ausserdem nicht nur eine Unzahl kleiner Plänkeleien allgemeiner Art gegen den verhassten Nicolai, sondern auch verschiedene speciell gegen den „Nothanker“ gerichtete Ausfälle.

„Mitleiden mit dem Herrn von Thümmel“ ist ein Vierzeiler überschrieben, der sich auf die Anknüpfung des „Nothanker“ an die „Wilhelmine“ bezieht:

„Wie mag's den armen Mann nicht kränken, dass
Ihm seine Wilhelmine so
Geschändet ward von Nikolas
In dulci jubilo! —“ (A. a. O., S. 335).

Die Verhöhnung Jacobis suchen verschiedene Epigramme zu rächen. Zuerst das folgende Zwiegespräch:

---

[1]) Vgl. S. 156 f.
[2]) Vgl. S. 206.

„Der Tod.
Kakeln hin und kakeln her,
Fort fort gestrenger Critiker!

Nicolai.
Herr Tod, nur eine Seite noch
Von unsers Gressets holden, sanften, süssen Tönen!

Der Tod.
Ei was, die kann ein Narr nicht höhnen;
Fort fort mit dir in's Höllenloch! —“ (S. 334).

Ferner:

„Mit tief hineingesteckten Nasen,
Als wären's Meisterstücke, lasen
Die Dunsen alle Seuglings Liebelei!
Wir lesen auch und lesen Paraphrasen
Von Nikkels Teufelei und Raspens Teufelei!“ (S. 344).

Klamer Schmidt richtete am 11. Februar 1774 folgende Epistel

„An Jacobi.
Freund Jacobi, dass deine Huldgöttinnen eine
Sanfte Seele dir anerschaffen, sanft und
Leicht, wie Rosen und Liljenblätter: lass dir's ja nicht
Leid sein! Desto bequemer wird der alte
Finstre Steuermann, Charon, dich hinüber schiffen
In das Eiland der schönen Seelen. Aber,
Weh o wehe dem langen Nikolas, wann seine
Lange, bleierne Kritikakel-Seele
Sich wird scheiden von seinen langen Beinen! Ey das
Hexenklumpen das wird Herr Charon preisen,
Fahr zum Teufel! Du bist mir für mein morsches Boot zu
Schwer! Da, Nicolas, trink dir eins! Das Fährgeld
Soll geschenkt sein! Und plumps wird er den Hexenklumpen
Dir so kräftig in's Wasser werfen, dass der
Schaum dem stygischen Pudel, Cerberus, in's Maul spritzt.“ (S. 348).

Weiterhin:

„An den Verfasser des Nothanker.
Du bist ein Feind der Liebesgötter
Und Grazien, und das mit Recht;

Denn du bist hämisch, bist ein Spötter
Und deiner Leidenschaften Knecht.“ (S. 348).

Einige Gedichte beziehen sich auf den „Nothanker“ im allgemeinen, so das folgende:

„Thom Jones, Donquixot und Peregrine Pickel
Sahn sich nach ihres Gleichen um.
Nothanker kam; wie dumm, wie dumm!
Sprach Jones zu dem langen Nikkel,
Das traurige Geschöpf, in weichem Löschpapier,
Wär' ein Geschöpf wie wir?“ (S. 344.)

Den Beschluss mögen die folgenden geistreichen Verse bilden, die unter das ohnedem nicht hohe Niveau der übrigen Halberstädter Spöttereien noch hinabsinken:

„An den Verf. des Magister Sebaldus.
Magister! Herr Magister,
Will er wissen, was er sey?
Herr, ein Dudeldumm das ist Er,
Und sein Wisch ein Dudeldei!“ (S. 362). —

Das Epigramm, mit dem Kästner Nicolais „Sebald angestochen“:

„Der lange Nikkel kehrt mit seinem Ladenbesen
ein Buch für seine Thür und — alle Dunsen lesen“

ging von Mund zu Munde.[1]) Herder nannte es „wahrlich die genetische und pragmatische Geschichte des ganzen Drecks.“[2]) —

Zu gleicher Zeit mit dem zweiten Bande seines „Nothanker“ (1775) hatte Nicolai die bekannte Parodie „Freuden des jungen Werthers. Leiden und Freuden Werthers des Mannes“ veröffentlicht. Daher wurde ihm auch in der noch im gleichen Jahre erscheinenden, gegen Werthers Feinde

[1]) Gülcher nimmt am 15. VIII. 1775, Bretschneider am 8. III. 1776 davon Notiz.

[2]) Hoffmann, „Herders Br. an Hamann“, S. 105.

gerichteten Satire von Heinr. Leop. Wagner: „Prometheus, Deukalion und seine Recensenten“ die wichtige Rolle des Orang-Outang zugeteilt, der u. a. in Bezug auf Werther den Vorschlag macht (S. 21):

„Wie wärs, wenn man dem armen Tropf
Aufsezte hier diesen Kopf?
Sind zwar freylich nicht viel Meublen im Haus,
Doch siehts von aussen ganz munter aus.“

Worauf Prometheus erwidert:

„So gleicht er deinem nach dem Leben,“

und „Papagei“ fortfährt:

„Der will uns einen zweyten Sebald geben.“ —

Wie Nicolai diesen Spott, diese „karrenschiebermässige Grobheit“ aufgenommen habe, geht aus einer Recension der „Allg. d. Bibl.“ (XXVI, 1. S. 206 f.) und aus Briefen von ihm an Höpfner und Merck hervor.[1]) —

Auch in der gleichfalls 1775 erschienenen Satire: „Wieland und seine Abonnenten“ von Contius wird öfter auf den „Nothanker“ angespielt. So werden (S. 15) Nicolai die Worte in den Mund gelegt: „Will dir helfen, lieber Wieland, must aber auch meinen Sebaldus loben, wenn der zweete Theil rauskommen wird, must's nicht machen wie W — — —.[2]) Ich war dem Manne sonst immer so gut, und hat mich doch nicht ungehudelt gelassen . . .“ Der Verfasser, der sich dagegen verwahrt, seine Satire dem „Prometheus“ nachgebildet zu haben, erklärt am Schlusse:

„Wenn iemand fragt, wer ich gewesen,
So kan er's gedruckt lesen:
Bin ein Freund von Haman's Parthei,
Diess gesteh ich aller Welt frei,
Kan Herr Wielanden auch leiden,
Nur Nikolai'n nicht mit seinen Freuden,
Lieber noch seinen Nothanker . . .“ —

[1]) S. „Br. aus d. Freundeskr.“ u. s. w., S. 115 f. u. 119 f.
[2]) Weisse in seiner „Neuen Bibliothek.“

In dem 1779 zuerst in den „Frankf. gelehrt. Anzeigen“ (S. 121 ff.), dann im Sonderdruck erschienenen, hauptsächlich den Wieland-Nicolaischen Streit über den „Bunkel“ betreffenden „Fragment eines Schreibens über den Ton in Streitschriften einiger teutschen Gelehrten und Schöngeister“ (von Cranz)[1]) wird Nicolai u. a. als „Religionskünstler“ geschildert (S. 11). Dann fährt der Verfasser fort: „In seinem Sebaldus Nothanker nahm er von der Apokalypse Possession ... und er gieng von Gasse zu Gasse in Berlin, und rekognoscirte den Glauben in jedem einzelnen Quartiere der Stadt. Unter den armen einfältigen Pietisten bewiefs er ausserordentliche Bravour, gerade wie ein Kroat, der, mit seinem Säbel in der Faust, ein Dorf plündert, Fenster und Thüren einschlägt, wo nur arme kranke alte Weiber zurückgeblieben sind, die nicht fliehen, sich nicht wehren und nur bethen konnten. Das christliche Publikum lachte ihm noch so ziemlich Beyfall zu, und verschluckte sogar die Pille, die ein Nikolaischer Spassmacher, ein witziger Handwerksbursche, dem Lamme gelegentlich präsentirte.“ (Vgl. „Seb. Noth.“ II, 28.) —

Im letzten Bande von „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen“ (S. 65, Anm.) wird die tiefinnerliche Kraft gläubigen Gebetes verteidigt gegen die von den Verfassern (!) des „Sebaldus Nothanker“ ausgeübten „Bübereien“. —

Aus einer weit späteren Zeit stammt eine andere Erwähnung des „Nothanker“. Nicolai hatte sich gegen Ende des Jahrhunderts in scharfen Gegensatz zu den Romantikern gestellt. Tieck, dessen Begabung Nicolai zuerst entdeckt und verwertet hatte, sagte sich, zuerst innerlich, dann äusserlich von diesem los und teilte ihm in seinen satirischen Lustspielen lächerliche Rollen zu. So lässt er ihn im „Prinz Zerbino“ als Nestor auftreten, als „Reisenden, der sich, wenn er erst wieder zu Hause sitzt, zum Range

[1]) S. „Frankf. gel. Anz.“ 1779. S. 560.

eines Reisebeschreibers empor schwingen wird". [1]) Auf die Frage des Schäfers, ob er den seltenen, den allerholdseligsten Garten der Poesie besuchen wolle, schimpft Nestor über das „Narrenhaus", das „Invalidenstift", den „Phantastenkram", und zieht, um sich gegen die berückende Symphonie von Farben und Tönen zu feien, ein Buch heraus.

„Der Verfasser dieses Werks, mein edler Freund,
Gab mir dies Büchlein mit, im Fall der Noth,
Wenn mich Phantasterei, wenn mich Witz ergriffe,
Wenn ich nicht bei mir selber, dies zu lesen.
Mir sind so Tau' wie Segel schon zerrissen,
Ich stütze mich auf meinen Nothanker jetzt!

Er riecht an dem Buche, und liest nachher drinnen, aber nur ein wenig.

Ha ha! Nun brauch' ich nur über Euch und alle Eure Poesie zu lachen. Das nenn' ich mir eine herzstärkende Prose! Ich habe fast nur ein wenig daran gerochen, und schon ist der ganze Schwindel weg, gerade wie man auch am trocknen Brode riechen muss, wenn einem der Senf die Nase zu sehr begeistert ....." [2]) —

Auch Anspielungen auf einzelne Figuren des „Sebaldus Nothanker" finden sich da und dort in der Litteratur jener Zeit. So lässt Möser, in den „Patriotischen Phantasien" gegen die Getreidesperre polemisierend, einen Kornhändler, der seine aufgespeicherten Vorräte nicht los werden kann, klagen: [3]) „Kein empfindsamer Reisender ..... besieht mein Kornmagazin; und selbst der redliche Buchhändler Hieronymus, dieser tapfre Freund des ehrlichen Sebaldus Nothankers, weigert sich jetzt, mir das *oraculum juris* für eine halbe Last Roggen zu überlassen." (Vgl. „Seb. Noth." I, 23.) —

In Kästners „Sinngedichten" [4]) lesen wir das folgende Epigramm:

[1]) Schriften (1828). X, S. 248.
[2]) Ebd. S. 249 f.
[3]) Werke II, S. 56 f.
[4]) Werke (Berlin, 1841) I, S. 73.

„Auf D. Stauzius.

Der Höllen Ewigkeit, die Stauz so eifrig lehrt,
Weichherzig, wie ich bin, doch willig zuzugeben —
Bewegt, mehr als sein Wort, mich noch des Lehrers Leben:
Das ist ja ew'ger Strafen werth!“ —

Beiläufig mag an dieser Stelle auch Erwähnung finden, dass in einem von Fielitz als gefälscht nachgewiesenen, den persönlichen Verhältnissen des Jahres 1804 angepassten Briefe Schillers an Nicolai der in den Xenien so scharf Verhöhnte in plumper Weise mit „lieber Nothanker“ angeredet wird. [1])

D. Streitschriften.

Besondere Streitschriften gegen den „Sebaldus Nothanker“ gingen aus von Vertretern der Orthodoxie, des Pietismus und der Gefühlsphilosophie.

Im Namen der letzteren erhob der Magus im Norden seine Stimme. Aber das echt Hamannisch-geheimnisvolle Schriftchen „An die Hexe zu Kadmonbor“ ist eigentlich nicht aus sachlichem Interesse entsprungen. Es ist nur zu verstehen, wenn man seine Vorgeschichte kennt.

Hamann hatte im Jahre 1772 seine gegen Herders akademische Preisschrift „Über den Ursprung der Sprache“ gerichteten „Philologischen Einfälle und Zweifel“, sowie das im Manuskript damit verbundene französische Sendschreiben *„Au Salomon de Prusse“* Nicolai zum Verlage angeboten, aber lange Zeit von diesem keine Antwort erhalten.[2]) Seine

[1]) S. Fielitz, „Drei gefälschte Schillerbriefe“. Arch. f. Litt. VI, S. 579.

[2]) Am 13. I. 1773 schreibt Hamann an Herder (Schr., ed. Roth. V, S. 22): „Ich bin so unglücklich, mit Leuten zu thun zu haben, die kein Gefühl, aber desto mehr Wahn besitzen; und wenn ich auf Knieen

Ungeduld hierüber veranlasste ihn, im Februar 1773 das „Selbstgespräch eines Autors“ [1]) herauszugeben, das „im Namen eines Mandarinen vom Hofe der Mitternacht an den berühmten Verleger des Todes fürs Vaterland, der allgemeinen deutschen Bibliothek, der neuen Apologie des Sokrates etc.“, an *M. Coelius*, „der von sich selbst als einem Manne redt *et occupato et ad literas scribendas, ut nosti, pigerrimo*“, gerichtet war. Diesem Manne nun bietet der Chinese, Namens Mien Man Hoam, seine deutsch-französische Handschrift nochmals an, und zwar für 30 Friedrichsdors in barem Golde. Die Antwort bittet er, „an den Magum im Norden, haussässig am alten Graben No. 758 zu Königsberg in Preussen“ zu richten.[2]) Nicolai erwiderte dieses Anerbieten mit einem Briefe „An den Magum im Norden. Haussässig am alten Graben Nr. 758. Sonst auch zu erfragen im Kanter'schen Buchladen“.[3]) Er beginnt mit der Überschrift: *„M. Coelius Serotinus Viro venerabili Mien Man Hoam S. P. D.“*, versucht, den Stil Hamanns nachzuahmen und verspricht schliesslich dem Schriftsteller, statt der gewünschten 30 Friedrichsdors, ein eigenes Produkt. „Sie bieten mir ein ungedrucktes Buch an, ich werde Ihnen nächstens dafür ein sauber gedrucktes und mit Kupferstichen geziertes Buch überreichen, das ich hin und her in der Natur zusammengestohlen, oder wie man es sonst auch nennt, verfertigt habe. Königlicher und kaiserlicher weiss ich Sie nicht zu belohnen! Noch mehr! in diesem Büchlein, über das Frater Pollio[4]) vielleicht die Nase rümpfen und

flehte um ein Paar Zeilen, so erhalte ich doch nichts als Sturm und Ungewitter im ästhetischen Verstande.“

[1]) Schriften, ed. Roth. IV, S. 73 ff.

[2]) Ebd. S. 92.

[3]) Im Nachl. Nicolais, unter Nr. 282, finden sich von dessen eigener Hand Erläuterungen zu dieser Schrift. — „Ich hatte nur etwa 25 Exemplarien zum Scherz drucken lassen. Aber Hinz in Mitau der Verleger des Selbstgesprächs, machte einen Nachdruck, und legte ihn dem Selbstgespräch bey.“

[4]) „Darunter verstand Hamann den Verfasser der gelehrten Artikel

Naruccinus Asinius[1]) gewiss die Zähne blöcken wird, sollen Sie, mein Herr, das Ihnen bisher unergründliche Geheimnifs treulich entdeckt finden, nämlich: Warum die Lords und ihre Amanuenses so sehr selten zusammenstimmen, warum diese so selten ins Reine kopieren, was jene mit gelehrter Hand geschrieben.“[2]) — Hamann brütet Rache, macht aber vorläufig noch gute Miene zum bösen Spiel. Am 27. März 1773 mahnt er Nicolai an das versprochene Buch:[3]) „Mein kleiner unartiger Apoll, der heute seinen $3^1/_2$-jährigen Geburtstag feyert, zupft mir hier das Ohr, den M. Coelius Serotinus an das sauber gedruckte und mit Kupferstichen gezierte Buch zu erinnern .....“ Am 26. April sendet Nicolai den „Nothanker“; Hamann erhält am 2. Mai „das angenehme Andenken Ihrer Freundschaft und Aufmerksamkeit“ und bestätigt am 7. Juni den Empfang:[4]) „Den M. Sebaldus habe ich schon zweymal gelesen, und gegenwärtig einem Freunde geliehen, bin also *sine libro* nach dem Sprüchwort, auch überhaupt der alten musikalischen Regel noch treu, mit dem Ende den Ton des ganzen Stückes abzuwarten. Der poetische Erfindungsgeist des Herausgebers schimmert bey der flüssigen Simplicität des historischen und recitativischen Styls nur desto stärker in die Augen.[5]) Ich zweifle nicht nur, sondern bin Stock- und

---

im Hamburgischen Korrespondenten.“ (Erläut.) — Vgl. Hamanns Br. an Mendelssohn v. 11. II. 1762. Abbts Werke III, S. 76.

[1]) „Darunter verstand Hamann den Herausgeber der schwarzen Zeitungen, Ziegra.“ (Erläut.)

[2]) „Lord Shaftesbury hatte gesagt, ein Autor betrachte den Verleger als seinen Abschreiber. Man sehe . . das Hamannsche Selbstgespräch S. 4. Im Sebaldus Nothanker handelt der Buchhändler Hieronymus von dieser Materie im I ten Bande S. 112 ff.“ (Erläut.) — Siehe besonders ebd. S. 115: „ . . . der Geschmack der grossen Gelehrten“ u. s. w. N. weist damit auf den eigentlichen Grund seiner Ablehnung hin. Vgl. auch Hoffmann, „Herder's Briefw. mit Nic.“, S. 90 f.

[3]) Hoffmann, „Hamann-Br.“ u. s. w., a. a. O., S. 127 f.

[4]) Schriften, ed. Roth. V, S. 35 f.

[5]) Natürlich ironisch gemeint.

Damm- unglaubig[1]) an alle die geschriebenen Urkunden, auf die Sie sich mit einer so ehrlichen Miene beziehen. Als ein Mann von Einfluss und Politik werden Sie längst die Vorsicht gebraucht haben, den Herrn von Thümmel zu bestechen, um nichts von den Familien-Geheimnissen der Wilhelmine zu verrathen, die niemand besser als er wissen kann. Ja, wenn sich auch der Geist der verklärten Wilhelmine durch Beschwörungen und *voces sacras* herauf oder herunter locken liesse, so würde doch der blosse eiserne, dithyrambische Name von Frau Magister Nothankerin ihre elektrische Erscheinung verscheuchen. *Sed vetant leges Jovis.* — Wie ist es in aller Welt möglich, dass solche und solche Meynungen in dem Herzen eines so durchtriebenen Crusianers und Bengelisten, als Ihr M. Sebaldus den Documenten zufolge gewesen seyn soll, haben wurzeln können? — Ich will aber, Höchstzuehrender Herr, aus Freundschaft *fidem implicitam* jedem Verdachte vorziehen, dass Sie uns irgend eine Übersetzung von *Mémoires pour servir à l'histoire courante de l'Allemagne littéraire* untergeschoben haben ....." Hamann mahnt Nicolai dann zur Fortsetzung des „Nothanker": [2]) „Wer ist hierzu tüchtiger als mein Freund Nicolai in Berlin, der in der Theorie und Practik des Handels sowohl als den Geheimnissen der deutschen Autorwelt und Autorschaft ein *Rupertus expertus in gradu superlativo* seyn muss ..... Aber um Vergebung, mein Herr! Sie sind mir würklich ein wunderbarer Mann, aus dem man gar nicht klug werden kann. Einem ex-chinesischen Betrüger thun Sie die Ehre an, ihm in einem gedruckten Sendschreiben für ein Manuskript von 4 Bogen zu danken; und mir antworten Sie keine Sylbe auf meine treuherzige und uneigennützige Anerbietung einer Handschrift, die ich, so bald ich

[1]) Bezieht sich auf Damms „Betrachtungen über die Religion", gegen welche Hamann seine „Neue Apologie des Buchstaben h" (1773) richtete.

[2]) Hoffmann, „Hamann-Br." u. s. w., a. a. O., S. 129 f. (Ergänzung des in den Schr., ed. Roth, V, S. 34 ff. mitgeteilten Briefs vom 7. VI. 1773).

Lust bekäme in 4 kleinen Oktavbändchen nach dem neuesten[1]) auszumünzen im stande bin ..... Sie werden keine Zeile mehr von mir sehen biss nach Empfang Ihres zweyten Theils des M. Sebaldus.“ — Aber trotz diesem scheinbar freundschaftlichen Briefwechsel hatte Hamann die Abrechnung mit Nicolai nicht aus dem Sinne verloren. In einem Briefe an Herder vom 21. Aug. 1773[2]) urteilt er in unverblümt-abfälliger Weise über den „Nothanker“ und stellt die „Hexe zu Kadmonbor“ in Aussicht: „Haben Sie denn den M. Sebaldus Nothanker nicht gelesen, dass Sie mir nicht ein Wort von ihm schreiben? Wie lächerlich ist unsere Erwartung gewesen! In dem deutschen Mercur ist er angenehm gestriegelt worden, wie natürlich; *Mulus mulum.* — Der Einfall ist so drollig, dass die Ausführung nicht besser, als sie ist, hat gerathen können. Eine Antwort *pro M. Coelio,* der sich selbst widerlegt und abstrafen muss.“ — Endlich erschien das kleine Schriftchen: „An die Hexe zu Kadmonbor.[3]) *M. Tullius Cicero pro M. Coelio.* § XIV. Berlin. Geschrieben in der jungen Fastnacht. 1773.“ (Schr., ed. Roth. IV, S. 169 ff.). Hamann lässt hier Nicolai einen Brief an die Hexe zu Kadmonbor schreiben, deren Vermittlung letzterer zum Behufe des Verkehrs mit dem Mandarinen der Mitternacht, dem „venerablen Mien-Man-Hoam“, in Anspruch zu nehmen wünscht. Die Veranlassung hiezu bietet des Briefstellers „weltbekannter Eifer für das Aufkommen der neuen Litteratur und besonders der deutschen Buchhandlung, nebst zufälligen Aussichten, ... manchen Stücken hiesigen Verlages, welche nicht nur den Labyrinthen und Schaubühnen jener Zeit an Klaftermaafs und Centnergewichte, sondern auch dem herrschenden Geschmack des Jahrhunderts

[1]) D. h. nach dem Muster des „Seb. Noth.“

[2]) Schriften, ed. Roth. V, S. 42 f.

[3]) Die Bedeutung dieses Wortes ist nicht aufgeklärt. Vgl. Gildemeister, „Hamanns Leben u. Schr.“ II, S. 115, und Petri, „Hamanns Schr. u. Br.“ III, S. 202. — Nach Minor („J. G. H. in seiner Bedeutung f. d. Sturm- u. Drangperiode“. 1881. S. 53) knüpft H. in dieser Schrift an eine französische Fassung der Faustsage an.

an Kleinigkeiten und Possen, die aus Hand in Hand gehen, viel gelesen, wenig gekauft u. s. w. werden,[1]) Trotz bieten, einen Ausweg nach Peking zu verschaffen ....." Der Briefschreiber verzichtet auf das ihm angebotene, „aber für den Geschmack und Horizont unsers Jahrhunderts gar zu winzige Manuskript", übersendet aber die von ihm verlangte Assignation.[2]) — „Der Überbringer des gegenwärtigen, weise Frau! ist ein würdiger Gegenstand Ihrer schwarzen Kunst und Bekanntschaft. Es ist der elisäische Schatten des Herrn Magister Sebaldus Nothanker, welcher sich Ihrer dämonischen Vertraulichkeit durch Überreichung des ersten Theils seiner Lebens- Glaubens- und Leidensgeschichte bestens empfehlen wird. Ohngeachtet der milden Beysteuer meiner soekrathischen, plaplatonischen, horratianischen und anagreontinischen Freunde,[3]) muss ich es mir gegenwärtig blutsauer werden lassen, für das Schicksal seiner zurück gebliebenen Familie, als ein irdischer Pflegvater, zu sorgen, um selbige diesseits des Styx so glücklich zu machen, als die nunmehr verklärte Wilhelmine und ihre kleine Charlotte, durch einen zu frühzeitigen Märtyrertod meiner leidigen Erfindungskraft auf D. Stauzens und seines Schwagers Rechnung, schon jenseits des Styx geworden sind ....." Der Briefschreiber erklärt, er sei nicht willens, das heilige Amt der Schlüssel,[4]) das er über alle deutsche Schriftsteller rühmlichst verwalte, an einem irrenden Confucianer zu missbrauchen. „Wenn er aber unserm ganzen Synedrio der neuen und deutschen Litteratur nicht glauben will: so wird er doch wenigstens, weise Frau! Ihren elisäischen Gast hören, der durch eben die Meinungen, die hier im Chor-

[1]) Vgl. „Seb. Noth." I, S. 117.

[2]) Vgl. das „Selbstgespräch eines Autors."

[3]) Vermutlich eine Anspielung auf Eberhard, Mendelssohn, Ramler und J. G. Jacobi, die Hamann gewissermassen als Mitarbeiter am „Seb. Noth." betrachtet.

[4]) Vgl. „Seb. Noth." II, S. 80.

hemde gehen,[1]) dort um seinen kahlen Mantel und Kragen gekommen ist[2]) ... Ihnen ins Ohr gesagt, der Geist der Lügen und Verfolgung[3]) herrschen in unserm Luftkreise und bis auf das Datum meines Sendschreibens noch eben so unsichtbar und wüterisch als jemals und irgendwo, und die frostigen Wörterbücher, aus denen man die Sprache unsers neuen Glaubens erlernen soll, sind im rechten Ernst nichts als Sammlungen der lustigsten Wortspiele[4]) — — ..... Das bisher noch unergründete Geheimnifs in dem Leben und Meynungen unsers Kirchenhelden und meine statistische Absicht, sein Historiograph zu sein, wird Ihrem Wahrsagergeist .... kaum entwischen. In der That such ich, Madam, mich um den Bau des Neuen Jerusalems[5]) gleich einem andern Nehemia,[6]) verdient zu machen, und lebe der guten Zuversicht, durch das in meinem Büchlein verborgene Manna mehr Seelen beiderley Geschlechts zu erobern, als die ganze Legion unserer ST![7]) und SD! mit allem ihrem groben und kleinen Geschütze. — Die stattlichsten Säulen unserer salomonischen Halle werden in den Sebaldischen Legenden mehr Erbauung und Seelenweide finden, als im ganzen Buche Ruth ..... Ja, selbst die Pforten der Unterwelt, Madam, werden den historischen Glauben an dieses Meisterstück einer pragmatischen Geschichte nicht überwältigen können; sobald nur erst unser deutsche Strabo, wie ich von seinem Amtseifer für jede gute Sache mir schmeicheln darf, in seinen wöchentlichen Nachrichten von neuen Landcharten, geographischen,

---

[1]) Anspielung auf die rationalistischen Prediger in Berlin, vor allem auf Teller und Spalding.

[2]) S. „Seb. Noth." I, S. 42.

[3]) Gemeint ist die Intoleranz der Neologie.

[4]) Dieser Passus bezieht sich auf Tellers „Wörterbuch des Neuen Testaments zur Erklärung der christl. Lehre" (1772).

[5]) Vgl. „Seb. Noth." I, S. 5 u. ö.

[6]) S. das „Buch Nehemia", Kap. 2 ff.

[7]) Stauzius?

statistischen und historischen Büchern[1]) unserm Magister Sebaldus Nothanker ein Ehrenplätzchen einräumen wird. — Nehmen Sie ja, weise Frau! bei Durchblätterung des sauber gedruckten und mit Kupferstichen von D. C. gezierten Buchs[2]) des S. 117 eingelegten Papierchens wahr; denn **das ist!** im eigentlichen Kirchenverstande — meine obenerwähnte Assignation,[3]) zwar nicht in vergänglichen Friedrichdor, oder Augustdor, oder Bahamdor,[4]) sondern in weit köstlichern Floccinaucipilinihilidoren[5]) ausgestellt, deren Gold ich selbst im Feuer geglüht, im Feuer abgekühlt, und aus Sand, Salz und Asche laboriert habe,[6])

— — *quale non perfectius*
Meae laborarint manus — —"

Da plötzlich merkt der Schreiber, wie sein Brief sich in ein Selbstgespräch verwandelt. „Beym Leben und Barte des heiligen Sebaldus! ich rieche faule Fische, und der ganze Handel geht nicht richtig zu ..... Bey meinem dreyfachen Ruhm, den ich habe im Mercur, Apoll und dem *Genio Seculi*, Sie sind nichts als eine alte vermaledeyte Hexe ..... Ihr Mien-Man-Hoam möge am lichten hohen Galgen seiner Urgrossväter sammt meinen dreyssig Nihilidoren, wie jener Schüler seines Meisters, sich selbst aufhängen! ...." Mit einer Verwünschung schliesst das Schreiben, dem Hamann noch

---

[1]) Anspielung auf Büschings „Wöchentl. Nachr. von neuen Landcharten, geogr., statist. u. histor. Büchern u. Sachen". 1. Jahrg. 1773.

[2]) Vgl. „An den Magum im Norden".

[3]) H. zielt auf folgende Stelle des „Noth." (I, 117): „Was gibt man uns jetzt anstatt dieser wichtigen Werke? Kleine Büchelgen von wenig Bogen" u. s. w.

[4]) Vgl. das „Selbstgespr. eines Autors", Schr., ed. Roth, IV, S. 78, u. „An d. Mag. im Nord."

[5]) Steigernde Zusammensetzung der Synonyma: *floccus, naucum, pilus, nihil* — zur Kennzeichnung der Nichtigkeit des „Seb. Noth."

[6]) Vgl. „An d. Mag. im Nord."

das Motto nachschickt: „*M. Tullius Cicero pro M. Coelio. §. III. Aliud est maledicere, aliud accusare — — Maledictio nihil habet propositi praeter contumeliam, quae, si petulantius jactata, conuicium; si facetius, urbanitas nominatur.*“ —

Hamann hatte in dieser kleinen Schrift in seiner besonderen Eigenart, aber nicht unwirksam, vor allem die bevormundende Anmassung Nicolais gegeisselt; er hatte sich über den „Sebaldus Nothanker“, dieses „Meisterstück einer pragmatischen Geschichte“ lustig gemacht und nebenbei auch dem Rationalismus im allgemeinen einige Hiebe versetzt. Die „Allg. d. Bibl.“ antwortete im 1. Stücke des 24. Bandes (1775; S. 287 ff.), wo Hamanns Streitschriften gegen Eberhard, Nicolai und Damm zusammenhängend besprochen werden. Die Entgegnung auf die „Hexe zu Kadmonbor“ ist recht matt ausgefallen; der Berichterstatter[1]) überlässt es, auf das Schlussmotto jener Schrift Bezug nehmend, dem Urteile der Leser, „ob *convicium* oder *urbanitas* darinn anzutreffen sey, oder keines von beyden“. Im übrigen wird Hamanns dunkler Stil weitschweifig getadelt. — Hamann replicierte hierauf in der Schrift: „Zweifel und Einfälle über eine vermischte Nachricht der allgemeinen deutschen Bibliothek“ (1776).[2]) Es ist uns nicht möglich, auf einzelne darin zerstreute und nicht eben wichtige Bemerkungen über den „Seb. Noth.“ hier näher einzugehen; wir verweisen in dieser Beziehung auf die Seiten 292, 315 und 317 a. a. O. —

Dass diese öffentliche Fehde zwischen Nicolai und Hamann aber die freundlichen Formen ihres privaten Verkehrs nicht beeinträchtigte, beweist ihre fernere Korrespondenz. Nicolai selbst äussert sich über diesen Punkt:[3]) „Wir halten's

---

[1]) Der Artikel ist gezeichnet mit *Dh. Hd.* Das Partheysche Verzeichnis giebt zwar für das Jahr 1775 über diese Signaturen keine Auskunft. Indessen ist es wohl nicht zweifelhaft, dass die Recension von Nicolai stammt. Vgl. auch Hamanns Schr., ed. Roth. IV, S. 292 f.

[2]) Schriften, ed. Roth. IV, S. 289 ff.

[3]) Hoffmann, „Hamann-Br.“ u. s. w., a. a. O., S. 132 f.

mit einander gerade umgekehrt wie die meisten Eheleute, wir zanken uns öffentlich und lieben uns heimlich, dafür aber auch schreiben wir unsre Zankschriften dergestalt, dass sie uns beyden nicht verständlich sind; unsere Liebesbriefe hingegen, die uns gewiss mehr von Herzen gehen, so, dass wir fein wissen, was wir damit sagen wollen. — Ich habe alle Ihre Zankschriften gelesen, und wenn Sie beym Schreiben nicht üblere Laune gehabt haben als ich beym Lesen, so ist aus Ihrem Herzen aller Groll vertilget, bis auf den kleinsten, der an die Wand pisset." — Noch einmal urteilt Hamann brieflich über den „Nothanker", und zwar über den dritten Band:[1]) „Den Beschluss Ihres Nothankers habe ich auf der Stelle gleich durchgelesen. Er hat mir eben so sehr gefallen als dem ganzen Publico; aber Ihnen aufrichtig zu gestehen, wenig erbauet, welches doch mit zu Ihren Absichten scheint gehört zu haben. Dass endlich Ihr Held durch eine leidige apokalyptische Zahl sein Glück macht, konnte zufälligerweise den alten Aberglauben an dies verfolgte Buch mehr befördern, als das verschwendete Salz über selben auszubeizen im stande seyn wird ....." Damit sind die Akten über dieses Thema geschlossen. —

Von den orthodox gefärbten Streitschriften gegen den „Sebaldus Nothanker" fassen wir zunächst das „Schreiben an den Hrn. G. S. L**, Über das Leben und die Meynungen des Herrn Magister Sebaldus Nothanker" (1774)[2]) ins Auge. Da es dem Verfasser dieser Schrift vor allem um den religiösen Inhalt des Romans zu thun ist, können wir seine ästhetischen Bemerkungen übergehen. Nur so viel davon, dass er die „anziehenden Schönheiten" des Buches bereitwillig anerkennt, aber gerade darin eine nicht zu unterschätzende Gefahr für schwache Gemüter erblickt. „Wie eine Schöne, die mit ihren Annehmlichkeiten und ihrem Geiste gefällt, dennoch gern ge-

[1]) Hoffmann, a. a. O., S. 131 f.

[2]) O. O.; Jördens giebt als Druckort Gotha an.

hört wird, wenn man es gleich fühlt, und es sich ins Ohr sagt, ihr Witz sei boshaft, ja wie sie wohl, eben wegen ihrer freyen, leichtfertigen Zunge, am liebsten gehört wird, so wird es mit diesem bürgerlichen Roman bey den meisten seiner Leser gehen." Scharfen Tadel erfährt die masslose Satire des Buchs. „Erlaubte sich doch die alte griechische Comödie und der Cyniker in seiner Satyre nicht mehr Freyheit. So hieben die *Luperci* mit ihren Riemen ....." Durch die „freydenkerischen Meynungen" von der Offenbarung, durch diese „Religion nach der neuen Mode," werden sich, so fürchtet der Recensent, viele um die „Beruhigung ihres Herzens" und um die „gottselige Tugend" bringen lassen. Auch der „Nothanker" gehöre zu den Büchern, die im Munde süss wie Honig sind und hernach im Bauche grimmen.[1]) Den schädlichen Einfluss des Romans befürchtet der Kritiker namentlich für die „Gelehrten unter den Christen", für junge Theologen, die durch ihn verleitet werden können, „nach gerade Zweifler, Prevaricateurs und endlich gar öffentliche Verräther an der göttlichen Offenbarung und dem Glauben an den Versöhner der Menschen zu werden." Diese Gefahr ist nach seiner Meinung auch in der Charakterschilderung des Majors „mit der unregelmässigen Tugend" verborgen, dessen religiöse Leichtsinnigkeit geschickt sei, „den ärgsten Naturalismus einzuflössen". — Die immerhin massvoll gehaltene Schrift schliesst mit dem Wunsche, dass der Autor des „Nothanker", der hier „einem Tindal und Voltäre nachbetet und, das *Evangile du Jour* in der Hand, mit den leeren Köpfen muthig nachschreyet", „sein vortrefliches Talent, als ein wahrer Menschenfreund, zu liebreicheren und für seine christlichen Brüder wohlthätigeren Arbeiten anwenden" möge. —

Am schärfsten und wirksamsten wird die orthodoxe Sache gegenüber dem Nicolaischen Romane durch drei

[1]) Vgl. „Seb. Noth." I, S. 11.

satirische Schriften vertreten, die, anonym erschienen, einen und denselben Verfasser haben;[1]) nämlich durch das

„Sendschreiben an den Verfasser des Lebens und der Meinungen des Hrn. Mag. Sebaldus Nothanker von dessen weiland untergebenen Schulmeister. Zur Bestellung abgegeben in der Michaelis-Messe“ (1774);[2]) ferner durch das

„Neue Wörterbuch auf eine andere Manier von dem Nothankerischen Schulmeister. Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage.[3]) Cosmopolis 1776“. (Dasselbe. „Gedruckt zum andern Male mit einem Anhange. Cosmopolis 1777“); und endlich durch die

„Catechismuslehren von dem nothankerischen Schulmeister ein *Opus posthumum* nebst einigen von seinen Schulmeisterlesen, und einem unter seinen Papieren gefundenen Manuscript von der Rechtgläubigkeit“ (Berlin, 1780).

Der Verfasser des „Sendschreibens“ zieht, teils mit direkter Ironie, teils in parabolischer Form, von seinem orthodoxen Standpunkte aus nicht ungeschickt operierend, gegen den Rationalismus und die Heterodoxie, wie sie der Nicolaische Roman vertritt, zu Felde. Er will zeigen, wie wenig förderlich das Steckenpferd „Vernunft“ sei: der „Sattelgurt des Unglaubens“ reisst, und der „Steckenreuter“ fällt über seine eigenen Füsse. — Von der Erklärung der Apokalypse will der Schulmeister überhaupt nichts wissen: „die scharfen nachdenkenden Gelehrten, die sie studierten, hätten eben so unrecht, als die witzigen und kecken Pierrots, die sich auf ihre Kosten damit lustig machten“. Aber doch sei ihm der

---

[1]) Dass dieser ein Geistlicher war, ist aus dem ganzen Inhalte der Schriften, dann aber auch aus einer Bemerkung in den „Catechismuslehren“, S. 191, zu schliessen.

[2]) Vgl. „Allg. d. Bibl.“ XXVI, 2. S. 485 und die Leipz. gel. Zeitung 1775. S. 103 ff. u. S. 334.

[3]) Die 2. Aufl. ist hier nur fingiert; vgl. die Vorr. zu dieser Schrift, S. 23 f.

„schwäbische Bengel", wie man ihn spottweise nenne, lieber als die ganze Armee Antibengel. — Der Schulmeister schildert, wie ihn die „Meinungen" seines Pastors zu zeitlichem und fast zu ewigem Verderben geführt hätten. Die Predigt vom Tode fürs Vaterland veranlasste ihn, Tambour zu werden. „Da hatte ich nun meines Herzens Lust und Freude, wenn ich mit dem Klange meiner Trommel das Geschrey der starken Geister, die sich wider den Glauben der Christen empören, so vortrefflich nachmachen konnte; da ging es immer zum Zapfenstreiche: Terrum, dum dum dum, dum dum dum. — Als ich zur Fahne auf die Kriegsartikel schwor, so machte ichs, wie Sebaldus und seines gleichen, mit den symbolischen Büchern. Ich schwor nur in so ferne[1]) darauf, als ich denenselben folgen wollte und könnte". Die Konsequenz davon war, dass der Schulmeister im Treffen davonlief. Im Winterquartiere dann zog er einen beliebigen Rock an und trommelte, wie es ihm beliebte, lief auch zu einem anderen Regimente über. Zur Strafe dafür musste er gassenlaufen. „Warum? kann ich diese Stunde noch nicht begreifen, wenn die menschenfreundliche Toleranz in der Religion so statt haben soll", dass ein jeder Gott dienen kann, wie er will. Der Schulmeister desertiert und wird zum Galgen verurteilt. Dies giebt ihm Gelegenheit, über die Ewigkeit der Höllenstrafen nachzudenken. Natürlich bejaht er dieses Dogma. Das Schriftchen schliesst mit dem Gedanken, dass nicht die menschenfreundliche Gesinnung eines Sebaldus, sondern nur Reue und Busse die schrecklichen Folgen der Sünde abzuwenden vermöchten. —

Gröbere Geschütze, gegen dieselben Ziele gerichtet, fährt der Verfasser in seinen späteren Streitschriften auf. Der Titel des „Neuen Wörterbuchs"[2]) bezieht sich auf

---

[1]) Anspielung auf die Unterscheidung „*quia*" und „*quatenus*" bei der Verpflichtung auf die symbol. Bücher.

[2]) Mir lag nur die erste Ausgabe vor, die sich mit den beiden ersten Bänden des „Noth." beschäftigt.

Tellers „Wörterbuch des Neuen Testaments zur Erklärung der christlichen Lehre“ (1772).[1]) Die Schrift ist „*Asmus omnia sua secum portans, pro tempore* Bothen in Wandsbeck“ mit der Bitte gewidmet, das „Wörter-Büchel“ mit auf seine Wanderung zu nehmen. In der Vorrede werden die Neologen mit Marktschreiern verglichen, die sich nie ärger brüsteten, als wenn sie „mancherlei Privilegien strozend vor sich herhalten“ könnten.[2]) Der Verfasser will nun in alphabetischer Ordnung die Anmerkungen mitteilen, „die man bey Lesung der Gebrauchszettel gemacht hat, in welche unsere neologischen Marktschreyer .... ihre Salben, Pflaster, Pillen, Purganzen etc. .... einzupacken pflegen“. Der Leser findet also eine Art von Wörterbuch. Unter dem ersten Schlagwort „Affe“ werden die Nachäffungen des „Nothanker“, insbesondere der zweite unechte Band, der dem echten, nach der Meinung des Schulmeisters, nur zur Reklame dienen sollte, erwähnt. — In dem Artikel „*Asa foetida*“ (Teufelsdreck) zieht der Verfasser gegen die Teufelsleugner zu Felde. Wie abergläubische Bauern bisher *Asa foetida* angewandt hätten, um das Vieh vor Behexung zu schützen, so sollten jetzt statt dessen die neologischen Schriften zu diesem Zwecke benutzt werden. „Herr Hieronymus, der nothankerische Buchhändler, der sich auf den Bücher- und Viehhandel gleich gut versteht, würde sich zum Entreprenneur, oder Commissär oder Spediteur vortreflich schicken .... Sonst dient diese Specerey auch denen, die den Schwindel haben, ... zur heilsamen Stärkung, wenn sie daran riechen! Sie schwindeln gewiss, wenn sie auf der gebrechlichen Leiter ihrer Vernunft über die Bibel hinausklettern .... Riechen Sie also, ich sage Ihnen, riechen Sie *Asa foetida!* — *Probatum est!* Denn eben darum werden auch die feinen Ragoutschüsseln in Berlin, wie wir aus sicherer Hand wissen,[3]) mit *Asa foetida*

[1]) Vgl. o. S. 221, Anm 4.

[2]) Vgl. das Titelblatt des „Seb. Noth.“

[3]) Vgl. „Seb. Noth.“ II, S. 24.

gerieben.“ — Unter dem Titel „Clystire“ heisst es: „Es ist dermalen Sitte geworden, über seine eigene Arbeit mit der Clystirspritze des Recensenten selbst herzufahren, wie des Wandsbecker Bothen seine kluge Henne zum Truthahn saget:

> Ihr wisst wohl schön, was heuer
> Die Mode mit sich bringt; ihr ungezognes Vieh!
> ‚Erst leg ich meine Eyer,
> Dann recensir ich sie‘. [1])

Unsere Orthodoxen müssen unterdessen von solchen Medikastern viel leiden. Man will sie durchaus bereden, dass sie Obstructiones hätten, und man ist daher, mit clystirenden Schweins- oder Rindsblasen, von allen Seiten zu, über sie her. Einem D. Stauzius, M. Tüffelius, Probst Puddewustenius, Pastor Wulkenkragenius und andern, welche den Wolf in das Schafskleid, ihre Affecten und Privatsachen hinter die Orthodoxie und symbolischen Bücher verstecken, denen geschieht ganz recht, wenn sie ein wenig clystiret werden; rechtschaffene Orthodoxen aber und redliche gewissenhafte Verehrer der symbolischen Bücher, lassen es gut seyn: denn sie sind dadurch getröstet, dass sie aus der Erfahrung wissen, was Clystire für einen Ausgang haben . . . . . .“ — Weiterhin: „*Dies critici*“ sind für die Marktschreier solche Tage, an denen sie nicht wissen, was sie mehr schreiben sollen. „Dann machen sie von allem, was sie, oder andere von ihrer Truppe geschrieben haben, Ragout, oder concentriren alles fein zusammen, schlagen einen süssen Teig von lustigen Einfällen und Schmeicheleyen für Fleisch und Blut darum und backen eine Pastete, die, wenn sie trenschiret wird, einen Mischmasch von witziger Philosophie, verstümmelter Theologie, Voltärischer Moral, Rousseauschen Räsonnements, espri-

[1]) Bezieht sich auf die Recension des „Noth.“ in der „Allg. d. Bibl.“ (XXVI, 2. S. 479 ff.). — Vgl. Matth. Claudius' Werke, ed. Redlich. 1882. I, S. 17.

fortisirter Exegese und scharfrichterischer Kritik enthält, und welche Leuten von dem Hautgout vortreflich schmeckt, solchen aber, die Grütze gewohnt sind, Ekel und Sodbrennen macht.“ — Als eine Erfindung der neologischen Marktschreier stellt der Verfasser den „*Lapis infernalis*“ hin, „der die Wunden der Verdammten in der Hölle, die für ihrer ehemaligen Thorheit eitern und stinken, und von Ewigkeit zu Ewigkeit sich immer tiefer einfressen, herausbeitzen, reinigen, von Grund aus heilen, völlig gesund machen, und die Hölle endlich, wo nicht gar in den Himmel verwandeln, doch mit dem Himmel vereinigen soll.“ Das ist „naseweise Vernunft“, „übertriebene Menschenliebe“, „Missdeutung der göttlichen Barmherzigkeit“ u. s. w., und bei den klaren Aussprüchen der Schrift, die schlechterdings aus der Hölle keine Erlösung hoffen lässt, eine „blosse Marktschreyerei.“ [1]) — „*Mixtur simplex*“ ist die natürlich-philosophisch-politisch-christliche Universaltinktur der Neologen; die Lehren von der Erbsünde, von der Genugthuung etc. werden von ihnen verworfen: „Gott vergiebt ohne Genugthuung und Lösegeld die Sünde.“ [2]) — „Purganz, Purgiren ist bey denen Medikastern auf den Jahrmärkten eben das, was bei unsern theologischen Neulingen Toleranz, Toleriren ist. Beide halten darauf am meisten . . . . . Betrachtet die Toleranz unserer Neologen. Unter dem Scheine der christlichen Freyheit und einer reizenden Menschenliebe schleicht sie wie eine vergoldete Purganzpille witzig genung hinein, würkt aber mit Voltärischer Frechheit, schmeisst den Glauben aus dem Grunde hinaus, löst sich in das Übel der Freygeisterei auf, mischt alles unter einander, frisst das Netz der symbolischen Bücher, auf welchen die Eingeweide der Protestanten ruhen, (!) durch, verursachet einen

---

[1]) Vgl. die Ansichten Nothankers über die Ewigkeit der Höllenstrafen.

[2]) S. „Seb. Noth.“ I, S. 153.

Bruch, von welchem das Miserere zu besorgen ist, und lässt, wenn sie auch weiter nichts schadet, die Fühllosigkeit des Indifferentismus zurücke, der von allem etwas, und von allem wieder nichts glaubt, der einem sterbenden Major endlich noch kaum Herz genung giebt zu wünschen: ‚Wenn der liebe Gott ein Regiment von Seligen hat, so wäre es schon genung, wenn unser einer nur ein Gemeiner werden könnte.'[1]) — So purgirt die Nicolaische Toleranz einem solchen Manne sein Gewissen! . . . ." — Der letzte Artikel, der „tz" überschrieben ist, wendet sich gegen eine kurze Recension der „vier Schriften, die wider das Leben und die Meinungen Nothankers streiten" (Allg. d. Bibl. XXVI, 2. S. 485), und schliesst mit einem Ausfall auf Resewitz.[2]) —

Die „Catechismuslehren" sind religiöse Erwägungen des nothankerischen Schulmeisters, die er mit seinen Schülern anstellte, „seitdem mein ehemaliger Pastor seine Stänkerey angefangen, und Er, M. Seb. Nothanker auf seinem Steckenpferde von Nicolai in der Welt herumgepeitschet worden, die Orthodoxen mit samt ihren orthodoxen Pfarrherren, Kirchen- und Schuldienern niederzureiten." In dieser Schrift sollen verschiedene Sätze des Lutherischen Enchiridions mit den Nothankerischen Irrlehren verglichen, es soll gegenüber der „Sebaldussischen Nothankerey" der Zweck und die Unentbehrlichkeit der symbolischen Bücher dargelegt werden. Falsch sei die Behauptung, dass der Schulmeister das göttliche Ansehen der symbolischen Bücher verteidige.[3]) Diese seien menschliche Zeugen und menschliche Zeugnisse; sie „verhalten sich

---

[1]) S. „Seb. Noth." II, S. 122.

[2]) Diesem, der bis in die 80er Jahre zahlreiche theolog. Kritiken für die „Allg. d. Bibl." lieferte, möchte der Autor des „Neuen Wörterbuchs" auch die erwähnte kleine Recension zuschreiben. Thatsächlich war Campe deren Verfasser.

[3]) Vgl. „Allg. d. Bibl." XXVI, 2. S. 485 u. „Neues Wörterb.", S. 117.

gegen die Bibel, wie der Sonnenweiser gegen die Sonne". Sie anzunehmen, könne niemand gezwungen werden. Jedem, der es nicht thue, stehe es frei, auf das Amt zu verzichten. — Nach dem symbolischen Enchiridion also will der Schulmeister die Kinder unterweisen, solange er ihr „evangelisch-lutherischer Lehrer und nicht mit unserm ehrwürdigen Ehrn Sebaldus Nothanker ein Vagabonde" sein wolle. — An einen Passus des Enchiridions anknüpfend, erörtert der Schulmeister dann weiterhin die eventuelle Notwendigkeit der Intoleranz. Die Absetzung des Sebaldus war eine gerechtfertigte und gebotene . . . . . „Nur bedauern wir, dass die über die Intoleranz der Kirche schreiende tolerante Welt, wie sie es seyn will, durch einen ihrer aufgestutztesten Politiker den allerintolerantesten Streich hierbey gespielt hat. . . . Sobald man eins war, Herrn Sebaldus seines Amts zu entsetzen, sahe man Tümmels (!) komisch prosaisches Gedichte von diesem Pastor als einen Steckbrief an, in welchem Sebaldus zum Nothanker gemacht und die Losung gegeben würde, mit ihm die Orthodoxie und jeden Lehrer zu verfolgen, der kein Socinianer oder Synkretist oder Indifferentist wäre, und seinem Religionseide getreu das Symbolum seiner Kirche vertheidige. Bei Nicolai zu Berlin, in dessen Buchladen er sich Futter für sein Steckenpferd kaufen wollte, weil er gehöret hatte, dass da recht viel Futter für Steckenpferde sein sollte, ward er in Verhaft genommen, eine Zeitlang in die Schreiberstube inkarzeriret und dann von dem Satyr Herrn Nicolais ausgegeisselt, der sich ein Vergnügen daraus machte, in der Person dieses sebaldussischen Fantoms und Hirngespinnstes, der ganzen evangelischen Priesterschaft und Orthodoxie den Staupbesen zu geben, wie denn überall, wo der Zug hingieng, die Nicolaische Henkersruthe links und rechts auf diejenigen zuschlug, welche nur irgend eine orthodoxe Mine machten. Zu bewundern war es, dass bei diesem intoleranten Staupenschlage gleichwohl immer von Zeit zu Zeit ausgerufen ward, dass man tolerant seyn und Toleranz lernen solle.

Unstreitig wollte damit die sebaldus-nothankerische Geissel eine Satyre auf sich selbst und auf alle diejenigen machen, welche die Duldung predigen und doch selbst so wenig Duldung haben, dass sie und ihre Lehrsätze den lächerlichsten und abscheulichsten Kontrast machen. Diese Herren werden es uns also gütigst erlauben, dass auch wir, wenn sie wollen, unsere Grillen haben, und ein wenig Intoleranz für nothwendig halten." — Der Schulmeister kritisiert sodann die Kanzelreden Nothankers, seines ehemaligen Pastors. und hat dabei die neologischen Predigten überhaupt im Auge. „Ebenso, wie ihn (Sebaldus) hernach in seiner abendtheuerlichen Wanderung, da er nicht bei sich selbst war, das nach einem Heuschober lüsterne Pferd, das er ritt, vom rechten Wege abbrachte,[1]) ebenso . . . . verführte ihn das nach Neuerungen hungrige Steckenpferd seiner Vernunft wider die Schrift anzureiten, die richtige Strasse zu verfehlen, der seine Gesellschaft folgte, und sich selbst ein Glaubenssystem von der neuen und leichten Art aufzubauen. wie man es in den seichten Schriften lieset, die jetzt zur Schande der protestantischen und katholischen Kirche in Teutschland gedruckt werden." —

Im Namen des Pietismus trat Johann Heinrich Jung (Stilling), „Doktor der Arzneygelehrtheit in Elberfeld", gegen das gefahrdrohende Buch in die Schranken und warf 1775, als eben der zweite Band erschienen war, „Die Schleuder eines Hirtenknaben gegen den hohnsprechenden Philister den Verfasser des Sebaldus Nothanker" (Frankfurt a. M.). In der Vorrede erklärt Jung, sein Gewissen treibe ihn, „dem Herrn Verfasser des Sebaldus Nothanker und denen, die über seine ungesalzene Schmierereyen lachen, öffentlich vor der ganzen Welt ins Gesicht zu sagen, dass er ein boshafter Spötter der Religion und ein Stümper von Romanenschreiber sey". Der Verfasser will jenes schädliche Buch, „worinnen die Prediger

[1]) S. „Seb. Noth." II, S. 207 ff.

der protestantischen Kirche, und mit ihnen die allertheuersten Wahrheiten der Religion, auf eine so infame Weise durchgezogen und lächerlich gemacht werden, dass es mit Thränen nicht genug zu beklagen ist, wie viel Menschen dadurch zu lachen und zu sündigen gereizt werden", widerlegen. Weil aber ein „trockener dogmatischer Stil" von den deutschen Jünglingen nicht würde gelesen werden, so habe er sich einer „aufgeweckten Schreibart" bedienen müssen. — Jung malt sich zunächst die Scene aus, wie der Verfasser des „Nothanker", dieses „Thier vom Menschen", vor den Richterstuhl Gottes gefordert wird; „da ist keine Berliner Schule, kein schöngeisterisches Tribunal mehr, wo man über diesen Witz lacht, über jenen Stich sich kitzelt" u. s. w. Auf das Wort genau weiss es Jung, wie der göttliche Urteilsspruch lauten wird: „Du hast ein Buch geschrieben. Die Ursache war, deinen Witz, deine Kunst zu zeigen, ein berühmter Autor zu seyn. Die Materie dazu nahmst du, nach dem herrschenden Geschmacke deiner Zeit, aus der schwachen Seite meiner Anhänger; es waren aber doch meine Knechte und Diener, wie verdorben sie seyn mochten: denn sie bekannten sich zu mir. Tausend Jünglinge und Jungfrauen machtest du lachen, freutest dich mit ihnen, dass mein Reich so schwach und schlecht aussähe, verdarbst vollends den zarten Keim zukünftiger Besserung des Geistes nach meinem Sinne, und machtest also mein Heiligthum zugleich lächerlich. Weiche von mir, du gehörst in mein Reich nicht!" (S. 18.) — Nach einer so pathetischen Vorbereitung geht der Verfasser ins einzelne ein. Die Charaktere des ersten Bandes werden rasch abgethan; denn das rote Tuch, das diesen Toro hauptsächlich reizt, flattert im zweiten Bande: die Karikatur des Pietisten. „Einen wahren Pietisten lächerlich zu machen, wäre mehr als teuflisch". Das ist nun zwar nach Jungs Meinung gar kein Pietist, was Nicolai dafür ausgiebt. Aber die pietistische Richtung überhaupt ist angegriffen und muss verteidigt werden, Position für Position (S. 23 ff.).

Der Verfasser will aber den Roman, „diefs Unding",

auch ein wenig „mit dem Kunstauge“ betrachten, und unter diesem Gesichtspunkte erscheint ihm das Werk als „Lehrjungenarbeit“. Die gröbste Unwahrheit sei die, dass der Pietist auf die Räuber geflucht habe („Seb. Noth.“ II, 15). Die Pietisten fluchen nie. „Sehen Sie, Herr Romanenschreiber! dass Sie nicht einmal die erste und nöthigste Bedürfniſs einer Geschichte oder eines Gedichtes kennen!“ (S. 38.) —

Auch der zweite Abschnitt des zweiten Bandes giebt Jung Veranlassung, die volle Schale heiliger Entrüstung über das sündige Haupt des Berliner Aufklärers auszugiessen. Vor allem die Episode S. 28. „Ich sehe voraus, wie viel Menschen bey dieser rasenden Scene lachen werden, mit diesem Lachen aber sich einen giftigen Dolch durch die Seele bohren, welche Wunde schwer heilen wird. Wehe dem, durch welchen Aergernisse kommen! es wär ihm besser, dass ein Mühlstein an seinen Hals gehangen, und er ins Meer geworfen würde, da es am tiefsten ist ....“ (S. 42 f.) Mehr Beifall als das Bisherige findet bei Jung die Geschichte des Herrn F.; aber auch deren Tendenz scheint ihm bedenklich: „Es gibt kein Mittel, das Christenthum und den Deismus zu vereinigen, weil eins dem andern gerade widerspricht. Es ist derowegen vergebliche Arbeit, wenn man nachgibt, den Socinianismus unterstützt, blos die Sittenlehre treibt, und also eins mit dem andern vermischen will .... Wir müssen entweder Christen seyn, ... oder wir müssen Deisten seyn. Diejenigen, welche zwischen beyden den Mantel nach dem Winde hängen, sind Nothankers ....“ (S. 67.) — Der orthodoxe Berliner Prediger im „Seb. Noth.“ (II, 85) sieht aus den neologischen Lehren ein heidnisches Christentum erstehen. Jung bekräftigt diese Ansicht: „Vernünftige Moral, die aus eignen menschlichen Kräften hervorgebracht und ausgeübt wird, ist das wahre eigentliche feine Heidenthum“. Das Vordringen des letzteren aber ist eine Wirkung des herannahenden Antichrist. „Menschen! merkt auf die Zeichen der Zeiten!“ (S. 82.) — Die Lehrer der protestantischen Kirche lächerlich zu

machen, scheint dem Verfasser der Hauptzweck des „Nothanker“ zu sein; und er hat die Quelle entdeckt, aus welcher die heutige Verachtung des Lehrstandes herkommt: es ist die von Voltaireschem Geiste genährte schöne Philosophie (S. 90). Jung giebt nun zwar zu, dass bei vielen Geistlichen die christliche Frömmigkeit „mit Stolz und Dummheit verpaaret geht“ (S. 91). Gleichwohl beklagt er im Interesse der Religion die Verhöhnung des Predigerstandes und setzt den daraus entstehenden Schaden durch eine Parabel ins Licht (S. 91 ff.): In einer grossen Stadt herrschte ein Fürst, der Sohn des Kaisers. Da er auf lange Zeit verreisen musste, so hinterliess er eine bestimmte gesetzliche Verfassung. In der Stadt bildeten sich nun verschiedene Parteien, die der Aristokratier und der Demokratier oder Freidenker. Die letztere Partei erlangte das Übergewicht. Die Gesetze wurden missachtet, die Wiederkehr des Fürsten bezweifelt. „Nun trugs sich einmal zu, dass man des Morgens, als man aufstund, ein Bild auf dem Markt entdeckte. Es stund am höchsten Orte, so dass Klein und Gross es von weitem und nahem sehen konnte. Es war eine strohene Statue in riesenmässiger Grösse, in Satyrengestalt, mit Geisfüssen, Bockshörner auf dem Kopf, und das Gesicht war von Pappier oder Pappendeckel so geformt, dass es mit den Augen nach einem nach der Seite hinstehenden aristokratischen Hause schielte, und sein Maul dabey zum Lachen verzerrt war. Mit dem Zeigefinger der rechten Hand wies es auf dieses Haus. Die Kleidung dieses Strohmannes war genau, so, wie sie die Aristokratier zu tragen pflegen. Unter seinen Geisfüssen lagen verschiedne sinnbildische Figuren, deren Namen aus dem fürstlichen Gesetzbuche genommen waren, als: Gnade, Wiedergeburt etc. Auch sahe man da das Wappen des Fürsten in der Hand eines Aristokratiers, wie er dem Strohmanne unter den Füssen lag; doch war das Wappen so gekehrt, dass es konnte mit Koth beworfen werden. Unten am Fussgestelle stand mit grossen Buchstaben: Sebald Nothanker, ein Aristokratier.

Knaben und Männer, Jünglinge und Jungfrauen stunden zu Tausenden um dieſs Bild, lachten aus vollem Halse, klatschten, und wo sie hernach einen Aristokratier fanden, da warfen sie Koth auf ihn ..... Wies aber mit dem Herrn Pasquino und seinem Strohmanne aussehen wird, wenn dereinst der Fürst kommt; ob er damit zufrieden seyn wird, wenn er ihm antwortet: Die Aristokratier waren Schurken; sie thaten nicht, was uns Demokratiern gefiel; darauf wollt ichs um aller Welt willen nicht wagen, an seiner Stelle zu seyn". —

Das Büchlein schliesst mit einer Warnung, die eine merkwürdige, für Nicolai jedenfalls schmeichelhafte Zusammenstellung enthält: „Wer aber nicht überzeugt seyn will (von der Wahrheit der christlichen Religion), der hüte sich doch wenigstens ein Voltaire oder ein Verfasser eines Nothankers zu werden". [1]) —

Jung bekundet in der eben besprochenen Schrift eine tiefe und ehrliche Religiosität, und in dieser Beziehung vermag er, trotz zahlreichen Geschmacklosigkeiten, Übertreibungen und persönlichen Schimpfereien, sogar einige Sympathie einzuflössen. Recht verbohrt sind seine Ansichten über die Unantastbarkeit der Geistlichen, grösstenteils nicht stichhaltig und zuweilen geradezu kindlich seine ästhetischen Urteile. Er sieht in Nicolai und Konsorten den leibhaftigen Antichrist und kann die verderblichen Wirkungen des verhassten Romans nicht hoch genug taxieren. So viel aber ist sicher, dass letzterem Jungs Gegenschrift als treffliche Reklame diente. —

Es mag an dieser Stelle das von Nicolai in einem Briefe an Merck [2]) erwähnte „glaubwürdige" Gerücht ver-

---

[1]) Auch in gutem Sinne wurde Nicolai mit Voltaire verglichen. Zimmermann schreibt an und über ersteren am 8. VI. 1777: „Keinen Deutschen kenne ich, den man besser als diesen in Absicht auf Reichthum und cameleontische Manigfaltigkeit des Witzes mit Voltaire in Vergleichung setzen könnte . . . ."

[2]) Vom 28. XII. 1775 („Br. an Merck". 1835. S. 80).

zeichnet werden, Goethe „habe D. Jung zu der Herausgabe des erbärmlichen Dinges ‚die Schleuder des Hirtenknaben' aufgemuntert, und, da er Schimpfworte ausstreichen wollen, die Worte gesagt: ‚Er wolle ihn in Schutz nehmen, wenn er angegriffen würde'." — „*Risum teneatis*!" bemerkt Nicolai dazu. Der letzte Teil dieser Nachricht war ihm im November 1775 von Engelb. vom Bruck, einem Crefeldischen Kaufmann, dem wir bald wieder begegnen werden, zugekommen.[1]) Schon vorher hatte Bretschneider Nicolai über das bevorstehende Erscheinen der „Schleuder" und über die Freundschaft zwischen Jung und Goethe berichtet und die Vermutung ausgesprochen, „dass Göthe den Jung zu Verfertigung der *Piece persuadirt* hat."[2]) —

Die „Schleuder eines Hirtenknaben" hatte einige Gegenschriften von aufklärerischer Seite zur Folge.

Noch 1775 erschien „Der verunglückte Schleuderwurf".[3]) Der unbekannte Verfasser dieses Schriftchens ist zwar überzeugt, „dass Herr Nickolai den Hirtenknaben zur Hut seiner Heerde zurückweisen wird"; aber er fühlt sich dennoch berufen, für den Angegriffenen einzutreten. Die Tendenz des Buches ist löblicher als der Stil und die Ausführung. In seinen Kampfmitteln ist der Verfasser

---

[1]) E. v. B. schreibt am 15. XI. 1775: „Vieles zu harte hat er (Jung) noch ausgestrichen. D. Göhte wollte, es sollte bleiben; und verspricht ihm seinen Schutz, im Fall er angegriffen würde."

[2]) Vgl. Bretschneiders Briefe v. 18. IX., 25. IX. u. 16. X. 1775. In letzterem Briefe sucht B. aus Goethes Charakter eingehend zu erklären, „wie das zusammen hängt dafs der Hirtenknabe Jung ein Freund Göthes sein kann." — Gülcher schreibt am 16. I. 1776 recht bezeichnend: „Sehr gerne glaub ich Ihnen dafs *Göthe* den Dr. *Jung* vor seinen Freund hält; dann aufser dafs Er gegen Sie geschrieben hat, hat Er auch das Verdienst allerley Wörter, Gleichnifse, *Metaphern* u: dgl: durch einander zu werfen, mithin Thätigkeit, Schnellkraft und *Genie* — Man mufs die Leute ausrasen lafsen; Sie sterben entweder an Convulsionen, oder werden wieder wie andre Christen Menschen —".

[3]) Das mir vorliegende Exemplar dieses Schriftchens trägt, ohne Ortsangabe, die Jahreszahl 1775; Jördens (IV, S. 47) und Goedeke geben an: Basel 1776.

keineswegs wählerisch. Es klingt recht boshaft, wenn er z. B. in Bezug auf den zeitlich genau zu bestimmenden „Durchbruch“ der Gnade den Wunsch äussert: „Gott gebe nur, dass auch Hr. J. das Stündlein erlebe und klar erkenne, in welchem er zum Gebrauche des natürlichen Menschenverstandes wieder gelanget.“ —

Als weitere Streitschrift gegen Jung erschienen die „Anmerkungen über die Schleuder eines Hirtenknaben dem verständigen Publikum zur Einsicht mitgetheilt“ (1776). Der Verfasser war eben jener Engelbert vom Bruck in Crefeld, den wir schon früher erwähnt haben, wie Jung selbst sagt: „ein Kaufmann von Stande und übrigens von gutem Leumuth (!) und Gerüchte.“ [1]) Um dieselbe Zeit begann Jung seinen übereilten Angriff auf Nicolai zu bereuen; er überlegte, „welche wichtige Feinde er sich dadurch auf den Hals gezogen hätte;“ [2]) zudem fürchtete er, „das Publikum möchte ihn für dumm-orthodox halten“. [3]) Um also seinen religiösen Standpunkt zu präcisieren, schrieb er 1776: „Die grosse Panacee wider die Krankheit des Religionszweifels.“ Der „Sebaldus Nothanker“ wird in dieser Abhandlung nicht speciell erwähnt; aber Jung wendet sich im allgemeinen gegen die Nicolaische Richtung. —

Im gleichen Jahre wie die „Panacee“ liess Jung „Die Theodicee des Hirtenknaben als Berichtigung und Vertheidigung der Schleuder desselben“ (Frankfurt a. M., 1776) erscheinen — eine Erwiderung auf die gegen ihn gerichteten Angriffe und eine weitere Begründung seiner

---

[1]) Vgl. E. v. Brucks Brief an N. v. 30. XI. 1775.

[2]) „Heinr. Stillings häusl. Leben“ (1789). S. 95. — E. v. Bruck schreibt am 11. II. 1776 an N.: „Die Anmerk. gegen D. Jung haben auf diesen und in hiesigen Gegenden einen guten Erfolg gehabt. Der Nothanker wird hier sehr häufig gekauft. D. Jung hat an mich geschrieben, und bekennt Übereilung . . . . Er fürchtet nun nichts mehr, als dass seiner in der Biblioth. mit Ironie gedacht wird.“

[3]) Heinr. Stilling, a. a. O.

religiösen Anschauungen. In dem Vorwort „An das Publikum“ schlägt der Verfasser einen viel sanfteren Ton an als in der „Schleuder“. Er bittet „Herrn N. als Verfasser des Nothankers allhier öffentlich um Verzeihung, in so fern wahre unerlaubte Beleidigungen in der Schleuder sind. Was aber die Wahrheiten betrift, die ich behauptet habe, diese will ich beweisen, und darauf leben und sterben, nemlich, dass dieses Buch Leben und Meynungen des Magister Sebaldus Nothankers, ein der Kirche Christi und der wahren Menschenverbesserung gerade zuwiderlaufendes, und wegen seines grossen Abgangs höchst schädliches Buch sey, ja eins der schädlichsten, so anjetzo in Teutschland gelesen werden . . .“ (S. VIII). Um nun diese Thesis zu beweisen, um die grosse Gefahr, die im „Nothanker“ droht, klärlich vor Augen zu stellen, geht Jung ausserordentlich gründlich zu Werke. Er hat „die Verfassung der allgemeinen Christenheit in unsern Tagen durchgedacht,“ beklagt es, „dass die Toleranz mit der Gleichgültigkeit verpaaret geht“, und will darlegen, dass das neologische Religionssystem der christlichen Lehre und der wahren Glückseligkeit widerspreche, und „dass das Ende unserer Staaten und des Flors unserer Cultur, nach der Analogie zu schliessen, nahe sey.“ (S. VII.)

Die Quintessenz dieser in der „Schleuder“ grösstenteils bereits angedeuteten Gedanken liegt in der Behauptung, dass der herrschende Geschmack der Zeit auf ästhetische Bildung, auf „Verfeinerung und Vergeistigung der Sinnlichkeit“, aber nicht auf „wahre Menschenverbesserung“ und wirkliche Religiosität sich richte, und dass der Nicolaische Roman ein vorzügliches Werkzeug zur Beförderung dieser verderblichen Gesinnung sei. Letztere „kommt aber blos von dem Misbegrif her, dass wir Menschen von Natur gut seyen“, und deshalb ergeht sich der Verfasser in wortreicher Polemik gegen die Stelle im „Sebaldus Nothanker“ (II, 5): „Gott hat die Kräfte zum Guten in uns selbst gelegt“ u. s. w.

Auch hier betont Jung, dass der Kultus der natürlichen Moral ein „gesittetes Heidentum“ bewirke. — „Die grossen Männer Teutschlandes sind gewohnt, dass man sie rühmt und preifst .... Durch diesen allgemeinen Beyfall sitzen sie hin auf den Thron, und regieren die Welt; predigen Kunst und Moral, und schwächen von Tag zu Tag immer mehr die wahre herz-verbessernde Religion .... Der Gott Anakreons und der Liebe wird angebetet; die Göttinn Phantasie sitzt und richtet die Menschen und ihre Schriften; man schämt sich gar Christum zu nennen, geschweige sein Bild zu tragen.....“ (S. 15 f.). Solcher Verderbnis zu steuern, ist die heilige Pflicht der Geistlichen. „Und doch,“ klagt auch hier wieder der Verfasser, „erscheint ein Buch, das diesen so nöthigen Predigerstand durchhechelt ..... Mit einem Wort lasst den Sebaldus Nothanker seine volle Würkung unter dem Volk thun, so wird der Unglaube einreissen wie ein Strom, niemand wird ihn aufhalten“ (S. 23). — Jung hat keine Ahnung von der komischen Wirkung der nun folgenden Sätze: „Mir ist ein braver rechtschaffener protestantischer Lehrer bekannt, der auf dem Titulkupfer des zweyten Bandes des Nothankers von ungefehr aus der mafsen wohl getroffen worden, dessen Figur da recht am schwarzen Brett steht. Wenn nun dieser würdige Mann da auf der Canzel steht, so können die muthwilligen Leser des Nothankers unmöglich das Lachen einhalten ..... Dergleichen Folgen bringt das Lesen des Nothankers alle Tag hervor ..... Was hat Voltaire der doch ein Franzos ist, vor einen Einfluss auf Teutschland gehabt, und was kan Herr N. haben, wenn er in diesem Ton fortfährt.“ [1]) — Jung geht hierauf zur eigentlichen „Theodicee“ über. Ohne Ausfälle auf den „Sebaldus Nothanker“ geht es natürlich auch da nicht ab. So heisst es gelegentlich: „Man möchte Blut weinen, wenn so gefährliche Zweifelschriften, oder auch ironische Nothankers

[1]) Vgl. o. S. 237.

erscheinen, die gleich einem süssen Gift ungegründeten Gemüthern, bis in Mark und Bein hineinkriechen, und den Zweifler und Freygeist vollenden“ (S. 129). — An die „Theodicee“ schliesst sich sodann endlich die „Vertheidigung der Schleuder des Hirtenknaben“, die sich ausdrücklich gegen die „Anmerkungen“ des Herrn v. Br. zu Crefeld richtet. Zum Schlusse bekräftigt Jung seine eigenen Anschauungen durch das Urteil eines Freundes, eines verstorbenen Predigers. Dieser hatte Wielands „Agathon“ und den ersten Band des „Nothanker“ gelesen. „Freund! sagte er zu mir, Agathon reizt zur Wollust, aber auch zur Wiederkehr. Nothanker aber (hier kamen zwo Thränen die Wangen herunter) zeugt Religionsspötter die Menge ohne Hofnung der Besserung“ (S. 194). —

Auf Jungs Angriffe duplicierte Engelb. vom Bruck mit der „Abbitte an das einsichtsvolle Publikum wegen der Anmerkungen über die Schleuder eines Hirtenknaben und einige dadurch veranlasste Briefe nebst Beantwortung der Frage: Wer ist ein Christ?“ (1776) [1]). —

Von Interesse ist ein über Jungs Streitschriften von einem pietistischen Gesinnungsgenossen abgegebenes Urteil, das in der von Ehrmann und dem „Gottesspürhund“ Kaufmann 1776 herausgegebenen Aphorismensammlung: „Allerley gesammelt aus Reden und Handschriften grosser und kleiner Männer“ [2]) (Erstes Bändchen, S. 106) zu lesen ist: „Bruder Jung! bist ein herrlicher Mensch und Gott gab dir viel Wahrheit und Einfalt, aber zum Schriftsteller unsrer Zeit scheinest du mir nicht geboren zu sein. Dass du dich an Nikolai machtest!“ —

[1]) Die beiden Schriften von Engelb. v. Bruck waren mir nicht zugänglich. — Vgl. „Frankf. gel. Anz.“ 1776. S. 630 ff.

[2]) S. Baechtold, „Der Apostel der Geniezeit. Nachträge zu Düntzers ‚Christoph Kaufmann‘.“ Arch. f. Litt. XV, S. 165.

E. Anlehnungen, Nachahmungen, Übersetzungen und Nachdrucke.

Die Bedeutung des Nicolaischen Romans erhellt auch aus der beträchtlichen Anzahl solcher Schriften, die sich ihm nicht feindlich gegenüberstellen, sondern seine Anregungen positiv verwerten.

In erster Linie sind hier zu erwähnen: die „Predigten des Herrn Magister Sebaldus Nothanker, aus seinen Papieren gezogen", deren erster Teil 1774 erschien. Der ungenannte Verfasser war David Christoph Seybold. In der Vorrede erwähnt er die grosse und verdiente Verbreitung des Nicolaischen Werkes und meint: „Ein Roman aus dem bürgerlichen Leben würde schon einiges Verdienst haben, wenn er nicht mit der Hälfte der Feinheit, der Menschenkenntnifs und dem guten Erzählungstone geschrieben wäre, wie Nothanker." Als Herausgeber der Nothankerschen Predigten berichtet er, wie er zu diesen gekommen sei. „Vor einiger Zeit kam ein Dessauischer Jude zu mir, der, nebst andern Waaren, verschiedene Paar schwarze seidene Strümpfe, Halskrausen etc. fast alles in beschriebenes Papier eingewickelt, mir zum Verkaufe anbot. ‚Aber, mein guter Mann, sprach ich, wie kömmt Er denn zu christlichen Halskrausen?' In einem Dorfe nicht weit von hier, antwortete er, hat sie mir ein Bauer verkauft, der sie, vor einigen Jahren, nebst dem übrigen, an der Landstrasse gefunden zu haben vorgab. Kurz vorher hatte ich Nothankers Geschichte gelesen. Gleich fiel mirs aufs Herz, ob die Sachen nicht von dem geplünderten Postwagen („Seb. Noth." I, 163 f.) seyn möchten, kaufte ihm eines und das andere ab, mit der Bedingung, dass er mir die um das übrige gewickelten Papiere überliess ....." (S. XLV f.). Bei genauer Durchsicht erwiesen sich dann diese Papiere

als sieben vollständige Predigten und zwei Fragmente, letztere „von der Ewigkeit der Höllenstrafen“ und „von dem Tode fürs Vaterland“ handelnd, wodurch die Vermutung des Herausgebers zur Gewissheit wurde.

Diese „Predigten“ nun, die dem Geiste des Nicolaischen Helden entsprechen sollen, und die der Herausgeber in beigefügten Anmerkungen mit dem Romane selbst öfter in direkte Beziehung setzt, sind nicht Predigten im eigentlichen Sinne, sondern nüchterne, trockene Ansprachen, die sich mit praktischen Fragen des täglichen Lebens, namentlich des Bauernlebens, befassen, und, statt einer tieferen religiösen Empfindung, nur eine auf das Nutzbare gerichtete, verstandesmässige Auffassung menschlicher Pflichten zu erwecken suchen. Auch diese Schrift gehört in die grosse Masse der Aufklärungslitteratur seichtester Art.

Der gute Erfolg des ersten Bändchens, das besonders auch unter dem Landvolke weite Verbreitung fand, ermunterte den Verfasser zu dem Versuche, „ob er nicht noch mehr Predigten aus den Papieren des Juden entziffern könnte“ (Vorrede zu dem 2. Bande, S. VIII). 1776 folgte der zweite Teil und 1777 „Des Mag. Sebaldus Nothankers letzte Predigt: Wider den Garten- und Felddiebstahl“.[1])

Seybolds „Predigten“, die sofort wieder Nachahmung fanden,[2]) wurden im allgemeinen von der aufklärerischen Kritik mit Beifall begrüsst. Wielands „Merkur“[3]) rühmt den „so meisterhaft getroffenen Grad von edler Fasslichkeit“. Schubarts „Deutsche Chronik“[4]) stellt sie den besten deutschen und Yoricks Predigten zur Seite. Auch Campe empfiehlt sie in der „Allg. d. Bibl.“ zwar nicht den Bauern, aber den Landgeistlichen zur Lektüre.[5]) Die Orthodoxen

---

[1]) Vgl. „Deutsches Museum“. II (1777). S. 109 ff.

[2]) In Wien erschienen 1775 unter Nothankers Namen „Sieben auserlesene Predigten zum Nutzen des Seelsorgers auf dem Lande.“

[3]) VIII. Bd., S. 185 f.

[4]) 1774. S. 302.

[5]) XXVI, 2. S. 485 f.

erhoben begreiflicherweise scharfe Einsprache. Nothankers Predigten wurden von der theologischen Fakultät einer protestantischen Universität wegen aufgefundener 599 Irrtümer verboten.[1]) In Wien waren sie wegen des Fragments der Predigt von den Höllenstrafen nur mit Passierscheinen der Censur zu erlangen.[2])

Nicolai selbst war mit dieser Wirkung seines Romans nicht zufrieden. Am 29. April 1774 schreibt er über die „Predigten" an Gebler:[3]) „Es mag sie gemacht haben wer will, von dem Wittwer der Wilhelmine sind sie nicht;" und er nimmt sich vor, wenn nach der Messe seine Zeit es erlaube, „vielleicht ein Paar Zeilen über diesen Sebaldus den jüngern zu entwerfen". Dieses Vorhaben wurde ausgeführt. In einer dem zweiten Bande des Romans angehängten, mit satirischen Anspielungen gewürzten „Zuverläfsigen Nachricht von einigen nahen Verwandten des Hrn. Magister Sebaldus Nothanker"[4]) wird eingehend dargelegt, dass jene Predigten mit dem Charakter des Sebaldus nicht zu vereinigen, vielmehr seinen Brüdern Erasmus und Elardus und seinem Neffen Cyriakus zuzuschreiben seien. Was der Verfasser des „Nothanker" an diesen Predigten hauptsächlich auszusetzen hat, ist nicht ihre trockene Oberflächlichkeit und ihre Armut an wahrhaft religiösen Ideen — wir wissen ja, dass auch Nicolai sich nicht über dieses Niveau erhob —, sondern der Umstand, dass sie eine Unkenntnis des Vorstellungskreises, der Lebensgewohnheiten und der Bedürfnisse des Bauernstandes verraten.

Am Schlusse der „Zuverlässigen Nachricht" macht sich Nicolai, im Hinblick auf die Nachahmungen, die jetzt schon emporzuschiessen beginnen, darüber lustig, dass „einige gelehrte Fabrikanten auf ihren Weberstühlen zu verschiedenen Zeugen die Ketten angedreht haben, wozu der ehrliche

[1]) S. „Deutsche Chronik", a. a. O.

[2]) Werner, a. a. O., S. 57.

[3]) Ebd., S. 53. Vgl. auch S. 55 u. 62.

[4]) In der 4. Aufl. dem 3. Bande angeschlossen.

Sebaldus Nothanker und seine Bekannten den Einschlag geben sollen". Eine Zusammenstellung von derartigen (fingierten) Schriften soll diese Thatsache illustrieren (II, 281). —

Der zweite Band des „Nothanker" erschien bekanntlich erst zwei Jahre nach dem ersten. Das Publikum und die Kritik erwarteten mit Ungeduld die Fortsetzung. Diese Stimmung machte sich ein litterarischer Spekulant zu nutze und gab 1774 auf eigene Faust einen zweiten Band heraus, der sich in derb-humoristischer Weise mehr mit den Handlungen als den Meinungen der eingeführten Personen beschäftigte.[1]) Nicolai protestierte bei dem Verleger dieser unechten Fortsetzung gegen deren Ausgabe, erreichte aber nur, dass dem noch vorrätigen kleineren Teile der Auflage der Titel: „Das Leben und die Meinungen des Buchhändlers Hieronymus" (statt des „M. Seb. Nothanker") gegeben wurde. Aus dem spöttischen Antwortschreiben des Hamburger Verlegers Eckermann[2]) erfahren wir auch, wer der Autor jenes Machwerks gewesen ist: „ein gewisser Dr. Olearius". Von verschiedenen Seiten gab man Nicolai den Rat, diesen unechten zweiten Band so zu benützen, „wie Cervantes die

[1]) Das vermutlich sehr seltene Buch war mir nicht zugänglich.

[2]) In diesem dem Nachl. Nicolais angehörenden Briefe vom 22. II. 1775 heisst es u. a.: „Sie drucken in Berlin, was Sie wollen, und wir machen es in Hamburg auch so, und wenn es auch nur Parodien oder Satyren seyn solten. Indefsen haben Sie, wie Sie mir melden, in Preufsischen und Churſächfs. Landen, wo Sie auf das Leben *S. N.* privilegirt sind, das Recht, alle unächte Exemplare dieser Fortsetzung anzuhalten, und Papillotten daraus zu machen. Nur mögte ich wifsen, ob Sie auch ein Privilegium hätten, Nothankers Leben ganz allein zu beschreiben. (Nicolai bemerkt hier *ad marg.*: „Davon ist gar die Rede nicht. Er soll nur nicht einen falschen Titel brauchen.") Der Herr Geheime Rath von Thümmel besang Wilhelminen oder den vermählten Pedanten, und Sie durchwässerten dieses schöne Gedicht durch ein Supplement. Wollen Sie wohl andern Schriftstellern die Freyheit rauben weiter zu erzählen, damit die Leute nicht einschlafen?" — Wie aus „Seb. Noth." II, S. 282 hervorgeht, war als Druckort dieser unechten Fortsetzung „Frankfurt u. Leipzig" angegeben.

andalusischen Fortsetzungen vom Don Quixote brauchte".[1]) Nicolai folgte dieser Anregung und fügte dem 1775 herausgegebenen zweiten Bande (S. 282 ff.) eine scherzhafte Anzeige der unechten Fortsetzung bei. —

In den Jahren 1773—1776 erschien aus der Feder Joh. Karl Wezels die „Lebensgeschichte Tobias Knauts, des Weisen". — „Ich glaube der Verfasser des Tobias Knaut will auch ein Nothanker werden *si Diis placet*", schreibt Gebler am 15. Mai 1774 an Nicolai.[2]) Aber die Abhängigkeit dieses Romans von „*Tristram Shandy*" — gegen die sich der Verfasser zwar ausdrücklich verwahrt[3]) — ist doch viel mehr in die Augen springend, als die von „Sebaldus Nothanker"; sie betrifft sowohl die Anlage des Plans, wie die in Sprüngen, Seltsamkeiten und Abschweifungen sich bewegende Ausführung. Verschiedene Züge indessen erinnern doch an unseren „Sebaldus Nothanker". Auch der Verfasser des „Tobias Knaut" beruft sich als wahrhaftiger Geschichtschreiber auf zuverlässige Nachrichten und ungedruckte Urkunden und legt Wert auf die Chronologie; auch er bringt mit Vorliebe satirische Züge an und verhöhnt gewisse litterarische Richtungen, sociale Missstände und religiöse Auswüchse. Er spottet, wie der Verfasser des „Nothanker", über die Kunstrichter und ihre Theorien, über die Empfindsamkeit und die ihr entgegenkommende anakreontische Süsslichkeit, über gespreiztes Gelehrtentum und Buchmacherei, über die Bardendichtung und den mystischen Stil der Gefühlsphilosophen. Er geisselt, wie Nicolai, das hohle, verwelschte Leben des Adels; er zeichnet Charaktere, die an Nicolaische Figuren erinnern — so der Feinschmecker,

[1]) Vgl. Kästners Br. v. 3. II. 1775. — Ähnlich Gülcher am 28. III. 1775. „H: von Thümmel der sich Ihnen empfiehlt, glaubt ebenfals es könne Ihnen zu einer drolligten *Episode* Anlaafs geben." — Bekanntlich fertigte Cervantes in dem Vorwort zum zweiten Teil seines „*Don Quijote*" den unberufenen Fortsetzer des Romans ironisch ab.

[2]) Werner, a. a. O., S. 55.

[3]) Vorr. zum 1. Band, S. XIII f.

Hr. v. a. × b (IV, 81 ff.), an den Grafen Nimmer; Euphorb, der abgenützte und fromm gewordene Höfling (IV, 207), an den Hofmarschall; Elbucius, der leichtfertige Gelehrte und Litterat (III, 167 f.), an Rambold-Riedel; — er hebt öfter den Gesichtspunkt der „Nutzbarkeit" hervor, verteidigt die „neuen Toleranzprediger" und schildert satirisch ein pietistisches Konventikel (III, 194 ff. und 217 ff.). —

Weit inniger aber sind die Beziehungen eines anderen Romans zum „Sebaldus Nothanker", nämlich des 1775—1776 erschienenen „Leben und Schicksale des Martin Dickius" von Joh. Moritz Schwager. Auch dieser versucht zwar, die Unselbständigkeit seines Werkes abzuleugnen und sich gegen die Beschuldigung zu verteidigen, er hätte die Idee seines Dickius „dem Sebaldus Nothanker oder dem Bruder Gerundio [1]) abgestohlen". Die Grundlage zu seinem Romane sei schon über 4 Jahre alt; „damals hatten wir noch keinen Nothanker, und Gerundio war noch nicht übersetzt. Es kann seyn, dass der Tristram Schandi am Titel einigen Antheil hat, am Buche selbst aber desto weniger, denn ich hatte ihn bey der ersten Grundlage noch nicht gelesen ...." (Widm., S. 2). Trotz dieser Versicherung gehört auch Schwagers Roman in das zahlreiche Gefolge des „*Tristram Shandy*", und innerhalb dieses grösseren Kreises zu den Nachahmungen des „Sebaldus Nothanker". Umgekehrt wie bei „Tobias Knaut", tritt im „Dickius" die Abhängigkeit von Nicolai stärker hervor als die von Sterne, umsomehr, als der Verfasser aus dem in den ersten Kapiteln angenommenen kapriciösen Ton des „*Tristram Shandy*" bald in eine ruhigere, gleichmässig-epische Schreibart fällt. Wie im „Nothanker" macht sich auch im „Martin Dickius" das Überwiegen der satirischen Elemente geltend. Auch dieser ist ein Tendenzroman. Seine satirische Hauptabsicht ist gegen das gelehrte Proletariat gerichtet. Andere Tendenzen gehen, ähnlich wie im „Nothanker", nebenher: Ausfälle auf die „syrup-

[1]) „Geschichte des Bruders Gerundio de Campazas" von Pater Isla.

süsse", „breyweiche" [1]) Anakreontik (I, 27), auf das gewissenlos ausschweifende Leben der Fürsten und des Adels, — der Roman spielt Ende des 17. Jahrhunderts — auf Modethorheiten, akademische Missstände, auf das Gerichtswesen u. dgl. Wie Nicolai, so erklärt auch der Verfasser des „Dickius", keinen Roman, sondern eine Biographie ohne Knoten und Verwicklung schreiben zu wollen, und beruft sich gleichfalls auf „ungedruckte Urkunden". Die religiösen Anschauungen Schwagers, eines Geistlichen, dem es oft nur um einseitige Wahrung seiner Berufsinteressen zu thun ist, stimmen teils mit denen Nicolais überein, teils weichen sie beträchtlich von ihnen ab. Gemeinsam mit dem „Nothanker" bekämpft auch „Martin Dickius" die Scheinheiligkeit und Heuchelei des entarteten Pietismus. Über populären Kanzelvortrag und populäre Sprache überhaupt entwickelt der Verfasser seine eigenen Ansichten (III, 15 ff.) und rühmt die Predigten Nothankers und die Lehrbücher v. Rochows, Schlossers und gesinnungsverwandter Volkserzieher. Im allgemeinen aber behauptet er, an Ernst der Auffassung und Weite des religiösen Gesichtskreises tief unter Nicolai stehend, den Standpunkt einer sehr gemässigten Aufklärung. Das „Gift der Freigeisterei" ist ihm verhasst; in der neuen Bibelkritik „unserer Religionsstürmer" sieht er nur die Vorbereitung dazu, „den frommen Aberglauben, das Christenthum, zu verlassen"; und die „ewigen Toleranzpredigten" will er durch eine Parabel *ad absurdum* führen (I, 101 ff.). Die Stellung des Verfassers zu den symbolischen Büchern wird gekennzeichnet durch die Erklärung: „Die Freyheit zu denken und zu prüfen würd' ich keinem Lehrer der Gottesgelahrtheit nehmen, aber dulden könnt' ich den auch nicht mehr, der beschworne Meynungen widerrufen und die Grundstützen der christlichen Religion, als ein öffentlicher Lehrer derselben, umstürzen wollte" (II, 48 f.).

[1]) Vgl. „Seb. Noth." I, S. 190.

Am auffallendsten zeigt sich die Abhängigkeit des „Martin Dickius“ vom „Sebaldus Nothanker“ in der Charakterzeichnung und Geschichte des Magister Leopold (I, 159 ff.), den wir geradezu als einen Salon-Nothanker bezeichnen können. Magister Leopold war schon als Kandidat ein Weltmann und erregte dadurch Anstoss bei seinen orthodoxen Vorgesetzten. Um das Ärgernis voll zu machen — berichtet der Verfasser, auf den Hamburger Theaterstreit anspielend, — „besucht' er auch Comödien, und fiel beynah so tief, als Schlosser, doch mit dem für ihn noch einigermassen vortheilhaften Unterschiede, dass er nicht selbst Lustspiele verfertigte, wie Schlosser-Beelzebub gethan hat“ (I, 165 f.). Der Superintendent seiner Diöcese, dessen Familienähnlichkeit mit Goeze-Stauzius unverkennbar ist, verbietet ihm die Kanzel, eigentlich: aus altem Grolle darüber, dass M. Leopold ihm in lateinischen Satiren zuweilen einen Stich versetzt hatte; angeblich: weil jener, seiner Verpflichtung als christlich-lutherischer Lehrer entgegen, in einer Predigt behauptet hatte, dass man die tugendhaften Heiden nicht verdammen dürfe. Auch in diesem Falle ergreift der Pöbel — gerade wie im „Nothanker“ — Partei und nimmt eine drohende Haltung gegen den Ketzer an, so dass dieser sich genötigt sieht, die Stadt zu verlassen. Er unternimmt grössere Reisen, kommt auch nach Holland und kehrt nach mehreren Jahren in sein Vaterland zurück, wo der Superintendent inzwischen gestorben ist. Nach mancherlei Hindernissen wird ihm endlich das Pfarramt einer Dorfgemeinde übertragen, in welchem er, als Seelsorger und als Prediger, eine ganz ähnliche Wirksamkeit wie Sebaldus Nothanker entfaltet (I, 169; II, 196 f.). In seiner Eigenschaft als Prediger dachte auch M. Leopold „beständig über die heiligen Wahrheiten nach, die er seiner Gemeinde predigen musste, und richtete seinen Vortrag nach ihrer Fähigkeit ein, so viel er konnte“. In einem Punkte aber weicht er von Sebaldus ab: in seiner Ansicht über die Ewigkeit der Höllenstrafen. Er kann sich

von deren Endlichkeit nicht überzeugen, aber er fasst sie nicht sinnlich auf, sondern nur als Negation der Seligkeit, die die Auserwählten geniessen; und er hält ihre Lehre, namentlich vor ländlichen Hörern, schon aus praktischen Gründen für geboten (I, 170 f.). Etwaige Zweifel aber seien, um die Schwachen nicht zu ärgern, nur den Gelehrten in einer gelehrten Sprache mitzuteilen.[1]) — Dieser ganze Passus über die Ewigkeit der Höllenstrafen ist als direkte Polemik gegen den „Sebaldus Nothanker" und gegen Eberhards „Apologie des Sokrates" aufzufassen. — Beiläufig mag schliesslich erwähnt werden, dass der Verfasser des „Dickius" gelegentlich auch den Stil der „Wilhelmine" nachzuahmen sucht (I, 116 f.). Eine litterarische Schwester der letzteren ist die Kammerjungfer des Edelmanns, die Dickius heiraten muss, um die Schulmeisterstelle zu erhalten (III, 138). —

An „Sebaldus Nothanker" erinnern auch verschiedene Züge in Schöpfels „Martin Flachs" (1775—76). Der Held dieser „Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts", ein liederlicher, von verschiedenen Universitäten relegierter, dann auf und davon gehender Student, ist mit dem Nicolaischen Rambold verwandt. Auch theologische Streitfragen werden in diesem Roman erörtert, und die Verpflichtung auf die symbolischen Bücher spielt auch hier eine Rolle. —

Bretschneiders „Familiengeschichte und Abentheuer Junker Ferdinands von Thon" (1775) hat gleichfalls einiges, z. B. die Schilderung der Pietisten, mit dem „Nothanker" gemein; Bretschneider meint selbst in einem Briefe an Nicolai,[2]) er werde es „nicht vermeiden können, dass die Leser sagen, ich hätte Ihnen zu kopiren gesucht". —

Eine andere Nachahmung des Nicolaischen Romans, das 1779 erschienene „Leben und Abentheuer des Küsters zu Kummersdorf Wilibald Schluterius" von Christ. Wilh. Kindlebn, bekennt sich schon auf

[1]) Vgl. die Anm. 1 auf S. 62.

[2]) Vom 15. VII. 1775.

dem Titelblatt als „Ein Pendant zu dem Leben und den Meinungen des Herrn Magister Sebaldus Nothanker". An die Stelle des Dorfpastors tritt der Dorfschulmeister als Held der Geschichte. Die Erzählung knüpft an vielen Punkten, aber nur äusserlich, an den Nicolaischen Roman, fast mehr noch an Thümmels „Wilhelmine" an. Zuweilen wird nicht nur der Stil der letzteren affektiert, sondern es werden ihr auch einzelne Züge und ganze Scenen nachgedichtet. Das von Thümmel aus dem realen Leben aufgegriffene und von zahlreichen Nachfolgern benützte Kammerjungfer-Motiv wendet auch Kindlebn an. Die ehemalige Zofe setzt, auch nach der Verheiratung mit dem Schulmeister, ihr zärtliches Verhältnis mit dem gnädigen Herrn fort. Aber der neue Ehemann sah „in Dingen dieser Art vielleicht ein wenig heller als Magister Sebaldus" (S. 65). — Die Pastoren spielen auch in dieser Geschichte eine grosse Rolle. Ein Konrektor wird geschildert als „ein drollichter, sehr hagerer, und doch sehr verliebter Mann, der sich beynahe überstudirt, und an dem hohen Liede, wie Magister Sebaldus an der Apokalypse, den Magen verdorben hatte" (S. 35). Pastor Brephobius arbeitet „an einer neuen und für jedermann fasslichen Erklärung der Apokalypse, und an einem neuen Religionssystem, welches den Titel: *Theologia popularis* . . . . führen wird" (S. 160). Der Pastor Stauzius ist „ein naher Anverwandter des rechtgläubigen Superintendenten, welcher so menschenfreundlich zu des Magister Sebaldus Nothankers Absetzung half" (S. 83). Auf Goeze selbst fällt S. 91 ein Hieb. Orthodoxe, Pietisten und Mystiker werden gelegentlich, vom Standpunkte eines gemässigten Liberalismus, gegeisselt, die Gewohnheiten der Landprediger S. 104 f. verspottet. Die Gerichtsscene S. 140 ff. und die Amtsentsetzung des Schluterius ist ein schwächlicher Abklatsch der betreffenden Stelle im „Nothanker". — Auch litterarische Anspielungen werden häufig eingeflochten, und weitschweifige Exkurse, teils mit aufdringlicher didaktischer teils mit polemischer Absicht,

z. B. gegen den „verwünschten Posito“ (Basedow; S. 173 ff.), unternommen. Aber aus allen diesen Zügen setzt sich ein nur minderwertiges Produkt zusammen, das weder, wie sein Vorbild, von einer höheren Idee, oder auch nur einer einheitlichen Tendenz, getragen wird, noch irgend welche künstlerische Bedeutung hat. Das Erfreulichste daran ist das dem Verfasser selbst Eigentümliche: der frische Ton der Erzählung, der von Nicolais oft pedantisch-trockener Manier vorteilhaft absticht. —

Der 1801 anonym erschienene „Nothanker der Andere oder Leben und Meinungen Sebastians, eines Exprofessors“ hat mit dem Nicolaischen Romane nur das gemein, dass der Held gleichfalls widrige Schicksale in ununterbrochener Reihe zu erdulden hat. Im übrigen ist dieser „Nothanker“, der mit dem beliebten Romanapparat von Räubern, Einsiedlern u. dgl. plump operiert, auch einzelne Anklänge an „Wilhelm Meister“ bringt, eine Sensationsgeschichte niedrigster Sorte. —

Andere Nachahmungen des „Sebaldus Nothanker“ oder Anlehnungen an ihn, zumeist schon in der Titelform, wie: „Wanderungen des jüngeren Nothankers“, „Leben, Meinungen und Schicksale Sebaldus' Göz“ u. s. w., als solche erkenntlich, treten seit den siebziger Jahren bis herein ins 19. Jahrhundert in beträchtlicher Anzahl auf. Es ist uns nicht möglich, auf alle derartigen Produkte näher einzugehen. —

Als Curiosum sei schliesslich noch erwähnt, dass die litterarische Wirkung des „Sebaldus Nothanker“ sich sogar bis in die jüngste Gegenwart erstreckt. Emil Frommel, der bekannte Volksschriftsteller, erzählt in einer „Sebaldus Nothanker“ betitelten kleinen Geschichte[1]) in sinniger Weise von der Herkunft der Nothankerschen Familie, der Entstehung ihres Namens und dem gesegneten Wirken ihrer Mitglieder. Nothankers Vorfahren, die im Frankenlande lebten, hatten als Schutzpatron den Sanct Sebaldus. „Dass

[1]) „Nachtschmetterlinge“ (1895). S. 130 ff.

der Vater aber mit Zunamen Nothanker hiess, hat seinen guten Grund darin, dass unsre Vorfahren am Main ihres Zeichens Schiffer und Fährleute gewesen, die zu jeder Stunde der Nacht, zu jeder Jahreszeit, bei Hochflut und Eisgang ihres Leibes nicht geschont, noch ihrer Ruhe und Bequemlichkeit geachtet, sondern willig und gern, da niemand helfen konnte, noch mochte, sich hergaben. Daher man spottweise sie die ‚Nothanker' nannte ..... Das Geschlecht ist zerstreut in alle Winde, aber das Wappen führen sie alle, das der ehrenfeste Rat zu Würzburg den Vorfahren als Lohn gegeben: ein Schiff mit gebrochenem Mast und Segel und zerrissenem Anker, das durch den Nothanker in den Wogen gehalten wird." [1]) Ein Spross dieser Familie, der Magister Sebaldus Nothanker der Jüngere, wanderte mit seinen Geschwistern Erasmus (auch dieser Name entstammt dem Nicolaischen Romane; vgl. II, 256 ff.) und Ursula ums Jahr 1687 aus Franken nach Thüringen (bekanntlich auch die Heimat des Nicolaischen Helden) aus, entfaltete dort als Pfarrer ein segensreiches Wirken, gründete eine eigene Familie und hinterliess eine zahlreiche Nachkommenschaft. Von einem seiner Söhne wird S. 143 ff. eine wackere That berichtet, die er vollbrachte, als er eben zum Magisterexamen in Leipzig sich melden wollte. Der Zeit nach könnten wir uns diesen Nothanker als den Helden unseres Romans denken, wenn wir nicht aus den von Nicolai gegebenen Familiennachrichten wüssten, dass des Sebaldus Vater ein ehrsamer Handwerksmann gewesen. Frommel schliesst seine moralische Erzählung, zu der er sich hauptsächlich durch den Namen des Nicolaischen Helden anregen liess, mit der Nutzanwendung, dass jeder Mensch sich bemühen solle, seinen Mitmenschen ein Nothanker zu sein. —

Die Übersetzungen des Romans in 5 fremde Sprachen bezeugen den weit über Deutschland hinausdringen-

[1] A. a. O., S. 133.

den Ruf des Werkes. Bereits 1774 erschien zu Lausanne, unter der Angabe *Londres*, der erste Band in französischer, von einem Schweizer Prediger Weiss (oder Wyſs) besorgter Übertragung; 1777 folgte dann, von demselben Übersetzer, das ganze Werk, und zwar, indem man die Übersetzung von Thümmels „Wilhelmine", gleichsam als Einleitung, vorausgehen liess, in vier Teilen. — Auszüge aus dem ersten Bande des „Nothanker", in französischer Sprache, gab Madame de la Fite, gemeinsam mit Renfner, unter dem Titel „*Lettres sur divers sujets*" 1775 im Haag heraus. —

Die holländische Übersetzung wurde im Rohen von einem pfälzischen Prediger, Namens Faber, ausgeführt.[1]) Den letzten Schliff aber und die für die holländischen Verhältnisse geeignete Form verlieh ihr durch Streichungen und Milderungen, unter Gülchers Mitwirkung, van der Meersch, ein remonstrantischer Prediger in Amsterdam, der auch einen satirischen, von der Orthodoxie übel aufgenommenen Vorbericht verfasste.[2]) Die beiden ersten Bände erschienen 1775; die Übersetzung des dritten Bandes (1776) wurde auf Betreiben Gülchers beschleunigt und sollte, um den Intriguen der Orthodoxie zuvorzukommen, zu gleicher Zeit mit dem Originale veröffentlicht werden.[3]) —

Eine dänische Übersetzung erschien zu Kopenhagen 1774—77, eine schwedische zu Stockholm 1788, eine englische von Thomas Dutton, die Lord Lansdowne, dem bekannten Staatsmanne, gewidmet war, zu London 1796 bis 1798.[4]) —

Nachdrucke des „Sebaldus Nothanker", zum Teil mit fein gestochenen Kupfern und schönem Drucke, er-

[1]) Vgl. dessen Briefe v. 23. X. 1775 u. 6. III. 1776.

[2]) Vgl. Gülchers Briefe vom 15. VIII., 14. XI. 1775; 20. II., 2. IV. 1776.

[3]) S. Gülchers Br. v. 13. II. 1776.

[4]) Vgl. „Allg. d. Bibl." XXVI, 2. S. 482 ff. Ferner: Anhang II zu Bd. XXV — XXXVI, S. 878 f. — S. auch die Vorr. zur 4. Aufl. des „Noth.", S. IX ff.

schienen in Frankfurt a. M., Hanau und Höchst, und hatten einen starken Abgang. Bretschneider berichtet Nicolai,[1]) dass dem Buchhändler Deinet in Frankfurt eine ganze Auflage von 5—600 Exemplaren zu 6 Groschen das Stück angeboten worden sei. Vergeblich wendete sich Nicolai zur Wahrung seiner Interessen an den Frankfurter Magistrat: der Minister Hochstaeter nahm die Nachdrucker in Schutz, weil Frankfurter in einem ähnlichen Falle in Preussen auch keine Hilfe hätten erlangen können — ein für jene Zeit, in der es so gut wie keinen Schutz des geistigen Eigentums gab, charakteristischer Vorgang. Diese Verhandlungen waren „der allgemeine Discours aller Buchhändler". Auf den ihm durch Bretschneider übermittelten Rat einiger Frankfurter Senatoren, „die des Sebaldi, Ihre und meine Freunde sind", suchte Nicolai, um gegen die Nachdrucker mit Schärfe vorgehen zu können, ein kaiserliches Privilegium zu erlangen.[2])

[1]) Am 1. XII. 1775. Vgl. auch seine Br. v. 13., 29. XI. 1775; 5. II., 8., 27. III. 1776.

[2]) Vgl. Werner, a. a. O., S. 74 f.

Schlussbetrachtung.

Überblicken wir die extensiv und intensiv bedeutenden Wirkungen, die der Nicolaische Roman auf seine Zeit ausgeübt hat, so bemerken wir, dass sie in erster Linie allerdings seinem theologisch-tendenziösen Inhalte, der geschickten Erfassung und Behandlung brennender Tagesfragen, seinem polemischen Charakter, aber nicht diesen Eigenschaften allein, zuzuschreiben sind. Überraschend häufig, stellenweise sogar mit erstaunlicher Begeisterung, weisen kritische Stimmen aus jener Zeit, darunter gewichtige, wie die eines Wieland, Bürger, Merck, Thümmel, Uz, Zimmermann u. a., besonders auch auf die künstlerische Bedeutung des Romans hin. Diese oft übertriebene Wertschätzung des „Nothanker" als Kunstwerk wird uns aber verständlich, wenn wir den allgemeinen Zustand der deutschen Romanlitteratur jener Zeit ins Auge fassen. Unfrei nach Inhalt und Form, sklavisch abhängig von den ausländischen Mustern, denen man Motive, Situationen, Charaktere, Technik und Stil, kurz alles entlehnte, unvermögend, das lockende Fremde in neuschöpferischer Kraft zu Eigenem umzuschmelzen — so war die deutsche erzählende Dichtung bis hinein in die sechziger Jahre. Als schon der „Werther" vor der Thüre stand, klagte Wieland über die „sichtbare

Abnahme unsrer Litteratur“ [1]). Thümmels „Wilhelmine“ war bereits ein glücklicher Griff in deutsches Leben — eben darum von durchschlagendem Erfolge. Aber die entscheidende Wendung für die deutsche Romanlitteratur kam erst durch Wieland. Zwei Jahre nach der „Wilhelmine“ erschien der „Agathon“, sieben Jahre später der „Nothanker“. Wir nennen absichtlich diese beiden letzteren Romane in einem Atem. Hat doch jene Zeit selbst sie zuweilen miteinander in Verbindung gebracht, in lobendem und tadelndem Sinne, bald sie als zwei klassische Nationalromane erklärt, [2]) bald ihre verderblichen Wirkungen aneinander abgewogen. [3]) Diese Zusammenstellung ist nicht schmeichelhaft für Wieland, aber verständlich aus gewissen Regungen des Zeitgeschmacks. Die gesunde Empfindung war vielfach der Unnatur Richardsons, seiner in Gefühl und Tugend schwelgenden Helden und Heldinnen überdrüssig geworden und hatte sich den ungeschminkten Lebensschilderungen Fieldings zugewendet. Dessen Einfluss ist aber im „Nothanker“ ebensogut zu spüren als im „Agathon“. Den ungeheuren künstlerischen Abstand zwischen den beiden Romanen half die glückliche Stoffwahl Nicolais übersehen. Man war nicht verwöhnt in ästhetischer Hinsicht, und man empfand es dankbar, dass ein deutscher Schriftsteller, wenngleich an fremde Vorbilder sich anlehnend, wenigstens den Anlauf nahm zu einer dichterischen Gestaltung deutschen Lebens und deutscher Charaktere. Daher allenthalben die rühmende Hervorhebung der Originalität des Nicolaischen Romans und seines nationalen Charakters; daher sogar die abfälligen Urteile über Wielands orientalisch aufgeputzte Romane im Vergleich zu dem deutschen „Nothanker“. [4]) Uns, die wir die damalige Entwicklung in historischer

---

[1]) „Teutsch. Merk.“ II (1773), S. 231.
[2]) Vgl. o. S. 180.
[3]) Vgl. o. S. 242.
[4]) Vgl. Werner, a. a. O., S. 72 u. 78; ferner o. S. 183.

Perspektive sehen, berührt es sonderbar, am Eingange unserer eigentlich nationalen Romandichtung die Namen Wieland und — Nicolai nebeneinander gestellt zu finden.

Für uns ist die ästhetische Bedeutung des „Sebaldus Nothanker" beträchtlich zusammengeschrumpft. Wir vermissen darin vor allem den künstlerischen Aufbau und Zusammenhang. Es wurde bereits früher erwähnt, dass der Roman in zwei fast selbständige Hälften auseinanderfällt. Wohl erkennt der Verfasser die Notwendigkeit, im Laufe der Erzählung eine Verbindung zwischen den beiden Teilen herzustellen; aber die Art und Weise, wie diese schwanke Brücke aufgebaut und sogleich wieder abgebrochen wird, ist bezeichnend für das unkünstlerische Verfahren Nicolais (II, 189 ff.). Auch sonst ist die Motivierung vielfach eine mangelhafte, und innere wie äussere Unwahrscheinlichkeiten wären in Menge aufzuzählen. Andrerseits aber finden sich auch einzelne Züge von psychologischer Feinheit und treffliche Beobachtungen. Überhaupt, wenn Erfahrung und Beobachtung allein genügen würden, um ein poetisches Kunstwerk hervorzubringen, so wäre Nicolai dichterisches Talent nicht abzusprechen. Was er mit eigenen Augen gesehen, was er in irgend einer Form selbst erlebt hat, das weiss er oft trefflich wiederzugeben. Wir stimmen Ludwig Geiger bei, wenn dieser z. B. die gelungene Schilderung der Volksscenen im Berliner Tiergarten (II, 24 ff.) rühmend hervorhebt.[1]) Aber wir möchten doch nicht behaupten, dass in solcher „naturgetreuen Wiedergabe des Gesehenen und Erlebten", in solcher „Beobachtung kleiner wirklicher Züge" also in künstlerischen Qualitäten, die Hauptbedeutung des Romans liege. Der „Sebaldus Nothanker" hat für uns, die wir kritisch unbefangen abwägen können und sowohl die polemischen wie die ästhetischen Elemente des Romans im Zusammenhange einer abgeschlossenen Entwicklung betrachten, in erster Linie Interesse

[1]) „Berlin" I, S. 460.

und Bedeutung als kulturhistorisches Denkmal (im weitesten Begriffe), das bemerkenswerte Geisteskämpfe einer wichtigen Epoche deutlich widerspiegelt und Sitten, Zustände und Typen jener Zeit uns glaublich schildert; erst in zweiter Linie als Dichtung. Was Nicolai zum wirklichen Dichter fehlt, ist Intuition, Phantasie und plastische Kraft. Der Dichter sieht Welt und Leben, nachdem seine Phantasie durch äussere Erfahrung befruchtet ist, mit dem inneren Auge, Nicolai nur mit dem äusseren. Letzterer beobachtet, beschreibt und bildet nach, aber er ist nicht eigentlich schöpferisch. Wohl ist der „Sebaldus Nothanker" auch in künstlerischer Beziehung der beste von den Nicolaischen Romanen; aber auch in Bezug auf ihn gilt, was Göckingk mit Recht von Nicolais schriftstellerischer Thätigkeit überhaupt sagt: „Sein Zweck war weit mehr, zu nutzen, als zu gefallen." [1]) Das Nützlichkeits-, nicht ein Kunstprincip hat den „Nothanker" gestaltet. Daher kommt es, dass die schwache künstlerische Idee von der Tendenz fast erstickt wird; daher kommt auch die oft ermüdende, in Nicolais Sinn aber „nutzbare" Weitschweifigkeit im Vortrag der „Meinungen". Um der Tendenz willen werden analoge Scenen gehäuft, werden brauchbare Motive zu Tode gehetzt: gerade in diesem Umstande liegt auch die Erklärung für die schwächere Wirkung der beiden letzten Bände.

Die alten, zum Teil noch aus den Zeiten des Reise- und Abenteuerromans stammenden, zum Teil bereits durch die englischen Romane abgenützten Requisiten kann auch Nicolai nicht entbehren: Räuberscenen, Schiffbruch, Duell, Entführung und Schändung wechseln mit den dürrsten Begebenheiten. Das Motiv der Seelenverkäuferei dagegen ist nicht in diese Kategorie zu rechnen: wie bereits früher [2]) mitgeteilt wurde, verfolgte Nicolai damit, auf Gülchers Anregung, einen tendenziösen Zweck. Das Motiv des Lotteriegewinstes war nicht neu, aber naheliegend und wirkungsvoll

[1]) A. a. O., S. 44.

[2]) Vgl. die Anm. 5 auf S. 164.

in einer Zeit, wo das Lotteriefieber in allen Schichten der Gesellschaft herrschte. Der Liebesroman, mit Mariane im Mittelpunkte, ist gewissermassen ein Vorläufer des englischen Gouvernantenromans.

Was die Charakterzeichnung im „Nothanker" betrifft, ist eine dreifache Unterscheidung zu machen: wir begegnen darin nicht wenigen Personen, die, wie Sebaldus selbst, und überhaupt die Vertreter der Theologie, hauptsächlich Träger von „Meinungen" und Tendenzen sind — Figuren also, bei denen auf plastischen persönlichen Eindruck meist ganz verzichtet wird; ferner verschiedenen socialen und religiösen Typen, so denen des ländlichen Durchschnittsadels, des geschniegelten und verdienstlosen Reichsoffiziers, männlicher und weiblicher Pietisten u. s. w.; und endlich einigen Charakteren mit schärfer ausgeprägter Individualität, die gleichwohl auch einen Typus vertreten können: wir rechnen dazu die gelungene Figur der Frau von Hohenauf, den wackeren Major,[1]) Säugling und seine Mariane, auch Rambold und einige Nebenfiguren.

Es geht ein demokratischer Zug durch den Nicolaischen Roman. Wie bei den biederen und aufgeklärten Offizieren, so ist des Verfassers ganze Sympathie auch bei den Verfolgten und Gedrückten, bei den Landpfarrern, Schullehrern, Markthelfern, Bauern, Fischern und Webern, die mit edelmütigen Zügen ausstaffiert sind, während sich seine Abneigung offen gegen schwelgerische Fürsten, dummstolze Adelige, protegierende Beamte und herrschsüchtige Pfaffen kehrt.

Der Mangel an poetischer Begabung zeigt sich bei Nicolai auch in der Form der Darstellung. Wie ein geradliniger seichter Fluss in reizloser Gegend, mit glatten, nur an wenigen Stellen gekräuselten Wellen, so fliesst die Erzählung dahin. Selbst bei Scenen, die ihrer Natur nach

[1]) Der hochsinnige preussische Offizier war bekanntlich eine Lieblingsfigur jener Zeit. — Bei Nicolai stellen Soldaten, wie Minor („Lessings Jugendfreunde", S. 308) bemerkt, gewöhnlich die „exekutive Gewalt der Aufklärung" dar.

zu einer dramatisch-lebendigen Darstellung herausfordern, behält der Verfasser in der Regel die kühl berichtende Form bei. Selten bei anderen Gelegenheiten, als wo es sich um Erörterung von „Meinungen“ handelt, wendet er den Dialog an. Aber dieser ist zumeist recht ungeschickt geführt und hat oft eine erstaunliche Naivität eines der Sprechenden, vorzugsweise des Helden der Geschichte, zur Voraussetzung. — Die Wirkung gut angelegter Scenen wird häufig durch Plattheiten oder durch die ungenügende Fähigkeit zu malender Schilderung gestört. Arm an Empfindung und unzulänglich im Ausdruck sind auch die spärlich eingestreuten Naturbilder.

Nicolais Sprache ist meist gewandt und klar, aber trocken und farblos. Freilich, an der zopfigen Prosa noch der vorhergehenden Jahrzehnte gemessen, bedeutet sein Stil einen entschiedenen Fortschritt.[1]) Das Beste daran stammt aus Lessings Schule. Aber wie auffallend hat sich, seit den „Briefen über den itzigen Zustand etc.“, diese Prägung verwischt unter dem verflachenden Streben des „gesunden Menschenverstandes“ nach Deutlichkeit und Allgemeinverständlichkeit.[2]) Nur an einigen Stellen (besonders im 6. Abschnitt des 7. Buches) glauben wir eine Koncentration des Ausdrucks zu der gedrungenen Sprachkraft Lessingschen Stils zu erkennen. — Auffallend häufig begegnet der Leser des „Nothanker“ unschönen Gleichklängen benachbarter Wörter und sonstigen Kakophonien. Derartige Formfehler, zu denen auch einzelne falsche Konstruktionen, schwerfällige Perioden, Pleonasmen und Berlinismen gehören, dürften indessen mehr der Entstehungsweise des Werkes als dem mangelhaften Sprachgefühle des Autors zuzuschreiben sein. —

Wir haben schliesslich noch die Frage der Abhängigkeit des „Nothanker“ von fremden Werken und Richtungen

[1]) Kritiken und briefl. Urteile rühmen ja auch, wie wir wissen, das „gute Deutsch“, den „schönen und klassischen Ausdruck“ des Romans.

[2]) Vgl. Fichte, a. a. O., S. 42 f.

zu berühren. Im allgemeinen weist er die charakteristischen Merkmale von drei Romangattungen, nämlich des picarischen, des humoristisch-pragmatischen und des didaktisch-polemischen Romans, auf. Am stärksten ist er beeinflusst von Sterne, dessen „*Tristram Shandy*“ er die Titelform, [1]) das pragmatische Grundmotiv und einzelne kleine Züge entnimmt. Aber Nicolai ahmt Sterne nicht sklavisch nach. Vermöge seiner von letzterem grundverschiedenen geistigen Anlage geht er im Plan und Stil des Werks seinen eigenen Weg: nicht die Zickzacklinien des originellen Engländers, sondern die gerade Strasse der gesunden Vernunft. Die „Meinungen“ überwiegen auch bei ihm die Handlungen, aber er verfolgt mit ihnen nicht eine künstlerische, sondern eine polemische Absicht. Und an die Stelle des freien und warmen Humors, der den „*Tristram Shandy*“ durchsonnt, tritt bei Nicolai ein frostiges Witzeln, das seine Berlinische Heimat nicht verleugnen kann. — Mit Fielding hat Nicolai vor allem die realistische, dem Gefühlsüberschwang und den verlogenen Tugendidealen feindliche Lebensauffassung gemein. Ausserdem erinnern einzelne Charaktere und Züge im „Nothanker“ an ähnliche Partien in den Romanen des Engländers, so der Held selbst an den Pfarrer Adams in „*Joseph Andrew*“, der auch sein theologisches Steckenpferd reitet; Stauzius und seine Gesinnungsgenossen an Barnabas u. a. in demselben Romane, u. s. f.[2]) — Wie mit Yorick und dem Pfarrer Adams, so ist Sebaldus Nothanker auch mit dem Pastor

---

[1]) Durch Nicolai wird diese Titelform in Deutschland eingeführt. Während bisher sowohl Romane als Biographien sich nur mit den „Leben und Thaten“, „L. u. Schicksalen“, „L. u. Abenteuern“ u. s. w. ihrer Helden beschäftigt hatten, treten nunmehr, allerdings unter Sternes Haupteinfluss, die „Leben und Meinungen“, „Leben, Thaten und Meinungen“ u. s. f. zahlreich auf, und schon durch diese Überschrift wird das vorwiegend reflektierende Element solcher Schriften betont. Nicolai selbst bediente sich für einen späteren Tendenzroman noch einmal dieser Titelform.

[2]) Vgl. Erich Schmidt, „Richardson, Rousseau u. Goethe“ (1875), S. 67 f.

Primrose, dem ehrlichen und menschenfreundlichen „*Vicar of Wakefield*“, verwandt. Auch dieser tummelt wacker sein theologisches Steckenpferd, bis es ihm verhängnisvoll wird. Das glückliche Familienleben des englischen Landpredigers gleicht dem des Sebaldus (vgl. I, 18 f.), und auch die plötzliche schlimme Wendung und dauernde Missgunst des Schicksals ist beiden gemeinsam.

Es ist leicht verständlich, dass im Zeitalter der Aufklärung, in dem die theologischen Interessen vorherrschten, der Geistliche eine beliebte Romanfigur war. Konnte man doch von ihr aus am leichtesten die Fäden theologischer Polemik spinnen, oder wenigstens theologische Anspielungen in die Schilderung pastoraler Verhältnisse einflechten. Gewöhnlich war der geistliche Held in solchen Romanen eine komische, zu Don Quijotes Geschlecht gehörige Figur. So entstand schon 1758 im Heimatlande des Junkers von der Mancha das satirische „Leben des Predigers Gerundio“ von Pater Isla. Ihm folgte in England, das überhaupt ein günstiger Boden für derartige Produkte war, „Der geistliche Don Quixote“, mit polemischer Spitze gegen die Methodisten, u. a. Verwandt mit diesen Prediger-Romanen, die eine Kategorie für sich bilden, und zu denen auch „Sebaldus Nothanker“ gehört, ist Amorys deistischer Tendenzroman „*The Life of John Buncle*“. Dieses Werk, mit dem sich Nicolai zu einer Zeit viel beschäftigte, wo allmählich der neue Plan des „Nothanker“ festere Gestalt gewann, hat jedenfalls stark anregend auf ihn ge wirkt.[1]) Die später auf Nicolais Veranlassung von Spieren besorgte und von Pistorius mit Anmerkungen begleitete Übersetzung des „*Buncle*“ — bekanntlich die Ursache des heftigen Streites zwischen Nicolai und Wieland — wurde vielfach als Originaldichtung Nicolais angesehen.[2]) —

---

[1]) S. Nicolais Br. an Lessing v. 10. XI. 1770 (a. a. O., S. 398), insbesondere aber seinen Br. an ebendens. v. 8. III. 1771 (a. a. O., S. 448), samt Anm.

[2]) Vgl. Fichte, a. a. O., S. 54. — Gebler fragt am 9. II. 1778

Tiefer und bedeutsamer als alle die erwähnten Einwirkungen auf den „Sebaldus Nothanker“ war ein Einfluss, der äusserlich wenig hervortritt: der Lessings. Er hängt zusammen mit dem innersten Zweck und Grundgedanken des Werks: die „holden Augen der Wahrheit“ wenigstens leuchten zu lassen, wenn es auch nicht ratsam sei, letztere ganz unverhüllt zu zeigen. Wahrheit und Toleranz, die beiden Sterne, die über dem Lebenswerke Lessings strahlten, sie leuchteten auch dem kleineren Geiste auf seiner bescheidneren, in den Niederungen dahinführenden Bahn. Das grösste Lob, das man den geringschätzigen Urteilen über den „Nothanker“, als „Produkt des Berlinismus“,[1]) gegenüberstellen kann, ist: dass ein Hauch Lessingschen Geistes auch aus ihm uns entgegenweht.

(Werner, a. a. O., S. 90) über den „Bunkel“: „Im Vertrauen, ist er ganz Übersetzung, viele wollen es nicht glauben, oder nicht vielmehr zum Theil deutsches Original Nothankerischen Ursprungs?“ — Pistorius hatte am 10. V. 1776 Nicolai aufgefordert, „selbst einen und den andern Beytrag dazu zu machen . . . . Was deucht Ihnen zu dem Einfall, wenn man die Übersetzung nebst den Anmerkungen für des Sebaldus Nothankers Arbeit ausgebe — als unter seinen Papieren gefunden . . . . .“ N. bemerkt dazu: „Diefs wollte ich nicht gern. Man würde glauben es wäre meine eigne Arbeit.“ — Die Vergleiche zwischen dem „Bunkel“ u. dem „Noth.“ fielen stets zu gunsten des letzteren aus. So schreibt Uz am 20. IX. 1778: „Wie ein ganz ander Ding ist der Nothanker!“ Und Kästner im Aug. 1777: „ . . . Der heterodoxe apokalyptische, crusianische Nothanker ist mir doch . . . viel hochachtungswürdiger.“

[1]) Scherer, „Gesch. d. Deutsch. Litt.“ (5. Aufl.), S. 673.

Register.

Abbt 10, 13, 19, 34, 70 f., 72, 94, 104, 111, 114 f., 115, 165.
„Vom Tode für das Vaterland" 108—113, 114.
Adel, deutscher, 145—148, 247, 249.
Afsprung 160, 206.
Alberti 72 f., 74 f., 77, 78, 80.
Altonaer „Postreuter" 206.
Amory, „*The Life of John Buncle*" 20, 162, 166, 213, 264 f.
Anakreontik 12, 116 ff., 247, 249.
Apokalypse 84—88, 90—93, 201, 202, 208, 224, 226 f.
Apokatastasis 51, 87.
Arminianismus 7, 69.
Aufklärung 1, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 30, 37 ff., 41 f., 46 ff., 84, 102, 106, 137, 140, 142 f., 151, 159. 188 f., 244.

Bahrdt 33 ff., 94, 104, 129.
Bardendichtung 11, 131, 247.
Basedow 12, 46, 141, 253.
Bauern, sociale Stellung der, 150.
Bayle 8.
Beamtentum 145.
Bekehrung auf dem Totenbette 29.
Bengel 84, 91, 227.
Berlin 101 ff., 188.
Bibel u. Bibelkritik 8, 31, 32, 34, 35 ff., 43, 58, 228, 249.
„Bibliothek, Allg. deutsche", 2, 12, 15, 16, 18, 19, 20, 22, 34, 52, 57, 70, 71, 72, 73, 85, 111, 115, 117, 127, 129, 130, 134, 135, 141, 144, 160, 165, 166, 168, 195, 196, 204 f., 223, 229, 239.
„Bibliothek d. schön. Wissensch., Deutsche", 12, 16, 118, 126.
„Bibliothek d. schön. Wissensch. u. d. freien Künste, Neue", 193 ff., 200 f.
„Bibliotheek, Nederlandsche", 206.
„Bibliothek d. elend. Scribenten" 126 f.
Blankenburg 107, 194, 200 f., 203.
Bode 135.
Bodmer 2, 11, 117, 130, 131.
Boie 80, 172, 192 f., 196.
Boileau 120.
Bonnet 94.
Brandenburg, s. Preussen.
„Braunschweig. Zeitung" 206.
Breitinger 2, 11, 130.
„Bremer Beiträge" 10, 106.
Bretschneider 73 f., 143, 156, 177 f., 211, 238, 256.
„Junker Ferd. v. Thon" 177, 203, 251.

„Briefe über d. itz. Zust. d. schön. Wissensch. in Deutschl.“ 2, 132, 262.
Bruck, Engelb. vom, 88, 238.
„Anmerkungen“ 239, 242.
„Abbitte“ 242.
Buchhandel, deutscher, 135 ff.
Buchmacherei 137 f., 247.
„Büchse, die“, 199 f., 209 ff.
„*Buncle*“, s. Amory.
Bundesblut 96, 97.
Bürger 192 f., 257.
Büsching 49, 221 f.
Buschmann 117.

Cacault 162.
Calixtus 7.
Campe 12, 160, 189, 204, 231, 244.
„Catechismuslehren v. d. nothank. Schulmeister“ 226, 231—233.
Cervantes, „*Don Quijote*“ 88, 153, 211, 246 f., 264.
Chiliasmus 82, 84, 85, 86.
Chodowiecki 13, 156—159, 176, 205 f.
Christentum 43, 46.
Claudius, Matth., 228, 229.
Clodius 133, 134.
Coccejus 7, 69.
Contius, „Wieland u. seine Abonnenten“ 212.
Cranz, „Fragment eines Schreibens“ u. s. w. 213.
Crusius 82—94, 106.
„Determinierender Grund“ 83, 89, 90.

Damm 218, 223.
Deismus, engl., 8, 9.
Denis 174, 176.
„Deutsche Gesellschaften“ 132 f.
Diderot 193.
„*Dissenters*“ 7.
Dogmatik 43 f., 48.
„Don Quixote, der geistliche“, 180, 264.
Dordrechter Synode 7, 69.
Dutton, Thom., 255.

Ebeling 74, 75, 118, 173 f., 206.
Eberhard 49 ff., 53 ff., 60, 61 f., 66 f., 69, 90 f., 111, 133 f., 155, 169 f., 220, 223.
„Neue Apologie des Sokrates“ 23, 49, 53 ff., 67, 251.
Eckermann 246.
Empfindsamkeit 125 f., 247.
Encyklopädien 140.
Erbsünde 48 f., 96, 100, 240.
„Erfurter gelehrte Zeitung“ 17, 126, 206.
Ernesti 8, 31, 82, 83, 85.
Eschenburg 118, 172, 206.
„Beispielsamml. z. Theor. u. Lit. d. schön. Wissensch.“ 207.
Eudämonismus 44, 49, 50, 53.

Faber 255.
Fichte 140, 155 f., 264.
Fielding 12, 47, 190, 201, 203, 211, 258, 263.
Fite, Madame de la, 255.
„*Formula concordiae*“ 7.
Fortsetzung des „Noth.“, unechte, 153, 246 f.
Francke 95.
„Frankf. gelehrte Anzeigen“ 205.
Franklin 43.
Französ. Wesens, Nachäfferei, 5, 145, 146 f.
Fresenius 29.
Friedrich d. Gr. 1, 4, 6, 10, 13, 73, 101, 109, 144, 148, 160, 168.
Friedrich Wilhelm III. 160.
Frommel, „Seb. Noth.“ 253 f.
Fürstenleben 145, 249.

Gebler 127, 172 f., 174 ff., 177, 247, 264 f.
„Gedanken üb. d. Leb. u. d. Mein. d. H. Mag. Seb. Noth.“ 207 f.
Gefühlsphilosophie 9, 134, 247.
Geistlichen, der,
Stand im allgem. 45 f., 182, 204 f., 234, 235 f., 241.
Tracht 58 f.
sociale Stellung 148 f.
Stellenjägerei ebd.
Einkünfte 62.
Verkehr mit Weltleuten 62, 67.
Lehrfreiheit 59 f., 249.
Gelehrtentum 137 f., 247, 248.
Gellert 11.
Genugthuung 48 f., 230.
Gerichtswesen 150, 249.
Geschichtschreibung 13, 114—116.
Gessner 193.
Gleim 10, 12, 116, 117, 120, 122, 133, 134.
Gluck 177.
Gnade 48 f., 96, 97, 100, 236.
Goethe 11, 12, 83 f., 117, 133, 151 f., 211 f., 238, 257.
Goeze 18, 34, 70—81, 94, 185, 188, 252.
Goldsmith 12, 47, 201, 263 f.
„Gothaische Gelehrte Zeitungen“ 206.
Gott 29, 43, 49.
„Göttinger Gelehrte Anzeigen“ 206.
Gottsched 2, 11, 130, 131.
Gülcher 54, 68, 69, 160, 164, 171 f., 189 f., 206, 211, 238, 247, 255, 260.

Häberlin 116.
Hainbund 11, 131.
„Hallische Gelehrte Zeitungen, Neue“, 6.
Hamann 12, 91, 92, 169, 212.
„An d. Hexe z. Kadmonbor“ 215—224.
Hamburg. Bussgebet 74.
„Hamburg. Nachr. aus d. Reiche d. Gelehrsamk.“ 17, 39 f.
„Hamburg. Neue Zeitung“ 206.
Heidelberger Katechismus 7.
Heiden, Seligkeit der, 49, 53—57, 250.
Heidentum, christl., 46, 235, 241.
Helvetischen Konfessionen, die, 7.
Herder 9, 10, 12, 117, 133, 134 f., 166 ff., 198, 211, 215, 219.
Hermes, J. A., 186 f.
Hermes, J. T., „Sophiens Reise“ 213.
Heterodoxie 21, 38 ff., 44 ff., 48 f., 49 ff., 57 ff., 60, 62 ff., 72 f., 74 f., 159, 188, 204, 226 f., 228 ff., 233, 240.
Heyne 184.
Hobbes 132.
Hochstaeter 256.
Hofstede 53 ff., 206.
Höllenstrafen, Ewigkeit der, 23, 41, 49—53, 71 f., 87, 227, 230, 250 f.
Home 132.
Höpfner 182, 196.
Hymmen, J. W. B. von, 122.

Intoleranz 19, 38, 60 ff., 64, 67, 72, 73, 74 ff., 78 ff., 94, 221, 232 f.
Iselin 144, 180 f.
Isla, „Bruder Gerundio“ 248, 264.

Jacobi, Friedr. Heinr., 196 ff.
Jacobi, Joh. Gg., 12, 88, 104, 116—126, 127 f., 133, 162 f., 188, 193, 196 ff., 209 f., 220.
„Jenaische Gelehrte Zeitung“ 17. 126.

Jerusalem, J. F. W. 44, 172.
Jördens 207.
Judenbekehrung 93 ff.
Jung-Stilling 84, 158, 233–242.

Kant 1, 2, 35, 60, 91, 101, 138.
Kästner 130, 206, 211, 214 f., 247, 265.
Katharina, Kaiserin von Russland, 159.
Kindlebn, „Wilibald Schluterius“ 251—253.
Klockenbring 173.
Klopstock 10, 11, 12, 117, 122 f., 131, 133, 135, 200.
„Gelehrtenrepublik“ 11, 131.
Klotz 12, 15, 16, 17, 18, 33, 103, 117, 126, 128.
Klotzianer 12, 16, 17, 35, 104, 117, 118, 126 f., 129, 134.
Koch, Erdw. Jul., 155.
Kollegianten 69.
Konkordienbuch, s. Symbol. Bücher.
Kosmotheologie 61 f.
Kütner, „Charakt. teutsch. Dichter u. Prosaisten“ 207.

Landgeistliche 47 f.
Lansdowne, Lord, 255.
Lavater 9, 94 f., 133, 157, 209.
Leibniz 8, 9, 23, 50 f., 83, 90.
Leipzig. „Neue Zeit. v. Gelehrt. Sachen“ 205 f.
Lessing, G. E., 2, 9, 10, 12, 13, 17, 20, 23, 30, 36 ff., 50 ff., 74, 102, 107, 109, 117, 130, 131, 135 f., 139, 161 ff., 168, 200, 262, 265.
„Briefe antiquar. Inhalts“ 16, 18.
„Erziehung d. Menschengeschl.“ 9, 36.
„Leibniz v. d. ewig. Strafen“ 23, 50 f., 161 f.
Lessing, Karl, 38.
Litteratur, deutsche, 5, 10 ff., 130 f., 137 ff., 147 f., 187, 196, 203, 257 ff.
„Litteraturbriefe“ 2, 10, 12, 13, 106, 109, 110, 114, 115, 130, 131, 132, 139.
Locke 8.
Loevestein, Schloss, 69.
Longinus 132.
Lorenzokultus 121.
Lotteriesucht 150, 261.
Lüdke 73, 186, 187.
Lutherische Kirche, die, 7.

„Magazin der deutschen Critik“ 201 f.
Marmontel 53 f., 68.
Meersch, van der, 255.
Meil 159.
Mendelssohn 1, 40, 66, 67, 94 f., 101 f., 109, 117, 130, 136, 165 f., 180, 220.
Mengs, Raphael, 13.
Menschenverstand, gesunder, 43, 90, 123, 126, 147, 262.
Merck 169 ff., 257.
Meusel 159 f., 206.
Michaelis, J. D., 8, 31, 32, 88.
Moral, natürliche, 44, 46, 55, 235, 241.
Moser, Friedr. Karl v., 13, 18, 104, 110 f., 113.
Moser, Joh. Jak., 13.
Möser 13, 111, 115, 154, 178 f., 214.
Musäus 173.
Mutzenbecher 55 f., 160 ,188.

Nachdrucke des „Noth.“ 255 f.
Neologie, s. Heterodoxie.
Nepotismus 145.
„Neununddreissig Artikel, die“, 7, 70.

Nicolaiten 12, 16, 126.
Niebuhr 35, 184.
„Nothanker der Andere“ 253.
Nützlichkeitsprincip 2, 8, 9, 12, 20, 36, 44 ff., 140, 244, 248, 260.

Offenbarung 8, 9, 20, 30, 31, 43, 87.
Ökonomisten, s. Physiokr. System.
Oldenbarneveldt 69.
Olearius 246.
Orientalische Studien 32, 33, 35.
Orthodoxie 7, 19, 21, 22, 29, 38 ff., 45 f., 50, 53, 57 ff., 59 f., 60 ff., 70 ff., 94, 102, 180 ff., 204 f., 224—233, 244 f., 250 f., 252.
Englische O. 7, 68, 69 f.
Holländische O. 7, 53—57, 68 f., 159 f., 206, 255.

Pädagogik 12 f., 46 f., 141, 147.
Patrimonialgerichtsbarkeit 150.
Philosophie, kritische, 2 f.
Physiokrat. System 143 ff.
Pietismus 7, 49, 84, 94, 95—101, 102, 181, 182, 233—242, 248, 249, 251, 252.
Pistorius 187, 264, 265.
Pococke 42.
Politische Litteratur 13.
Popularphilosophie 2, 30, 43 f., 49 ff., 54, 137, 140 f.
Prediger-Romane 264.
Predigtamtes, Nutzbarkeit des, 44—48, 244, 249, 250.
„Predigten d. Hrn. Mag. Seb. Noth.“, s. Seybold.
Preussen 4 f., 59, 73, 101 f., 109, 145, 160 f.
Protestant. Kirchen, die, 7.
Puritaner 7.

Quinault 120.
Quintus Icilius (Guichard) 189.

Ramler 95, 194, 220.
Raspe 173.
Rationalismus, s. Vernunftreligion.
Rechtfertigung 48.
Reformierte Kirche, die, 7.
Reformierten in Hamburg, die, 74—77.
Reich, das deutsche, 4, 5, 108 f.
Reichsexekutionsarmee 145.
Reichskammergericht 150.
Reimarus 9.
Reinsburger 69.
Reiske 32, 33, 35.
Remonstranten 69.
Renfner 255.
Resewitz 19, 46, 71, 185 f., 231.
„Revision d. Teutsch. Litt.“ 202 ff.
Richardson 11, 12, 258.
Riedel 17, 104, 118, 126—132, 163, 176 f., 206, 248.
Rochow, v., 46 f., 141, 188 f., 249.
Romanlitteratur, deutsche, 11, 12, 177, 187, 203, 257 ff.
Rousseau 12, 229.

Sack 9, 31.
Schäfer, Superintendent, 66.
Schelling, Mag., 35.
Schiller 215.
Schlenker 191 f.
„Schleuderwurf, der verunglückte“, 238 f.
Schlosser 46, 249.
Schlözer 116, 138.
Schmid, Ch. H., 104, 133 f.
Schmidt, Klamer, 210.
Schöpfel, „Martin Flachs“ 203, 251.
„Schreiben an den Hrn. G. S. L**“ u. s. w. 224 f.
Schriftstellerei 137 f.
Schrökh 184, 205 f.
Schubart 154, 244.

Schwager, „Martin Dickius“ 203, 248—251.
„Schwarze Zeitung“, s. „Hamb. Nachr. aus d. R. d. G.“
„Scurrilische Briefe“ 127.
Semler 8, 9, 31, 60, 88, 184 f.
„Sendschreiben an d. Verf. des ... Seb. Noth.“ 226 f.
Seybold, „Predigten d. Hrn. Mag. Seb. Noth.“ 243—245, 249.
Shaftesbury 44.
Siebenjähr. Krieg, der, 4 f., 10, 13, 112, 113 f.
Smollet 203, 211.
Sociale Zustände 5, 148 f., 150.
Spalding 20, 30, 44 ff., 135, 221.
„Über d. Nutzbark. d. Predigtamtes“ 9, 39 f., 45—47.
Spener 7.
Spieren 264.
Springer 182 f.
Sterne 12, 47, 85 f., 117, 118, 190, 201.
„*Tristram Shandy*“ 12, 85, 107, 247, 248, 263.
„Steckenpferde“ 85 f., 201, 202, 208, 226, 232, 233.
Stiebritz 209.
Sturm, Chph. Chn., 134.
„Sturm und Drang“ 11, 172, 212, 238.
Sulzer 141.
Symbolischen Bücher, die, 7, 20, 57–66, 72, 203 f., 227, 230, 231 f., 249, 251.

Teller, Abr., 9, 34, 44, 85, 221, 228.
Theologie, Vorherrschaft der, 18 f., 151 f.
Theopneustie 31.
Thümmel 159, 171 f., 193 f., 247, 257.
„Wilhelmine“ 24, 47, 104—108, 145 f., 148, 149, 171, 172, 177, 188, 193 f., 200 f., 205, 208, 209, 218, 232, 246, 251, 252, 255, 258.
Tieck, „Prinz Zerbino“ 213 f.
Tindal 43.
Toleranz 6, 9, 37, 41 f., 93 f., 95, 101 f., 227, 230 f., 232 f., 248, 249, 265.
Tyssel 55.

„Über d. Leb. u. d. Mein. d. H. Mag. Seb. Noth.“ 208 f.
Übersetzungen des „Noth.“ 254 f.
Übersetzungslitteratur, deutsche. 138 f.
Universitäten 138, 142, 249.
Unsterblichkeit 29 f., 43.
Unzer 183.
Uz 173, 257, 265.

„Vademecum f. lustige Leute“ 17, 111, 132 f.
Vernunft 30, 31, 36, 43, 87, 226, 228, 230, 233.
Vernunftreligion 8, 9, 20, 22, 29, 30, 31, 36, 43, 44, 48, 93, 96 f.
Voetius 69.
Volkserziehung 46 ff., 244.
Voltaire 114, 116, 229, 230, 236, 237, 241.

Wagner, „Prometheus, Deukalion u. seine Recens.“ 211 f.
Wahrheit 21, 37, 41, 265.
Walch 187 f.
Waldeck, Friedr., Fürst zu, 190 f.
Weiss (Wyfs) 255.
Weisse, Chr. Fel., 130, 193 ff., 212.
Westfeld, Mad., 191.
Wezel, „Tobias Knaut“ 203, 247 f.
„Belphegor“ 203.

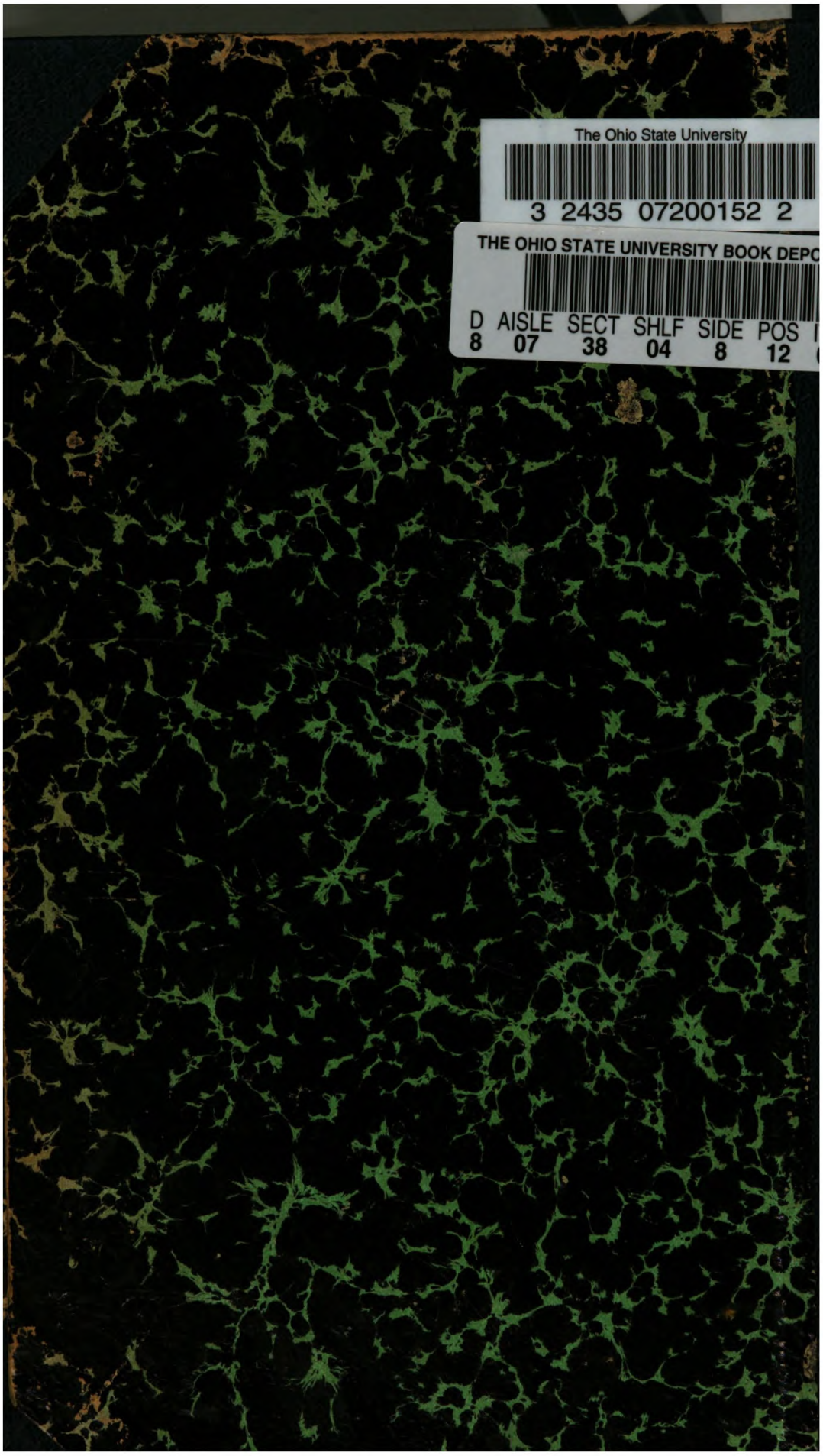
Wiedergeburt 48, 96, 97, 100, 236.
Wieland 11, 12, 139, 162, 184, 195—200, 212, 213, 257, 258f., 264.
„Merkur“ 139, 184, 195—200, 219, 244.
„Agathon“ 180, 242, 258.
„Der Goldne Spiegel“ 183, 258.
„Danischmende“ 175f., 258.
„Wiener Diarium“ 206.
Winckelmann 13, 107.
Winkler 75, 78, 81.
Wissenschaft 137, 140f.
Wolf, Christ., 8, 83, 89, 90, 106.
„Zureichender Grund“ 83, 89.
Wöllner 160.
„Wörterb., neues, auf eine and. Manier v. d. Nothank. Schulmeister“ 226, 227—231.

Ziegra 39, 217.
Zimmermann 179f., 196, 237, 257.
Zinzendorf 96.
Zollikofer 20, 44.

Lippert & Co. (G. Pätz'sche Buchdr.), Naumburg a. S.

MAR 28 1952

MAIN STACKS


The Ohio State University
3 2435 07200152 2
THE OHIO STATE UNIVERSITY BOOK DEPO
D AISLE SECT SHLF SIDE POS
8 07 38 04 8 12